

HEYNE
BÜCHER

Das Schwarze Auge

SCHATTEN AUS DEM ABGRUND

BARBARA BÜCHNER



ROMAN

Aventurien heißt die phantastische Spielewelt voll kühner Abenteuer, Magie und farbiger Exotik, erschaffen von einem Spezialistenteam und ausgebaut von Tausenden begeisterter Spieler. Es ist der Schauplatz des heute größten deutschen Fantasy-Rollenspiels Das Schwarze Auge. Die Romane der gleichnamigen Serie lassen uns diese Welt noch viel unmittelbarer und plastischer erleben.

Die Hexen Ofrim und Morla stecken in der Klemme. Borbarad, der Meister der Dämonen, will sie für seine bösen Pläne einspannen, und gleichzeitig kommt Inquisitor Kunrad von Marmelund in die Baronie der Geschwister, um Anhänger der dämonischen Echsenkulte aufzuspüren.

Als er Ofrim der Folter unterwirft, bleibt dem verzweifelten Baron nur die Zuflucht zu einer phantastischen Lüge.



1. Band: Ulrich Kiesow, *Der Scharlatan* · 06/6001
2. Band: Uschi Zietsch, *Túan der Wanderer* · 06/6002
3. Band: Björn Jagnow, *Die Zeit der Gräber* · 06/6003
4. Band: Ina Kramer, *Die Löwin von Neetha* · 06/6004
5. Band: Ina Kramer, *Thalionmels Opfer* · 06/6005
6. Band: Pamela Rumpel, *Feuerodem* · 06/6006
7. Band: Christel Scheja, *Katzenspuren* · 06/6007
8. Band: Uschi Zietsch, *Der Drachenkönig* · 06/6008
9. Band: Ulrich Kiesow (Hrsg.), *Der Göttergleiche* · 06/6009
10. Band: Jörg Raddatz, *Die Legende von Assarbad* · 06/6010
11. Band: Karl-Heinz Witzko, *Treibgut* · 06/6011
12. Band: Bernhard Hennen, *Der Tanz der Rose* · 06/6012
13. Band: Bernhard Hennen, *Die Ränke des Raben* · 06/6013
14. Band: Bernhard Hennen, *Das Reich der Rache* · 06/6014
15. Band: Hans Joachim Alpers, *Hinter der eisernen Maske* · 06/6015
16. Band: Ina Kramer, *Im Farindelwald* · 06/6016
17. Band: Ina Kramer, *Die Suche* · 06/6017
18. Band: Ulrich Kiesow, *Die Gabe der Amazonen* · 06/6018
19. Band: Hans Joachim Alpers, *Flucht aus Ghurenia* · 06/6019
20. Band: Karl-Heinz Witzko, *Spuren im Schnee* · 06/6020
21. Band: Lena Falkenhagen, *Schlange und Schwert* · 06/6021
22. Band: Christian Jentzsch, *Der Spieler* · 06/6022
23. Band: Hans Joachim Alpers, *Das letzte Duell* · 06/6023
24. Band: Bernhard Hennen, *Das Gesicht am Fenster* · 06/6024
25. Band: Niels Gaul, *Steppenwind* · 06/6025
26. Band: Hadmar von Wieser, *Der Lichtvogel* · 06/6026
27. Band: Lena Falkenhagen, *Die Boroninsel* · 06/6027
28. Band: Barbara Büchner, *Aus dunkler Tiefe* · 06/6028
29. Band: Lena Falkenhagen, *Kinder der Nacht* · 06/6029
30. Band: Ina Kramer (Hrsg.), *Von Menschen und Monstern* · 06/6030
31. Band: Johan Kerk, *Heldenschwur* · 06/6031
32. Band: Gun-Britt Tödter, *Das letzte Lied* · 06/6032



- 33. Band: Barbara Büchner, *Das Galgenschloß* · 06/6033
- 34. Band: Karl-Heinz Witzko, *Tod eines Königs* · 06/6034
- 35. Band: Hadmar von Wieser, *Der Schwertkönig* · 06/6035
- 36. Band: Barbara Büchner, *Schatten aus dem Abgrund* · 06/6036
- 37. Band: Barbara Büchner, *Seelenwanderer* · 06/6037
- 38. Band: Hadmar von Wieser, *Der Dämonenmeister* · 06/6038
- 39. Band: Christel Scheja, *Das magische Erbe* · 06/6039
- 40. Band: Linda Budinger, *Der Geisterwolf* · 06/6040



BARBARA BÜCHNER

SCHATTEN AUS DEM ABGRUND

*Sechsenddreißigster Roman
aus der
aventurischen Spielewelt*

begründet von
ULRICH KIESOW

Originalausgabe



WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY
Band 06/6036

Besuchen Sie uns im Internet:
<http://www.heyne.de>

Umwelthinweis:
Dieses Buch wurde auf chlor- und
säurefreiem Papier gedruckt.

Redaktion: Horst Schranz
Copyright © 1998
by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München
und Fantasy Productions, Erkrath
Printed in Germany 1998
Umschlagbild: Arndt Drechsler
Kartenentwurf (Seite 6/7): Ralf Hlawatsch
Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München
Technische Betreuung: M. Spinola
Satz: Schaber Datentechnik, Wels
Druck und Bindung: Presse-Druck, Augsburg

ISBN 3-453-14041-9

SEINE Gedanken glitten durch die mächtigen und unergründlichen Labyrinth seines Geistes wie durcheinander wimmelnde Schlangen, jeder auf seinem vorgesehenen Wege – ein Pandämonium flackernder Bilder und unhörbarer Geräusche. Einen Lidschlag lang schweifte einer dieser Gedanken von seinen titanischen Plänen ab und wandte sich zwei Gestalten zu, die wie Figürchen auf einem Spielbrett vor ihm erschienen, eins elfenbeinweiß, eins ebenholzschwarz.

Das weiße Figürchen trug den Namen Kunrad von Marmelund, das schwarze den Namen Ofrim von Roswylde. Zwei Feinde, die den Plänen des Meisters im Wege standen – und einer des anderen Feind. Sekundenlang zögerte der Gedanke, dann war es, als fegte eine gewaltige Hand beide Spielfiguren vom Brett. ER hatte einen Weg gefunden, wie er einen Gegner durch den anderen vernichten konnte, so daß sie beide zugleich in die niederhöllische Finsternis führen.

g f i r n s O z e a n



Uelitz Land

Paal

Rio

Korburg

Festum

Neersand

Orkland

Tiefbusen

Trallop

Balibo

Lowangen

Thorwal

Andergast

Webrbeim

Warunk

Nostris

Habena

Gareth

Pericall

Grangor

Fasar

Zorgan

Khüncböm

Mberwed

Vinsalt

Kustik

Wüste

Kboms

Tbalusa

Luzak

fu

vi

so

pen

nseln

Al Anfa

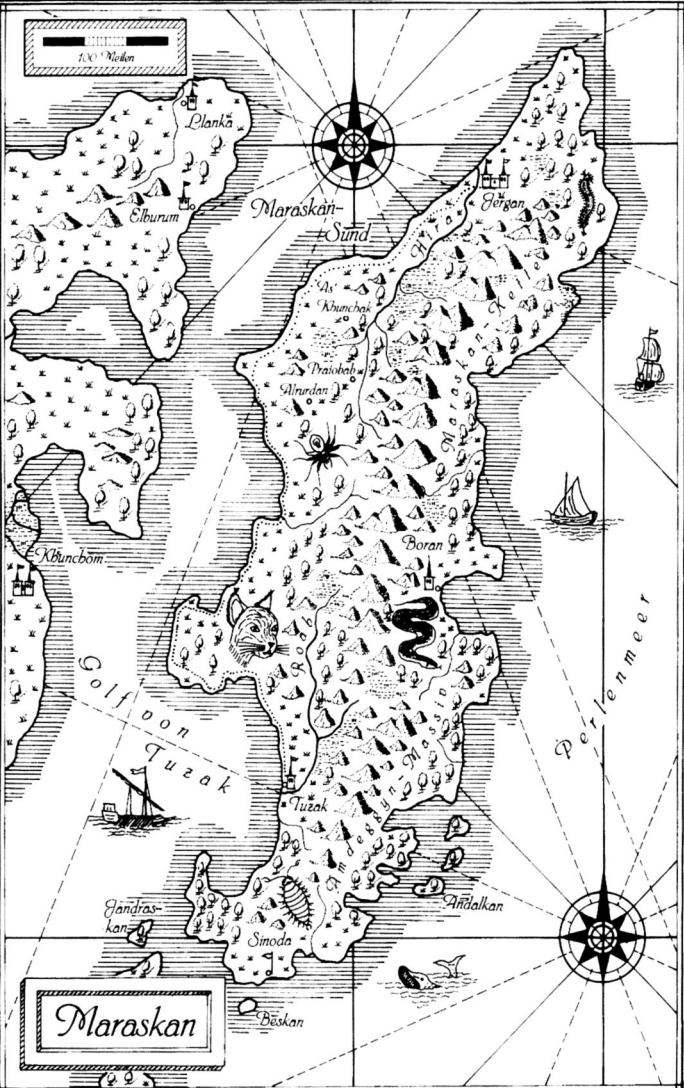
Altoom

Malaskan

Perlenmeer

Waldinseln

Aventurien



Plankā
Elburum

Maraskan-
Sund

Jergan

As
Khunchak

Prasobab
Alurdan

Boran

Khuncbom

Golfoon
Tuzak

Tuzak

Jandras-
kan

Simoda

Andalkan

Baskan

Maraskan

Perlenmeer



1. Kapitel

Die Trommeln dröhnten dumpf. *Taromm ta tomm, tomm* rollten die Schlegel über das Kalbfell. Die Luft war dumpf und schwül wie nur selten im Efferd, der Himmel hatte einen gelblichen, unnatürlichen Glanz. Der Marktplatz von Elburum war gedrängt voll mit Menschen.

Viele davon, vor allem die aus der vornehmen Gesellschaft, waren in Schwarz gekleidet, wie es dem Anlaß geziemte; die Damen trugen zierlich gewirkte Spitzenschleier. Sie standen Schulter an Schulter zwischen den Häusern, aus deren Fenstern schwarze Tuchfahnen hingen, und bestaunten die feierliche Prozession, die dem Inquisitor folgte. Für die Begriffe der Praioskirche war es ein winziges Häuflein, knapp fünfzig Mann, die da würdevoll unter dem goldenen Greifenbanner einherschritten, aber für Aranien – wo die Heilige und Reichskirche kaum Fuß gefaßt hatte – waren schon fünfzig Praiosgeweihte eine gewaltige Menge. Das Volk gaffte mit offenem Mund, als die beiden Inquisitoren, die einfachen Geweihten, Sonnenlegionäre und dienenden Brüder heranzogen.

Sie sammelten sich um das Schafott in der Mitte des Platzes und begannen zu singen, einen der tri-

umphierenden Lobgesänge, von denen so viele dem Göttervater zu Ehren gedichtet wurden. Hell und klar erklangen ihre Stimmen, wußten sie doch, daß sie ein praiosgefälliges Werk taten. Bunte, goldbestickte Fahnen mit dem Bildnis des Heiligen Gilborn von Punin flatterten träge in der staubigen Hitze. Arm-lange Kerzen wurden entzündet. Als der Hymnus endete, stieg der Inquisitor die Stufen hinauf, um angesichts der Verurteilten eine Predigt zu halten.

Die Hexe Dschejde Kunkelin war zum Tode verurteilt worden, eine Hebamme aus der Umgebung von Elburum. Auf dem schwarz verhangenen Blutgerüst stand ein Faß, das mit Steinen gefüllt war, darin steckte bis zum halben Leib ein nacktes, mit Ketten gefesselttes Weib. Auf ihrem kahlgeschorenen Kopf saß – zum Zeichen, daß sie bereut hatte – statt der üblichen gelben eine spitze weiße Papiermütze, die mit heiligen Sprüchen beschrieben war. Die Zauberin war eine wohlbeleibte Frau und ihre bloßen Brüste hingen schwer am Leib herab. Einer der Henkersknechte griff hin und kniff lüstern in das schwammige Fleisch, was die Gaffer zum Lachen brachte, aber augenblicklich traf ihn der lodernde Blick des Inquisitors mit einem so zornigen Ausdruck, daß er zitternd zurückwich.

Der Hochgeweihte Kunrad von Marmelund war ein Mann von fünfunddreißig Jahren, hochgewachsen

und von ungewöhnlicher Schönheit. Wie er da in der goldfarbenen, mit roten Greifen durchwirkten Robe auf dem Gerüst stand, war es, als wäre einer aus dem Himmlischen Hof der Illuminierten selbst zur Erde herabgestiegen. Seine Züge waren wie aus Marmor gehauen, die Lippen bleich, die saphirblauen Augen groß und strahlend. Das kurzgelockte blonde Haar war unter einer goldfarbenen Sammethaube verborgen. In der Rechten hielt er den Sonnenstab.

Er begann mit klarer, weithin klingender Stimme zu sprechen, und augenblicklich verstummte auch das letzte Murmeln im Volk, als er die Worte intonierte: »Jene, die rein im Geist und reinen Herzens sind, verzeichnet Praios im Goldenen Buch, und Er nimmt ihre Geister zu sich, damit sie den Glanz der Sonne vermehren. Oh, wie wird deine Seel frohlocken und jubilieren, wenn ihr das widerfähret! Denn Praios' Paradies ist das prächtigste von allen: Ein Glanz ist da wie von tausend Sonnen ...«

Die Augen der todgeweihten Hexe hingen mit einem verzückten Ausdruck an ihm.

Er sprach lange. Den Zuschauern klebten die Kleider am Leib, da und dort sackte jemand in der Hitze vor Erschöpfung zusammen, aber der Inquisitor kümmerte sich nicht darum. Er sprach mit leidenschaftlicher Eindringlichkeit von Praios' Macht und Ruhm und der Ehre Seiner heiligen Kirche. »Wie eine

Mutter«, rief er, »nimmt sie die Irrenden auf, so sie bekennen und von ihren bösen Wegen abweichen ... Und nun sprich, ehrloses Weib, bekenne deine Sünden, damit man sehe, ob deine Reue echt sei!«

Die Hexe öffnete mühsam den Mund. Ihr kahler Kopf war puterrot von der Schwüle und dem Gewicht der Steine, die den unteren Teil ihres Körpers bedeckten, sie keuchte, aber ihre Stimme war deutlich hörbar. »Ich war mein Leben lang den Dämonen verfallen ... in ihrem Auftrag habe ich das Korn faulen und das Kalb in der Kuh mißraten lassen ... ich habe mich in eine Sau verwandelt und in dieser Gestalt mit den Dämonen Unzucht getrieben ...«

Der Geweihte brauchte sie nicht anzutreiben – sie sprach beinahe so lange wie er. In den schwärzesten Farben schilderte sie ihre Bosheit, um dann den jubelnden Ausruf hören zu lassen: »Aber ich habe bereut! Ich habe mich unter den göttlichen Greifen gebeugt! Sein Paradies erwartet mich!«

Die Zuschauer schwiegen. Die Gegenwart des Inquisitors machte ihnen allen Angst. Schließlich wußte keiner, ob das Sonnenzepter ihn nicht als den nächsten Verdächtigen kennzeichnen würde.

»Praios Lob und Dank!«, rief der Inquisitor laut.

Augenblicklich fielen die Leute ein, erleichtert, weil sie jetzt wenigstens wußten, was sie tun sollten: »Praios Lob und Dank!«

Unter dem Schutz des allgemeinen Geschreis wandte sich ein Stadtfremder mit gedämpfter Stimme an einen Bürger: »Was geschieht hier?«

»Wie Ihr hört«, gab der Bürger zur Antwort. »Die Kunkelin hat Hexerei und Fluchzauberei getrieben, aber unter den wohltätigen Ermahnungen der Inquisition hat sie Reue gezeigt. Nun wird sie seit drei Tagen hier auf dem Marktplatz ausgestellt, um Praios' Kraft und Ruhm zu bezeugen.«

»Und dann wird sie freigelassen?« fragte der Fremde.

Der Bürger zuckte die Achseln. »Wo denkt Ihr hin! Schließlich ist sie eine überführte Daimonologia. Morgen wird man sie hier am Platz pfählen und auf dem Scheiterhaufen verbrennen.«

Der Fremde schwieg, und über den Platz hallten von neuem die Dankesreden der Verurteilten an die gar milden und väterlichen Geweihten der Heiligen Inquisition.

Weißer Rauch stieg aus dem eisernen Räuchergefäß in der Halle von Roswylde. Ofrim von Roswylde, der Herr des Schlosses, saß vor dem Tisch und fächelte mit gemächlichen Handbewegungen den Rauch in seine Richtung, um ihn tief einzuatmen.

Der Schloßherr schien ein Mann um die Dreißig zu sein, obwohl er tatsächlich weit älter war. Sein Körper

war hochgewachsen und schlank und ließ mehr an die geschmeidige Eleganz des geschickten Fechters denken als an die rauhe Kraft des Schwertmeisters – und tatsächlich war Ofrim geschickt im Kampf mit Stock und Degen. Nach tulamidischer Sitte trug er enge Beinlinge und ein wadenlanges, in der Mitte mit einer Schärpe gegürtetes Gewand, jedoch keinen Turban. Seine Hände waren schmal und edel geformt, aber die Nägel daran waren lang, hart und hornig wie Tierkrallen.

Sein Gesicht – ein bleiches Männergesicht von vampirhafter Schönheit – lag tief in den Schatten. Das Feuer im Drachenkamin warf rötliche Lichter auf sein bronzebraunes Haar, das er rundum aus der Stirne zurückgekämmt trug. Glatt und offen hing es ihm bis weit über Schultern und Rücken hinab und hatte ihm den Beinamen Mawr Bian, Seidenhaar, eingebracht. Die schwarzen Augen waren halb geschlossen, ein Ausdruck von Verzückung lag auf seinen Zügen.

Auf dem Grund des Räuchergefäßes schmorte zwischen alchymischen Spezereien ein menschliches Auge.

Der Schloßherr spürte, wie der Rauch sich mit seinem Atem mischte und seine zauberische Wirkung auf ihn auszuüben begann. Sein Körper wurde allmählich steif, seine Glieder kalt, während sein Blick immer weiter und weiter nach Nordosten wanderte ...

hinaus über die tückischen Gewässer des Perlenmeers bis zu den fernen, dem Auge nicht mehr sichtbaren Felsgiganten im Nordosten: dem Ehernen Schwert. Und inmitten dieses ungeheuerlichen Gebirges mit seinen ifirnsweißen Hörnern und Schlünden sah er die Dämonenfestung vor sich, den Turm der Macht.

Sein verzauberter Blick schweifte über die mächtigen Fundamente, die Türme und Zinnen, die sich Stufe um Stufe bis in den bleifarbenen Himmel erhoben. Er drang ins Innere des Turmes ein, glitt über endlose Korridore mit blinden Fenstern und verzerrenden Spiegeln, durch lange Fluchten von Räumen, die sich einer in den anderen öffneten, über endlose Treppen. Nur – da war eine Dunkelheit, die auch sein magiegeschärfter Blick nicht zu durchdringen vermochte. Wie ein Spinnennetz hing es über den innersten Gemächern der Zitadelle, wie ein alles erstickender Schleier.

Eine lange Zeit verharrte Ofrim so in Trance, reglos und stumm, während seine schwarze Katze Merewin ihn von einem Uhrgehäuse herunter beobachtete. Dann zerschmolz das schmorende Auge, und der magische Rauch verwandelte sich in bittere, übelriechende Schwaden.

Mit einem tiefen Atemzug kehrte der Sohn Satuarias in sein waches Bewußtsein zurück.

»Du denkst gefährliche Gedanken, mein Bruder.« Morla, die Schwester des Hexers, saß auf der Kante des Tisches aus Ebenholz und ordnete mit trägen Bewegungen ihr reiches, zu einer komplizierten Frisur geflochtenes und gelocktes, nachtdunkles Haar. Sie war eine zierliche und sehr schöne Frau, der man das Elfenblut in der Familie deutlicher ansah als Ofrim. Ihre Augen wirkten wie aus Onyx geschnitten, so groß und starr standen sie in dem marmorblassen Gesicht. Der Mund leuchtete wie eine vollerblühte Rose. Ein steifes Korsett aus Seide und Spitzen umfaßte ihren Körper mit festem Griff, brachte die jungmädchenhaften Brüste und die köstlich gerundeten Hinterbacken zur Geltung.

Der Hexer hob den Blick. In seinen Augen blitzte ein giftiger Funke auf. »Ich denke an den Statthalter Borbarads. Gestern kam wieder ein Bote aus Maraskan mit einem Befehl. Ich habe es satt, von Helme Haffax, dem Verräter, Befehle entgegenzunehmen.«

Die Frau antwortete mit leiser, dunkler Stimme: »Hüte deine Gedanken, mein Bruder. Die gegen den Statthalter des Dämonenmeisters und die Schlangenleibige aufbegehren, haben ein kurzes Leben und einen langen Tod.«

Der Hexer biß sich zornig auf die vollen, beinahe wulstigen Lippen. »Niemand hört mich außer dir, Morla. Wenn ich dir nicht mehr vertrauen könnte, wem dann? Seit einem Jahr bin ich nichts Besseres als

ein Knecht. Helme Haffax schickt mir Befehle; ich muß sie ausführen. Bevor die Finsternis über Maraskan kam, waren wir unsere eigenen Herren.«

Er hatte rasch und abgehackt gesprochen, ein Zeichen der Erregung, die in seiner Brust bebte. Ein langes Leben hindurch – wie alle Halbelfen genoß Ofrim Seidenhaar eine beinahe ewige Jugend – hatten Roswylde und das umliegende Land seiner Schwester und ihm gehört, wie es vor ihnen ihrer Mutter gehört hatte. Er war der unumschränkte Herr über Land und Bewohner gewesen. Seit der Schatten im Osten aufgezogen war, war er nichts mehr. Ein bloßer Vasall am dämmrigen Rand des Reiches des Finsternis, ein unbedeutender Knecht – ja noch schlimmer, ein Sklave – des übermächtigen Borbarad und seines Statthalters auf Maraskan.

Seine feingliedrigen Hände ballten sich zu Fäusten. Er dachte an den geflügelten Boten, der an diesem Morgen gekommen war, um ihm voll Hochmut und Verachtung einen Befehl auszurichten. Nicht einmal mehr dieses mißgestaltete Ungeheuer respektierte ihn.

Morla betrachtete ihn aus Augen, über die sich schwere Lider senkten. »Wir werden uns klug anstellen müssen, wenn wir uns ihm entziehen wollen. Du bist ein Meister in deiner Kunst, aber Borbarads Statthalter sind größer als du.«

»Es gibt Mächte, die größer sind als Helme Haffax,

der Verräter, und die Schlangenleibige.« Er stieß die Worte mit zuckenden Lippen hervor. In seinem Herzen rangen Zorn und Furcht. Er wußte, daß seine Schwester recht hatte; wenn der Statthalter des Dämonenmeisters sein Aufbegehren auch nur ahnte, würde er ihm ein langsames und qualvolles Ende bereiten. Auf seinen magischen Reisen hatte Ofrim auch die Kerker der Dämonenfestung gesehen, und kalte Furcht hatte ihm den Atem genommen. Aber er konnte die Rebellion nicht länger zügeln, die in seinem Herzen brannte wie eine schweflige Flamme.

»Und du willst dich mit diesen Mächten verbünden?« Morla stand auf und kam näher, als fürchtete sie, daß sie selbst in der leeren, stillen Halle belauscht werden könnten. Sie trat nahe an ihren Bruder heran und setzte sich vor ihn auf den Tisch. Mit einer trägen, katzenhaften Bewegung stellte sie einen Fuß im roten Pantoffel auf seinen Schenkel, während sie sich aufmerksam lauschend vorbeugte.

Ofrim nickte. »Ja. Wir können unsere Kraft mit der Borbarads oder der Schlangenleibigen nicht messen, aber unser Wissen hat tiefere Wurzeln als seines. Waren wir Hexen nicht die ersten Menschen, die Zauberkräfte besaßen, lange bevor die Studiosi sie mühselig aus Büchern lernten? Seine Kunst ist kalt und leblos; ich habe das Wissen im Blut wie alle, die vor mir kamen. Unsere Mutter drückte mir das Mal auf die Stirn,

als sie mich das erstemal in die Wiege legte. Borbarads Knechte haben die Kunst studiert; ich bin zum Hexer geboren worden.« Er blickte auf, Triumph in den umschatteten Augen. »Ich habe es nicht nötig gehabt, *taubra* zu tun und einen Pakt mit den Erzdämonen zu schließen. Ich habe die Kraft in mir, wie du sie hast, Schwester.« Seine Fingerspitzen glitten zärtlich über die Zehen des Fußes, der sich in seinen Schenkel drückte. »Wenn wir sie richtig einsetzen, müssen wir am Ende gewinnen.«

»Du hoffst viel.« Sie beugte sich vor und ordnete liebevoll eine Haarsträhne, die ihm ins Gesicht gerutscht war. »Und du trittst zwischen zwei Feuer – die Heilige Inquisition auf der einen und die Dämonenfestung auf der anderen Seite. Seit der Schatten im Osten erschienen ist, hat die Praioskirche in Aranien wieder an Macht gewonnen. Ihr Inquisitor Kunrad von Marmelund reist durchs Land und läßt das Hexenvolk ausheben. Man sagt, er habe einen spitzen eisernen Pfahl schmieden lassen, auf den er die Malefikanen speißen läßt, um sie so zu verbrennen.«

»Ich weiß.« Mit einer unvermuteten Geste streckte Ofrim beide Arme aus und zog die Frau eng an sich. Sein Kopf ruhte an ihrer Brust. Die Lippen dicht an ihren Busen gepreßt, flüsterte er: »Ich habe einen Plan, Schwester.«

Im Goldenen Tempel zu Fasar spendete der Hochgeweihte Rufus Bela von Crontz-Fornsay, Erster Sekretär und Schatzmeister des Wahrers des Lichts, des Erhabenen Lazlo Fitz Stratzburg, dem gläubigen Volk den Segen. Ein unmäßig dicker Mann mit einem birnenförmigen Kopf, stand er in seinen weißgoldenen Roben in der Greifenhalle und hob die Hand mit einer würdevollen Gebärde über die Frommen, die demütig auf dem Marmorboden des Tempels knieten. Rund um ihn scharten sich die Geweihten und Inquisitoren in ihren roten und weißen, mit dem goldenen Greifensymbol verzierten Roben, die Sonnenlegionäre und Tempeldiener, Sängerknaben und dienstbaren Brüder.

Hunderte Kerzen spiegelten sich in den Marmortafeln, obwohl das Sonnenlicht durch hohe Fenster in den Tempel floß und ihn strahlend erhellte. Die feierliche Musik von Pauken und Zimbeln untermalte das Ende des Gottesdienstes.

Der heilige Mann fühlte sich unbehaglich: Er hatte zum Frühstück zwei Kannen Raschtulswaller Wein getrunken und ein gebratenes Hähnchen in Zuckerkruste verzehrt – zusätzlich zu seinem gewöhnlichen Frühstück aus Fleischpastete, Brot, Honig und Datteln –, und jetzt rumpelte und rülpste es in seinen Gedärmen, als wollte das Hähnchen davonflattern. Er dachte an das hilfreiche Tränklein, das in seinem Wohnhaus in

einem Schrank aus Rosenholz stand. Ein Apothecarius mischte es ihm – kostenlos, zum Dank dafür, daß Forsay sich seine Hexenküche nicht näher angesehen hatte –, und es wirkte Wunder, sooft sein Leib von verschlagenen Winden zu bersten drohte.

Mit einer ungeduldigen Geste verabschiedete er die letzten Gläubigen und watschelte in den Nebenraum, um die Opfertgaben zu überprüfen. Seine wulstigen Finger wühlten gierig im glänzenden Gold. Er hatte eine gewaltige Predigt gehalten, voll finsterner Drohungen und süßer Verheißungen, und wie immer, wenn die Frommen kräftig durchgerüttelt wurden, hatten sie tief in die Taschen gegriffen. Er schob die Opferkörbe beiseite. »Der Herr Praios wird zufrieden sein«, lobte er mit einem bedächtigen Kopfnicken. »Und nun bringt mich nach Hause.«

Obwohl er in den Priestergemächern des Tempels wohnte, ging er nie zu Fuß, sondern ließ sich in einer Sänfte von vier riesenhaften Utus tragen. Seine schwarzen Pferde, wie er sie nannte, waren sein ganzer Stolz: Niemand in Fasar konnte etwas Ähnliches aufweisen wie die rotgoldene, kostbar geschnitzte Sänfte mit den rosenfarbenen Vorhängen, die die vier Riesen durch die Stadt schleppten.

Zuhause angekommen, ließ Rufus Bela Crontz-Forsay sich schwer auf den gepolsterten Diwan fallen, auf dem er seine Tage zu verbringen pflegte. Hier,

in dem verschwenderisch ausgestatteten Raum mit den zahllosen Kerzen, hielt er Audienz, hier empfing er seine Spione und Agenten, hier ließ er sich von den Inquisitoren Bericht erstatten. In einem goldenen Käfig am Fenster hockte ein Äffchen – ein Geschenk einer der vornehmen Familien der Stadt. Crontz-Fornsay schätzte das Tier mehr, als er offenkundig werden ließ: Es ergötzte ihn, wenn der Affe in der unzüchtigen Art dieser Geschöpfe an seinen Levthansfrüchten herumspielte und an seinem Schaft zupfte, bis er steif und rot aus der grauen Haut ragte.

Crontz-Fornsay wandte sich an seinen Leibdiener und Sekretär, einen dunklen, weibischen Menschen mit öligen Löckchen. »Was steht heute noch an, Chaddim?«

Der Diener zog eilfertig ein Schreibtäfelchen aus dem Gewand. »Der Ordentliche Inquisitionsrat Kunrad von Marmelund wird zur dritten Stunde nach Mittag bei Euch vorsprechen.«

»Ach! Worum geht es? Ich habe es vergessen.«

»Um die verfluchten Hexen in Aranien, Euer Hochwürden. Der Inquisitor möchte Euch Bericht erstatten, welche Erfolge er bislang erzielt hat.«

»Gut, gut. Ich höre, er war sehr fleißig. Praios wird ihn dafür segnen. Und nun lauf in die Küche, Chaddim, und bring mir ein paar Bierküchlein und eine Kanne Raschtulswaller Wein, damit ich mich bis zum

Mittagessen stärke. Sag dem Koch, er soll mir ein Dutzend gebratene Heckenschmätzer in Zuckerrohrsoße zur Vorspeise auftragen lassen.«

Sobald Chadim ihn verlassen hatte, wühlte er sich bequem in die Polster und gestattete den quälenden Winden in seinen Innereien, mit lautem Geräusch zu entweichen. Danach fühlte er sich beträchtlich wohler. Er nippte noch einmal am Fläschchen des Apothecarius. Die Tinktur schmeckte gallebitter, aber sie half. Jetzt war er bereit, Kunrad von Marmelund zu empfangen.

Er verzog abschätzig das Gesicht. Kunrad! Einer dieser vom Ehrgeiz zerfressenen Asketen, die im Land herumrasten wie die Verrückten und überall Scheiterhaufen entzündeten. Der Mann hätte sich die rechte Hand abhacken lassen, um eine Hexe mehr auf den Holzstoß zu bringen. Wozu das Ganze? Die paar alten Weiber und einfältigen Mägde, die da in Flammen aufgingen, machten das Kraut nicht fett. Von denen war nichts zu erben.

Wenn schon, dann mußte man die Hand nach den Reichen ausstrecken. Schließlich kostete ein Inquisitionsprozeß Geld. Die Folterknechte, der Henker, die Holzhändler, alle wollten sie Silber sehen. Es brachte der Kirche nichts ein, einen Beutel voll Dukaten zu verschleudern, nur um eine bettelarme Landstreicherin schreiend im Feuer verenden zu sehen.

Es war an der Zeit, dachte Crontz-Fornsay, daß er Kunrads Glaubenseifer in die richtige Richtung steuerte. Natürlich war es ein erbaulicher Anblick, wenn die Malefikanten heulend in den Flammen zappelten und vor Schmerz und Not ihren Kot unter sich ließen – aber nur zum Vergnügen konnte man die Inquisition nicht betreiben. Bislang hatte Kunrad nur Geld gekostet. Allein der eiserne Pfahl, auf den er die Unseligen spießen ließ, um sie gepfählt in den Flammen zu rösten, hatte eine beträchtliche Summe Geldes verschlungen.

Rufus Bela Crontz-Fornsay richtete sich halb auf und klingelte mit einem Glöckchen nach Chadim. Als der Bursche herbeigeeilt kam, befahl er ihm: »Besorge mir aus dem Tempel eine Liste mit den Namen der aranischen Adeligen ... und überhaupt aller wichtigen Leute im Fürstentum. Aller wohlhabenden Leute, meine ich.« Wieder allein, schloß er die Augen und lächelte vor sich hin, daß sein Doppelkinn bebte. Er dachte: Wir wollen einmal sehen, ob es in Aranien nicht auch Hexen gibt, die der heiligen Kirche mehr einbringen als praiosgefälligen Rauch.

In den nächtlichen Wiesen und Gärten unter Roswylde duckten sich Bauernkaten mit hellen Mauern und roten Dächern in den Pinienwald. Es waren die Häuser armer und einfacher Leute: Oft genug bestand die

gesamte Einrichtung aus ein paar Decken und Flikkenteppichen, Pfannen und Schüsseln, die an den getünchten Mauern hingen, und einer Truhe mit persönlichen Habseligkeiten.

Die Nacht war warm und windstill, und auf dem freien Platz zwischen den Hütten herrschte reges Leben. Auf Kissen und Matten hockten die Untertanen des Schwarzen Barons und seiner Schwester um ein Feuerchen beisammen: Ein schlammbrauner, halb tulamidischer Menschenschlag, klein und untersetzt, mit stark gelocktem Haar. In zerlumpfte leinene Kittel und enge Beinlinge gekleidet, drängten sich Männer, Frauen und Kinder um die Schüsseln mit Weizenbrei und Kürbissuppe. Nach dem Essen kauten und rauchten sie Tabak und unterhielten sich mit gedämpften Stimmen über die Neuigkeiten des Tages.

»Ein Bote war da«, sagte eine der Frauen auf Tulamymdia, der Sprache der kleinen Leute in Aranien. »Von drüben.« Sie deutete mit einer unbestimmten Handbewegung in Richtung Osten, wo im Dunkel der Nacht die Insel Maraskan lag. »Ich sah ihn in der Morgendämmerung über den Wald fliegen, geradewegs nach Roswylde hinauf. Noch bevor die Sonne aufging, flog er wieder davon. Der Herr und die Herrin werden es übel aufnehmen.«

»Die Diener im Schloß sagen, daß sie zornig und niedergeschlagen sind, wenn die Boten ankommen«,

murmelte ein Mann. Sie sprachen alle sehr leise, als hätten sie Angst, bis in das anderthalb Meilen entfernte Roswylde gehört zu werden. Die Diener und Bauern waren überzeugt, daß der Schloßherr Mittel und Wege fand, sie zu belauschen, auch wenn er weit weg war. Es ging sogar das Gerücht, er könnte Gedanken lesen. (Das konnte er zwar nicht, aber er fand es sehr zweckmäßig, seine Untergebenen in dem Glauben zu lassen.)

»Es ist alles anders als früher«, murnte einer gedämpft. »All diese Fremden aus Maraskan, die hierherkommen ... und wie sie aussehen – als hätte man sie vom Galgen geschnitten! Es stimmt schon, was man sagt: die Maraskan-Insel und alle, die auf ihr leben, sind verflucht. Es war besser, als wir noch unter uns waren und niemand kam.«

»Still!«, warnte eine Frau ängstlich. »Sie könnten uns hören! Man weiß nie, ob sie nicht auf den Dächern hocken und unsere Reden belauschen.«

»Ja, es sind Spione«, bestätigte eine Alte, die genüßlich speichelnd Tabak kaute. Ihr bunt gestrickter Umhang wies sie als eine der Dorfältesten aus. »Aber sie sind nicht unseretwegen da. Die Herrschaften sind es, die sie beobachten.«

Die Bauern glotzten sie stumm und verblüfft an. Sie spuckte Tabaksaft auf den sandigen Boden und nickte bekräftigend. »Sie trauen ihnen nicht, alle diese Fremden und der Verräter da drüben. Sie wissen

wohl, daß sie an die Zeit zurückdenken, als die Dame Morla und ihr Bruder allein hier die Macht hatten.«

Wieder herrschte Stille, als sie zu Ende geredet hatte. Dann brach einer mit grober Stimme das Schweigen. »Laßt uns nicht über die Herrschaften reden, das bringt nichts Gutes. Wenn dem Herrn Ofrim zu Ohren kommt, was ihr hier zusammenschwätzt, läßt er euch den Hexenschuß in die Knochen fahren oder lähmt euch die Zunge, und dann könnt ihr noch dankbar sein, daß er euch nichts Schlimmeres antut. Wißt ihr nicht mehr, was mit Feruzef geschah, als der Herr ihm zürnte?«

Niemand gab Antwort. Alle wußten, was mit Feruzef geschehen war.

Minutenlang war nur das Knacken des Holzes im Feuer und das rauhe Atmen der Versammelten zu hören. Nachtvögel schrien schrill in den Baumkronen. Dann brachte jemand das Gespräch auf die Liebesangelegenheiten im Dorf, und bald erfüllte wieder munteres Stimmengewirr den nächtlichen Dorfanger.

Die greise Zulhamin beteiligte sich nicht mehr am Gespräch, sondern hockte, in ihren wollenen Umhang gewickelt, nahe am Feuer und ließ ihre Gedanken wandern. Hin und wieder spuckte sie einen Mundvoll Tabaksaft aus oder kratzte sich zwischen den bloßen braunen Zehen.

Ihr Blick hing an den höchsten Zinnen von Roswylde, das auf einem Felsvorsprung aus dem Zedernwald der Yalaiad-Hügel aufragte. Ein Streifen Türkis trennte noch den Horizont und das nächtliche Firmament, und vor diesem kalten Blaugrün waren die schlanken Türme deutlich zu sehen. Wetterhähne in der Gestalt von heulenden Wölfen, von Sonnen, Monden und bukelnden Katzen drehten sich auf den höchsten Knäufen, und Zulhamin hatte oft beobachtet, daß sie sich auch drehten, wenn kein Windhauch sich regte. Ein Licht brannte in einem der hochgelegenen Fenster. Wahrscheinlich gehörte es zur Stube des Wächters, denn der Hexer und seine Schwester stiegen ungern in hohe Türme hinauf – es minderte ihre Macht, sich so weit vom Erdboden zu entfernen.

Zulhamin war in jungen Jahren Magd im Schloß gewesen. Herr Ofrim hatte damals genau so ausgesehen, wie er heute aussah, hochgewachsen, schmal, mit einem bescheidenen dunklen Bartflaum um Kinn und Lippen und seinem prächtigen Haarschweif, der hinter ihm herwehte, wenn er ausritt. Nur die Katze Merewin hatte er nicht auf dem Arm getragen, sondern eine ihrer Artgenossinnen – so langlebig, wie er war, mußte er seinen *familiarii* zuweilen ins Grab nachsehen, und Merewin war erst seit sechs oder sieben Jahren seine Vertraute. Alles andere war gleich geblieben. Auch die Dame Morla hatte sich nicht ver-

ändert; immer noch war sie schön und jung, leidenschaftlich und grausam.

Nach geltendem aranischem Recht war Morla die eigentliche Herrin des Schlosses und des umliegenden Landes. Da Ofrim jedoch, wie seine Schwester auch, unverheiratet geblieben war, hatten die Leute angefangen, ihn als ebenbürtig zu betrachten, obwohl Männer in Aranien im allgemeinen wenig galten. Er war der Umgänglichere der beiden, und da die Bauern vor allem mit ihm zu tun hatten, nannten sie ihn den Schloßherrn, wie sie Morla die Schloßherrin nannten. Jeder in Roswylde wußte, daß die Geschwister wie Eheleute zusammenlebten, aber in Aranien – wo formale »Ehen« zwischen Bruder und Schwester nichts Ungewöhnliches waren – galt diese Beziehung als weniger anstößig als anderswo.

Zulhamin dachte an ihre Tage im Schloß zurück. Sie erinnerte sich noch deutlich an das gleitende, raschelnde Geräusch, das das Näherkommen ihres Herrn begleitete: weiche Schuhe auf steinernem Boden, der Faltenwurf langer, violetter Gewänder, die eine Schärpe um die Mitte zusammenhielt.

Sie hatte eine ängstliche Scheu empfunden, wenn sie der hohen Gestalt mit den düsteren, tief in den Höhlen liegenden Augen begegnen mußte, eine Scheu, die sich auch in den Nächten nicht milderte, in denen der Herr in ihre Kammer kam. Ein erstaunlicher Liebhaber war

er gewesen! Nachdem Zulhamin drei Ehemänner begraben hatte, wußte sie, daß es in der Liebe durchaus Unterschiede gab, und Ofrim hatte sie mitgerissen, als entführte er sie auf einen Hexenritt, hatte sie herumgewirbelt wie ein Blatt im Wind. *Nam mandra bhaile da'o* hatte er das Liebemachen in dem altertümlichen Isdira, das er zuweilen gebrauchte, genannt – »Herz und Fleisch fließen lassen«. Am Tag danach war sie nie müde gewesen, obwohl sie die Nacht lang kein Auge zugetan hatte, sondern voll Saft und Kraft – und voll atemberaubender Erinnerungen.

Sie grinste zahnlos. Nein, sie wollte keinem anderen Herrn dienen, ob er nun ein Hexer war oder nicht. So lange die ältesten Leute zurückdenken konnten, war das Land rundum von Widerwallern – wie man die Herren von Roswylde nach dem tulamischen *widech muwallach* (»Die ohne Goldstücke reich sind«) nannte – regiert worden. Viele hatten nur die übliche Lebensspanne der Aranier – etwa fünfzig Jahre – erreicht, in einigen allerdings schlug das Elfenblut durch, das in ihrem Stammbaum floß, und sie blieben sehr lange jung. Herr Ofrim, Dame Morla, Roswylde, die Dörfer im Tal – das alles gehörte zusammen, so hatte es seine Ordnung von altersher.

Jetzt jedoch waren neue Zeiten angebrochen. Die Dunkelheit war im Osten aufgestiegen, fremdes Volk kam von Maraskan herüber, und Geschöpfe, wie man

sie nie zuvor gesehen hatte, huschten in der Abenddämmerung umher. Manche sahen aus wie krumme und mißgestaltete Menschen, manche sahen auch überhaupt nicht wie Menschen aus, sondern wie ... Zulhamin wedelte mit der Hand und spuckte kräftig aus, um das Böse abzuwehren.

Es war ein Fehler gewesen, dachte sie reuig, den Bauersleuten zu erzählen, was sie dachte. Herr Ofrim würde ihr einen Krötenkuß schicken, wenn er jemals davon erfuhr. Und die anderen ... die waren noch schlimmer, diese schielenden, mispelgesichtigen Burschen aus Maraskan und die Zwittergeschöpfe ...

Am schlimmsten allerdings waren die Dinge, die man über die verwunschene Insel erzählte.

In Roswylde erfuhr man die Neuigkeiten aus der weiten Welt nicht eben als erster, aber es kamen – jedenfalls in den trockenen Sommermonaten – genug Händler und vor allem Barden, denn die Herrschaften schätzten die Mischung aus garethischen Balladen und tulamidischer Musik, mit denen die reisenden Sänger sie ergötzten. Unter den Barden hatte es sich herumgesprochen, daß sie auf Schloß Roswylde freundlich aufgenommen und reich mit Silber – und nicht selten einer berausenden Nacht – belohnt wurden. Freilich, wer kein Meister seiner Kunst war, hielt sich dem Schloß besser fern, wenn er nicht mit Warzen bedeckt die Flucht ergreifen wollte!

Hin und wieder kamen auch wandernde Geweihte der Peraine ins Land. Ihnen gegenüber zeigten sich die beiden Hexen weniger abweisend als den Geweihten der anderen Götter; sie luden sie zum Essen und erfreuten sie mit den üppigen und wohlgeratenen Früchten der bäuerlichen Gärten. Eine solche Geweihte hatte dann auch den Dörflern erzählt, was die Hexen längst wußten: Maraskan war zur Gänze unter den Schatten des Dämonenmeisters gefallen. Der verräterische Helme Haffax und ein entsetzliches echsisches Wesen, halb Schlange, halb Frau, herrschten dort als seine Statthalter. In den Dschungeln der Insel bereitete sich das fast ausgestorbene Echsenvolk darauf vor, wieder die Herrschaft zu übernehmen. Menschen und Echsen vermischten sich in unheiligen Ritualen und zeugten Mißgeburten, die weder Mensch noch Achaz waren, wie es der verfluchte Stamm der Akrr'tzr in den Fiebersümpfen von Selem getan hatte.

Zulhamin war froh, daß sie alt war und nicht mehr lange leben würde. Sie sah schlimme Zeiten kommen.

Um die Mittagsstunde erreichte eine Gruppe von Reisenden die mächtige Stadt Fasar. Es war ein unheimlicher Zug, der durch das Stadttor ritt, denn den Reitern folgte ein mit festen Stäben verschlossener Karren, in dem Folterwerkzeuge zuhauf lagen. Zwischen den Stäben ragte ein schlanker eiserner Pfahl heraus,

so dick wie eine Männerfaust und mehr als manns-
hoch, dessen rasiermesserscharfe Spitze mit einem
Sandsack geschützt war. Vier klauenartige Beine sorg-
ten für einen festen Stand; zwei Widerhaken in Hüft-
höhe verhinderten, daß der durchbohrte Delinquent
den Schaft entlang zu Boden rutschte.

Ein Foltermeister, den ein gutes Dutzend Bluthun-
de bellend und an ihren Leinen zerrend umsprang,
ritt hinten nach.

Die Leute auf den Straßen wichen scheu zurück, als
die staubbedeckten Reiter an ihnen vorbeizogen und
der Karren die Straße entlangrumpelte. Manche
duckten sich eilig in die Hauseingänge, andere schlu-
gen den Blick nieder und taten beschäftigt. Kaum je-
mand wagte es, dem Reiter an der Spitze des Zuges
in die Augen zu sehen. Wer es zufällig tat, erbleichte
unter dem lodernden Feuer seiner Augen, das un-
barmherzig jeden traf, der seinen Weg kreuzte. Und
senkte ein Bürger oder Sklave betreten und furchtsam
das Haupt, so fiel sein Blick auf das Amulett des Ge-
weihten, auf den goldenen Greifen an seinem Gürtel:
Kunrad von Marmelund war Inquisitor der Heiligen
und Reichskirche des Praios.

Die Vorüberhastenden verschlossen ihre Seelen vor
dem Priester, so gut sie eben vermochten, und be-
schleunigten ihren Schritt. Kunrad achtete nicht auf
sie. Er ritt durch die Straßen, wie er es gelernt hatte:

furchteinflößend, den Blick starr und undurchdringlich, erfüllt von seiner und seines Gottes Würde. In seinem Inneren freilich sah es anders aus, er war bewegt, unruhig und aufgewühlt. Der Gedanke an das bevorstehende Gespräch mit Rufus Bela Crontz-Fornsay warf einen trüben Schatten auf seine Seele.

In seinen Gedanken wiederhallten die aufrüttelnden Worte, die der ehemalige Kaiserliche Großinquisitor, Hochgeboren Baron Dexter Nemrod, vor dem Collegium Canonicum, dem Obersten Rat des Bundes des Weißen Pentagramms, gesprochen hatte: »Es liegt nicht nur im Bereich des Möglichen, nein, für mich ist es eine unumstößliche Tatsache, daß wir noch längst nicht alles Hexenwerk erkannt haben, mögen die Spektabilitäten und Magister noch so sehr auf ihre ›ewigen Wahrheiten‹ pochen. Nehmen wir nur die widerliche, sogenannte Fluchzauberei, von der wir fast ausschließlich Kunde durch deren Opfer haben ... Darum sollte nicht nur, nein, muß ein jeder aufrechte Magus es als seine heilige und göttergefällige Pflicht ansehen, das Wissen um die düstere und abscheuliche Hexenmagie zu vermehren, gleichwohl dieser nicht nur abzuschwören, sondern ihr darüber hinaus auch den Kampf zu erklären.«

Nicht schlecht gesprochen für einen weltlichen Menschen, dachte Kunrad – obwohl er von den weißen Magi auch keine bessere Meinung hatte als von

dem übrigen Zaubergesindel. Man sollte sie alle auspeitschen und auf der Stirne mit glühenden Eisen brandmarken, damit die Leute vor ihnen gewarnt waren. Nemrods Rede wider die Hexenmagie war ein Klassiker geworden. Sie stand sogar in den Lehrbüchern der Praiosgeweihten. Und der Kaiserliche Großinquisitor hatte recht gehabt; es war bitter nötig, ganz Aranien zu durchforschen, die Hexen allerorten aus ihren finsternen Winkeln zu treiben und ihre Verstecke in den Zedern- und Pinienwäldern auszuräuchern.

Es gab hunderte von ihnen, tausende, ja zehntausende. Wie Spinnen webten sie ihre Netze über das unselige Land, überzogen es mit den Fallstricken ihrer Geilheit und Grausamkeit, ihren echsischen Ränken und ihren abscheulichen Festen, bei denen sie in ungezügelter Lust übereinander herfielen wie brünstige Tiere. Und sie waren schlau und schlüpfzig: Wann immer er eine zum Scheiterhaufen verdammte, grinsten ihn wie die Larven eines Alptraums die Gesichter hunderter anderer an, die er nicht gefaßt hatte. Er spürte, wie sie ihn höhnten, wie sie ihre verfluchte Unzucht und Zauberei ihm zum Trotz trieben, kaum daß er den Rücken gekehrt hatte. Er mußte sie finden und vernichten, sie alle – und wenn er Aranien in Schutt und Asche legen mußte!

Nur – gerade jetzt war sein praiosgefälliges Werk

in Gefahr. Seine Spione hatten ihm zugetragen, daß Crontz-Fornsay seine Mission in Aranien nicht mehr finanzieren wollte. Kunrad war es gewohnt, sein Haupt in tiefer Ehrfurcht vor jedem Höhergestellten zu beugen, doch wenn er freilich an den Schatzmeister dachte, lohnte eine giftige Flamme in seinem Herzen auf, sooft er sich auch dafür kasteite und züchtigte.

Crontz-Fornsay, dachte er voll Bitterkeit, ging es überhaupt nicht darum, Praios' Flamme hell und klar zu entzünden; er gierte nur nach Ländereien, die er konfiszieren konnte, nach Silber, das in die Kassen der Kirche floß. Wenn es nach Crontz-Fornsay gegangen wäre, wären alle mittellosen Hexen ungeschoren davongekommen. Als wären sie nicht genauso elend und verderbt wie die Reichen!

Die Hand, die das Sonnenzepter umfaßt hielt, zitterte vor innerer Erregung. Er mußte Crontz-Fornsay zwingen, noch einmal die Kassen des Goldenen Tempels zu öffnen. Welch fürchterlicher Triumph der Finsternis wäre es, müßte Kunrad seine Mission aus Geldnot abbrechen! Wie würde es lachen, das dämonische Hexenvolk, wenn Praios' Flamme im dunklen Arani-
en erlösche!

Er schreckte aus diesen düsteren Gedanken auf, als Zachaban Malle, sein Schreiber und Sekretär, vorsichtig seinen Arm berührte. »Was gibt es?«

»Wir sind angelangt, Euer Eminenz.«

Kunrad blickte auf und sah, daß sie bereits das Tempeltor passiert hatten und ihre Pferde im Hof des gewaltigen Bauwerks standen. Dienende Brüder in schlichten weißen Hemden liefen eilfertig herbei, nahmen die Zügel seines Pferdes entgegen, begleiteten ihn in seine Gemächer, brachten für ihn und Zachaban warmes Wasser zum Waschen.

»Was befiehlt Ihr zu essen, Euer Eminenz?«, fragte ein Diener mit einer tiefen Verbeugung. »Der Koch des Hochwürdigen Herrn hat soeben gebratene Vögelchen in Zuckerrohrsoße vorbereitet, dazu eine Hirschkeule mit Kürbiskrapfen, blau gedünsteten Fisch mit viererlei Sulzen, warme Bierküchlein mit Rumkompott und –«

Kunrad winkte angewidert ab. »Hör auf. Ich bin nicht zum Schlemmen gekommen. Bring mir eine Gemüsesuppe und einen Korb mit frischen Früchten, dazu eine Karaffe mit halb Wasser, halb herbem Wein. Dann richte dem Schatzmeister aus, daß ich pünktlich bei ihm sein werde.«

Als der Diener verschwunden war, ließ Kunrad sich auf die Bettstatt nieder, schob die gefalteten Hände zwischen die Knie und blickte Zachaban an. Seit Jahren war der Garetier sein engster Vertrauter. Zachaban Malle war ein schmalschultriger, eher unauffälliger Mensch, dessen grauem Gesicht nur ein

schmaler dunkler Schnurrbart Charakter verlieh. In überraschendem Kontrast zu seinem schwarzen Haar und der graubraunen Hautfarbe hatte er hellgraue, etwas wässrig wirkende Augen, mit denen er sein Gegenüber abweisend zu mustern – oder überhaupt zu übersehen pflegte.

Zachaban war ein Laie, aber ein Mitglied des Ordens *Bannstrahl des Praios*, dieser fanatischen Vereinigung glühender Praiosanhänger, die mit Feuer und Schwert für die reine Lehre kämpften. Seit zehn Jahren war der Geißler – wie die Ordensmitglieder auch genannt wurden – ein treuer Begleiter des Inquisitors. Er war bereits sein Freund, sein Beichtvater und engster Mitarbeiter gewesen, als Kunrad noch ein unbedeutender Tempelvorsteher in Perricum gewesen war. Jetzt teilte er seine Macht – und den grimmigen Eifer, mit dem der Ordentliche Inquisitionsrat die Töchter und Söhne Satuarias verfolgte.

Mit Zachaban konnte Kunrad frei heraus sprechen und so sagte er ohne lange Vorreden: »Crontz-Fornsay wird uns den Beutel zuschnüren. Er ist nicht zufrieden damit, daß die Verfluchten ihrer gerechten Strafe zugeführt werden, er will auch noch dabei verdienen. Ich beuge mein Haupt in Ehrfurcht vor ihm, aber ...« Er brach ab und biß sich verbittert auf die Lippen.

Zachaban setzte sich auf ein Kissen nieder und

schlang die Hände um die Knie. Seine stechenden grauen Augen funkelten aus dem Halbschatten unter der Kapuze hervor, die er ständig trug. »Nun«, bemerkte er, »wir werden den Sinn des Schatzmeisters nicht ändern können. Er ist alt und starrsinnig, und seine Liebe zum Geld ist größer als seine Liebe zu Praios.«

»Aber was soll ich tun?« rief Kunrad aufgeregt. »Ich kann nicht ihm zu Gefallen alle mittellosen Hexen laufen lassen!«

»Wer sagt, daß Ihr das tun müßt? Nur – vielleicht wäre es weise, sich eine Weile dem Willen des Hochwürdigen Herrn zu fügen. Warum sollen nicht auch die Reichen brennen? Sie sind für uns wie die Armen, faulende Scheiter, die Praios' strafende Flamme verzehrt.« Er lächelte dünn. »Nennt ihm die Namen einiger adeliger Damen und reicher Kauffrauen, die im Verdacht stehen, das wird ihm gefallen, und unsere Kasse ist gesichert.«

Kunrad blickte zornig auf. »Ich kann nicht irgendeine als Hexe anklagen, nur weil sie Geld hat. Das wäre Praios nicht gefällig. Ich will ein gerechter Richter sein.«

»Das seid Ihr gewiß. Aber seht es doch so: Wenn wir uns ein Weilchen darauf konzentrieren, die reichen und mächtigen Hexen zu jagen, so werden wir dem Nachtvolk großen Schaden zufügen. Vielleicht

ist es klug, den Armen eine kurze Zeitlang weniger Aufmerksamkeit zu schenken. Nicht« – er hob beschwichtigend beide Hände, als Kunrad ihn stirnrunzelnd anblickte – »daß wir sie laufen ließen, nein, Praios bewahre, das nicht. Aber zuweilen muß man auf ein paar Fischlein verzichten, um einen Hecht zu fangen.«

Kunrad fuhr sich verdrossen mit der Handkante über den Mund. »Das gefällt mir nicht ... ich werde keiner einzigen Hexe gegenüber nachsichtig sein, sei sie reich oder arm. Aber ich will es bedenken.« Dann wechselte er abrupt das Thema. »Was ist aus dem neuen Folterinstrument geworden, von dem du mir vorgeschwärmt hast? Bist du fertig mit dem Entwurf?«

»Aber gewiß doch. Hier sind die Zeichnungen, wir brauchen nur noch einen guten Schmied, der es uns anfertigt.« Zachaban kramte hastig ein paar Papierrollen aus seinem Tragsack und breitete sie auf dem Tischchen aus. »Hier, seht! Man schiebt diesen eisernen Ring über den nackten Fuß des Delinquenten, und dann dreht man allmählich diese Schraube hier zu. Sie bewegt einen spitzen Dorn ... man kann ihn sanft in die Fußsohle drücken, allerdings auch so scharf zudrehen, daß er den Rist durchbohrt.«

»Du bist ein Genie. Wo nimmst du nur alle diese Ideen her?« Kunrad beugte sich entzückt über die

Skizzen. »Kümmere dich sofort darum, daß ein Schmied zu mir geschickt wird. Ich will dieses Instrument fertig haben, wenn ich wieder nach Aranien reise.«

Der Vollmond leuchtete rot über der Hügelkette Yalaiad, schwer und abstoßend wie eine faulende Frucht. Von Maraskan her wehte warmer Ostwind über den Sund. Die Nacht duftete nach Zedern und Pinien und Wacholder. Am Himmel stand unter all den hellglänzenden Sternen ein rötlich glimmender Wandelstern: Levthan.

Plötzlich flog ein Vogel erschrocken auf: Da war ein Geräusch in der Luft, ein Rauschen und Sausen. Dann war es, als sinke eine tiefere Dunkelheit vom Himmel her in die Nacht. Etwas landete mit leisem Knacken von Zweigen und Stengeln zwischen den Bäumen, die die kahle Hügelkuppe umringten. Im nächsten Augenblick tauchten zwei in dunkle Kapuzenmäntel gehüllte Gestalten in der Lichtung auf. Ihnen folgten zwei fette Katzentiere mit glühenden Augen, eine blauschwarze Katze und ein rot getigelter Kater – Merewin und Winnemore, Ofrims und Morlas Vertraute.

Die beiden Tiere schritten ohne zu zögern auf eine Stelle zu, an der zersprungene Steinplatten unter dem dichten Gras hervorsahen – Überreste eines Bauwerks

aus uralter Zeit, von allen vergessen, nur von den Hexen und ihren Vertrauten nicht. Dort setzten sie sich hin und beobachteten die Geschwister, wie sie einen Zauberkreis zogen, darin ein Feuer entzündeten und mit Kräutern nährten. Schwüler, betäubender Rauch stieg aus den Flammen auf und zog träge über die Hügelkuppe davon. In den Schwaden tauchten schemenhafte Gestalten auf – eine Hand, ein halbes Gesicht, eine flatternde Haarlocke. Flüchtig und durchsichtig, wie sie waren, schienen sie über den Flammen zu tanzen, ehe sie in die Nacht davonwirbelten.

Der Schwarze Baron ließ seinen Mantel fallen und öffnete sein bodenlanges, violetttes Gewand am Hals. Es glitt über seine Schultern und sank raschelnd zu Boden. Der Feuerschein tanzte auf seinem nackten, sehnigen Körper. Er trat in den Kreis und setzte sich mit untergeschlagenen Beinen nieder.

Seine Schwester tat es ihm gleich; sie stieg ebenfalls nackt in den Kreis und setzte sich. Ihre glatten Rundungen schimmerten rosig im Feuerschein.

Eine Weile saßen die beiden stumm da und warfen nur hin und wieder einen dünnen Stengel ins Feuer, das knackend aufloderte. Dann begannen sie leise zu singen – einen eintönigen, stimmlosen Gesang. Die beiden Katzen kauerten neben ihnen und stierten mit ihren phosphorgrünen Augen in die Flammen.

Stunde um Stunde verging, und immer noch dauerte der summende Gesang an. Die beiden Geschwister wiegten sich hin und her, langsam und rhythmisch. Ihre zuckenden Schatten sprangen hinter ihnen über das Heidekraut. Allmählich wurde ihr Gesang immer leiser, und schließlich stand Morla auf, schritt durch den Kreis und setzte sich auf den Schoß ihres Bruders, der mit gekreuzten Beinen am Feuer hockte. Sie schlang die Arme eng um seinen Rücken und schmiegte die Wange an seine. Schweigend, in einer sanft gleitenden Bewegung vereinigten sie sich miteinander und blieben reglos so sitzen, Brust an Brust, in inniger Umarmung miteinander verschmolzen. Ihre Augen waren weit offen, aber blicklos; ihre Lippen verstummt. Die Katzen hockten unbeweglich neben ihnen. Der Nachtwind strich über sie hinweg, als wären sie zwei Statuen.

Nach einer Weile geschah etwas. Erst sah es aus, als schimmerten ihre Glieder so hell im Feuerlicht, aber dann trat immer deutlicher eine nebelhafte Aura hervor, die die beiden Körper umfloß. Anfangs farblos nahm sie allmählich einen rosigen Ton an, der an den Rändern zu einem tiefen Violett dunkelte. Wie eine riesige Blüte umschloß sie die beiden, die in stummer Ekstase einander in den Armen hielten. Das rosa-violette Licht erzitterte und begann dann im Rhythmus ihres Herzschlags zu pulsieren. Das Rosa

wandelte sich in Scharlachrot und Orange. Mit jedem Herzschlag wurde das Beben deutlicher, der Glanz der Aura intensiver.

Die Katzen saßen aufrecht da, die Schwänze um die Vorderpfoten gewickelt, die Augen wie brennende Laternen.

Wieder verfloß eine gute Stunde. Allmählich erlosch das pulsierende Licht. Die Nacht ging bereits ihrem Ende zu, als die beiden Hexen aus ihrer Starre erwachten und das Leben allmählich in ihre glasigen Augen zurückströmte. Sie lösten sich voneinander, und jeder kehrte an seinen Platz zurück.

Ofrim löschte das rötlich glosende Feuer, indem er Steine darauf häufte. Als ein kalter Wind den nahenden Morgen anzeigte, erhoben sie sich, schlüpfen in ihre Kleider und stiegen auf zwei hölzerne Pfosten, die wie Pferde aufgezäumt am Waldrand lagen.

Im nächsten Augenblick flogen sie, die Katzen im Arm, in den schwarzgrauen Himmel davon.

Zur selben Zeit erwachte in seiner Hütte in dem öden Tiefland zwischen Hügeln und Meer Meister Bunsegur aus tiefem Schlaf. Etwas hatte an sein Fenster geklopft, zart wie ein Totenknöchlein, aber mit entschiedenem Nachdruck. Bunsegur wälzte seinen unförmig feisten Leib aus dem Bett und eilte zum Fenster, im zerschlissenen Nachthemd, das Filzkäppchen

auf dem Kopf. Er wußte, daß es nicht klug war, solche Boten warten zu lassen.

Als er das Fenster öffnete, huschte etwas Geflügeltes herein und ließ sich auf dem hölzernen Tisch nieder. Es war zweifellos einer von Maraskans Boten, aber Bunsegur staunte immer wieder, welche unglaublichen Chimären der Dämonenmeister zu seinem Zeitvertreib erschaffen hatte. Diese hier ging auf zwei spindeligen Beinen wie eine Bachstelze, darüber glich sie einem halb aus dem Ei geschlüpften Küken, das noch die Eierschale am Rücken trug, und das Gesicht unter dem spitzzipfeligen Hut war das eines zahnlosen alten Weibes mit verkniffenem Mund.

Er verneigte sich hastig, so tief, daß seine Stirne den Boden berührte und das Käppchen beinahe von seinem Scheitel gerutscht wäre. Es kam ihm keineswegs gelegen, daß Helme Haffax ihn so kurzerhand mit seinen Geschäften beauftragte, nur – was sollte er tun? Gegen den Statthalter des Dämonenmeisters und die Schlangenleibige war auch ein Geweihter des mächtigen Levthan ein Wurm. Nur der halbgöttliche Widder selbst hätte diesen Mächten der Finsternis widerstehen können, und wie es aussah, war er nicht sehr geneigt dazu.

Die Chimäre krächzte und funkelte ihn mit rotglühenden Augen an. Wie Menschen konnten die Kreaturen allesamt nicht sprechen, ob sie nun so oder so

aussahen, aber sie konnten Botschaften überbringen, die von Sinn zu Sinn gingen. Bunsegur verstand die Nachricht so deutlich, als würde sie mit menschlicher Stimme gesprochen.

Wie haben dir die letzten Nächte gefallen?

»Ihr habt mir weitaus mehr geschenkt, als Ihr mir versprochen habt, Euer Durchlaucht«, antwortete Bunsegur mit heiserer Stimme. Das stimmte, die Schlangenleibige hatte ihn in Bereiche der Lust entführt, von denen selbst ein Geweihter des Levthan nur träumen konnte.

Dafür erwarte ich weiterhin deine Berichte.

Bunsegur zögerte. Er wußte, wie lebensgefährlich es war, diesem Befehl zu widersprechen, aber es war besser, er redete jetzt, als daß er nachher sein Versagen eingestehen mußte. »Es fällt mir nicht leicht, sie zu beobachten. Sie gehen mir aus dem Wege ... es sind einfältige Anbeter Sumus und Satuaras, die die Macht der Dämonen nicht kennen. Und die Leute in den Dörfern fürchten mich, die Kinder rennen schreiend zu ihren Müttern, wenn sie mich kommen sehen ...«

Er tat sein Bestes, der unheimlichen Botin zu erklären, worin seine Schwierigkeiten bestanden. Borbarads Statthalter dachte, daß er ein Herz und eine Seele mit den Geschwistern auf Roswyld war, nur weil er wie Ofrim ein Hexer war. Was wußte sie von den

Parteiungen und Spaltungen unter den Kindern Sautuarias! Wie sollte er ihr begreiflich machen, daß die beiden ihm kaum weniger ängstlich begegneten als die Bauern im Dorf?

Schließlich schien es ihm, als hätte die Botin verstanden, denn die Kreatur krächzte und sprang aufs Fensterbrett. Er ließ sie hinaus, dann schürte er das Feuer und setzte sich in Nachthemd und Holzpantoffeln davor.

Mit sechzig Jahren war der Levthansgeweihte Bunsegur ein ungeschlachter Mensch mit dicken Handgelenken und groben, behaarten Fingern. Seine Schultern waren breit, sein Hals kurz, ein schlaffer Wansthing ihm wie ein leerer Sack über die Hose – ein Gegengewicht zu dem mächtigen platten Hintern auf der anderen Seite. Er hatte kurzes sandfarbenes Haar und einen kurzen sandfarbenen Bart, der auf einem Doppelkinn sproß. Seine Augen waren klein und so hell, daß sie überhaupt keine Farbe zu haben schienen.

Er hockte mit breit gespreizten Beinen da und stierte in das Torfffeuer, während er über den Besuch nachdachte.

Vor langen Jahren war Bunsegur ein harmloser Hexer gewesen, aber dann war er allmählich, Schritt für Schritt, auf die Seite der Dämonenknechte hinübergeglitten. Seine Machtgier war sein Untergang

gewesen: Er hatte es nicht dulden können, daß er sich mit einem anderen Menschen paarte, der nicht sein Hirn und nicht sein Herz hatte. Ihn hatte es nach völliger Oberherrschaft verlangt, nach einem Wesen, das nichts anderes dachte und tat als er selbst.

Von ungebändigter Gier nach Herrschaft gepeitscht, hatte er sich erst den Tieren zugewandt, dann den nichtmenschlichen Wesen, zuletzt den Untoten. Immer wilder wucherten die purpurnen Visionen absoluter Herrschaft in seinem Hirn, immer seltsamer wurden die Arabesken seiner Gelüste. Er hatte furchtbare nächtliche Orgien mit Mumien und Kadavern gefeiert, bis selbst die liederlichsten unter den aranischen Hexen vor dem Ungeheuer zurückschauderten, das er geworden war.

Nun hatte er einen Zustand erreicht, in dem niemand mehr seine Gegenwart ertragen konnte, der nicht ebenso tief gefallen war wie er selbst. Thargunithots Diener waren seine Freunde geworden, die dämonischen Nephazz seine Gefährten. Die Hexen hatten nicht gewagt, ihn aus ihrer Mitte zu verstoßen, dazu fürchteten sie ihn zu sehr; aber wenn er zu einem Hexenfest kam, verstummten die Gespräche, der Tanz erlahmte, von Furcht und Widerwillen erfüllte Augen blickten ihn an. So mied er die Zusammenkünfte – was sollte er auch bei den kindischen Festen, bei denen man sich wie feiernde Bauern mit Tanzen,

Essen und wilden Liebesspielen vergnügte! Er war längst über solche Dinge hinaus.

Ihn reizte keine Lust mehr, die ihm nicht auch zugleich die völlige Herrschaft erlaubte, und nur die Untoten schenkten ihm diese Wonne.

Nun lebte er, selbst von den Tieren gemieden, in seiner Hütte, nur eine alte Kröte, Gmoxas, leistete ihm Gesellschaft. Dennoch mangelte es ihm nicht an Unterhaltung. Er brauchte nur die Dämonen Thargunithots anzurufen und sie trugen ihn, wohin er wollte, sei es auf ländliche Boronanger im Mittelreich oder in die Gräfte der Reichen von Al'Anfa.

Er war ein Meister der Untoten geworden, aber dafür waren nun Helme Haffax, der Verräter, und die Schlangenleibige seine Herren, und ihre Macht lastete schwer auf ihm.





2. Kapitel

Ofrim Seidenhaar lag, noch erschöpft von dem nächtlichen Ritual, auf dem breiten, mit kostbaren Teppichen und Laken bedeckten Bett im gemeinsamen Schlafgemach der Geschwister. Er hatte gehofft, tief und ruhig zu schlafen, um wieder zu Kräften zu kommen, aber er träumte.

In seinem Traum schritt er durch eine Gasse finster blickender Menschen auf ein schwarz verhangenes Gerüst zu. Holzscheiter lagen dort aufgetürmt, und ein übermannshoher eiserner Pfahl, spitz wie eine Lanze, ragte vor dem Scheiterhaufen empor. Geweihte in goldenen Roben standen in einem Halbkreis herum und erwarteten ihn.

Da war ein Mann, der aussah wie aus Marmor gehauen, schön, streng und kalt. Sein Blick drohte sich in Ofrims Seele zu bohren, ein eisiger Pfeil, der sein Herz durchdrang. Der Hexer spürte die Ketten an seinen Handgelenken und Knöcheln, als er mit schleppenden Schritten ging. Sein Haar war bis auf die Kopfhaut geschoren und er trug ein sackkleinnes Hemd, das rauh an seinem von furchtbaren Foltern zermarterten Leib scheuerte.

»Was wir dir antun, tun wir aus Liebe zu deiner

Seele«, zischte der goldgekleidete Inquisitor ihm ins Ohr. »Der Feuertod wird dich reinigen, so daß du Gnade vor den Zwölfgöttern findest.«

Eisengewandete Schergen griffen zu, warfen ihn bäuchlings zu Boden. Grobe Hände zerrten an seinen Schenkeln und spreizten die Beine so weit, daß ein scharfer Schmerz durch seine Hüften fuhr. Das Hemd rutschte ihm bis zur Brust hoch. Dann packten die Henkersknechte den spitzen Pfahl, um ihn von hinten in seine Eingeweide zu rammen ...

Mit einem Aufschrei fuhr Ofrim auf seinem Lager hoch und schüttelte den Traum ab. Der Tag war dämmrig und wüst; Sturm wehte von Maraskan herüber und trieb Regenwolken von einer Farbe wie Chorphoper Tinte über den Himmel. Der Schwarze Baron saß keuchend da, die Arme um den eigenen Leib geschlungen, und atmete tief durch, um sein rasendes Herz zu beruhigen.

Morla erwachte aus ihrem leichten Schlaf. Als sie ihn so verstört sah, nahm sie ihn in die Arme und drückte die Lippen auf seine Stirn, bis das Zittern in seinen Gliedern nachließ und er wieder gleichmäßig atmete. »Was ist dir geschehen?« fragte sie sanft.

»Ich hatte einen furchtbaren Traum. Ich träumte von der Inquisition und den Praiosgeweihten ...« Er löste sich zögernd aus ihrer Umarmung und streckte sich wieder im Bett aus. Sein Gesicht war immer noch

bleich vor Schrecken. »Vielleicht war es ein prophetischer Traum.«

Seine Schwester strich mit der Hand besänftigend über seine Stirn und seine Augen. »Wir haben kürzlich über die Geweihten gesprochen, das hat dich beunruhigt. Nicht alle Träume sagen die Zukunft voraus. Die Praioskirche mag ihre Inquisitoren entsenden, aber Aranien ist immer noch ein gutes Land für uns Hexen.«

Der Schwarze Baron lächelte. Er genoß die Berührung ihrer Handfläche, die ein paar Lidschläge lang seine Augen verdeckte. »Du tröstest mich.« Seine Finger schlossen sich um ihre Hand, seine Lippen berührten die Fingerspitzen.

Seine Gedanken schweiften zurück in die Vergangenheit, zu seinem dreizehnten Geburtstag, als seine Mutter ihn beiseite genommen hatte, um mit ihm über die Ehe zu sprechen. Sie hatte zu ihm gesagt: »Du bist ein hübscher und wohlgestalteter Junge, Sohn, und aus guter Familie dazu, du brauchst nicht die erste Beste zu heiraten. Ich werde eine schöne und reiche Frau für dich finden, die gut für dich sorgen wird.«

Der Knabe hatte den Kopf hängen lassen. »Ich will nicht widerspenstig sein, Frau Mutter. Wenn Ihr es verlangt, werde ich heiraten. Nur – ich werde keine Frau, die Ihr mir aussucht, jemals so lieben wie Morla. Ich möchte mein Leben mit ihr verbringen.«

»Was sagt deine Schwester dazu? Will sie auch mit dir allein bleiben?«

»Ja, Frau Mutter.«

Es hatte viel Zank deshalb gegeben, bis die alte Baronin ihnen ihren Willen gelassen hatte. »Wenn es nicht anders sein kann«, hatte sie ihren Kindern gesagt, »so macht *nam mandra bhaile da'o*, und ich gebe euch meinen Segen dazu. Aber ich will nicht, daß ihr Kinder miteinander zeugt, denn gleiches Blut bringt Krüppel und Kranke hervor. Daher lege ich zu meinem Segen auch einen Fluch auf euch: Ihr sollt beide unfruchtbar sein, so lange ihr lebt.«

Der Schwarze Baron schloß die Augen und seufzte. Sie hatten den Segen mitsamt dem Fluch genommen und sie hatten es nie bereut.

Mit einer trägen Bewegung streckte er die Hand nach der Klingelschnur aus und zog.

Wenig später wurde an der Türe gepocht, und ein dunkelhäutiger tulamidischer Diener trat ein, um nach den Wünschen seines Herrn zu fragen. Finger und Handgelenke des Mannes waren mit glänzendem Silberschmuck bedeckt, sein Schädel rasiert und mit schwarzen Ornamenten tätowiert.

»Bring uns zu essen«, befahl Ofrim.

Der Diener kehrte bald darauf mit einer hölzernen Platte wieder, auf der gebuttertes Fladenbrot und Kürbiskuchen lagen, dazu Weintrauben und Peraine-

äpfel. Er stellte die Platte auf das Bett und ging noch einmal, um Wein zu holen. Dann ließ er die beiden Geschwister allein.

Sie aßen gemächlich und genußvoll, wie es die Hexenart ist, sich allen sinnlichen Freuden voll hinzugeben. Schließlich pickte Ofrim mit dem befeuchteten Finger die letzten Kuchenkrumen auf und warf die sternförmig aufgeschnittenen Schalen der Peraineäpfel auf den Fußboden. Während Morla sich den Saft von den Fingern leckte, bemerkte sie: »Du warst sehr stark gestern. Du hast eine große Kraft gewirkt.«

»Ich hoffe, sie war stark genug, um der Egeborenen unsere Botschaft zu senden. Sie ist die Einzige, von der ich mir Rat und Hilfe erwarte. Was meinst du, wie lange wird es dauern, bis sie von sich hören läßt?«

»Zorgan ist weit von hier. Ich denke, es wird in den nächsten Tagen sein.«

Ofrim nickte und schloß die Augen, um das Ritual noch einmal an sich vorüberziehen zu lassen. Sie hatten ihre Kräfte vereinigt, um die Egeborene Josma-bith von Zorgan zu rufen – eine jener begnadeten Hexen, die nicht aus dem Schoß einer Frau, sondern aus einem Ei geschlüpft waren. Ewig jung und schön, übertrafen sie alle ihre Schwestern und Brüder an Weisheit und Kraft, und wie viele andere Hexen war Ofrim Seidenhaar überzeugt, daß die Egeborenen als

verhüllte Meisterinnen die Geschicke der Hexenshaft – und der gesamten Menschheit – lenkten.

Um es mit den Dämonenknechten aufzunehmen, dazu fehlte freilich auch ihnen die Macht, aber der Baron hoffte mehr auf Josmabiths Klugheit als auf ihre magische Kraft. Wenn es einen Ausweg aus seiner Sklaverei gab, würde die Egeborene ihm den Weg weisen.

Von frischer Hoffnung erfüllt, streckte er die Hand aus und berührte mit dem Zeigefinger spielerisch Morlas Lippen. »Sie wird bald eine Botschaft senden. Und dann werden wir die Pforte erkennen, die aus diesem Gefängnis herausführt.«

Kunrad von Marmelund lag auf dem Ruhebett in seinem Gemach im Goldenen Tempel und döste ein wenig, um für das unangenehme Gespräch mit Rufus Bela Crontz-Fornsay frisch zu sein. Seine Gedanken wanderten ziellos und zuletzt schweiften sie in die Vergangenheit.

Er sah sich wieder in der kleinen Baronie Marmelund in der Nähe von Baburin, in der er als Sohn eines bescheidenen Gutsherrn geboren war. Die weißgetünchten, buckligen Häuser erschienen vor ihm, die ziegelgedeckten Dächer, das fleckige Vieh auf den Wiesen. Aber die Idylle trog – ein böser Geist hatte das Dorf heimgesucht. Des Bauern Bosper Tochter

war tot zur Welt gekommen, und auf dem Hof der Bäuerin Norga war ein Schaf mit zwei Köpfen geboren worden. Ein Unglück folgte dem anderen: Wölfe rissen die Schafe, den Männern fuhr beim Holzhacken die Axt ins Bein, Kinder ertranken im Dorfteich.

Schuld an all dem Übel war die alte Bäuerin Girte, ein boshaftes Weib, das sich seit langem der Hexerei ergeben hatte. So behauptete jedenfalls der weise Dorfälteste und er mochte wohl recht haben, denn als die Mannen des Barons und die Dorfbewohner zu Girtes Hütte zogen, floh sie vor ihnen – tief hinein in den Wald, der das Dorf umringte. Geborgen im finsternen Tann, schleuderte die verdorbene Tochter Sautuarias einen furchtbaren Fluch gegen die Hexenjäger ...

Bald mußten die Bauern und der Gutsherr selbst mit Schrecken erkennen, daß der Fluch wirkte. Ein Sturm zog über das Land und verwüstete das Getreide. In die Mühle schlug der Blitz ein, so daß sie bis auf die Grundmauern niederbrannte. Alte und Junge siechten an nie gekannten Krankheiten dahin, und wenig später stürzte der Baron vom Pferde und starb, noch bevor er den Segen des Priesters empfangen hatte. Seine Frau sah schweigend zu, wie man den Toten auf dem Tisch in der Halle aufbahrte, dann ging sie in ihre Kammer und nahm sich mit Gift das Leben.

Der verwaiste Kunrad war bei Verwandten großgeworden – ein bleicher, in sich gekehrter Knabe, in dessen Herzen unstillbare Rache brannte. Sobald er zehn Jahre alt war, bestürmte er seine Verwandten mit Bitten, ihn in die Tempelschule des Praios eintreten zu lassen. Sie kamen seinem Verlangen gerne nach, hatten sie doch gesehen, daß der schöne Knabe nie zu einem Adeligen taugen würde: Er hatte keine Freude an Spiel und Gesang, Jagd und Lanzenlauf, sondern brütete immerzu unheilvoll vor sich hin. Und der Glanz, der zuweilen in seinen saphirblauen Augen aufleuchtete, war ätzend wie Brabaker Vitriol.

In der Tempelschule hieß man ihn willkommen. Er lernte mit stillem Fleiß, bildete sich im Lesen, Schreiben und Rechnen, in der Völkerkunde und in der Geschichte Aventuriens. Später lernte er die Gebote und Gebete der Kirche, die Gesänge und die Liturgie des Praiosdienstes. Er las, auf welche Art des Verstoßes welche Art der Beichte zu folgen hatte und wie man einem Sünder schwere Bußen auferlegte. Auf der Tempelschule lernte er auch den Sinn allen Handels: Daß man nämlich stets sein Bestes geben soll, gleichgültig, ob man dafür Lohn, Lob oder Tadel erhält, so sinnlos oder unerfüllbar eine Aufgabe auch scheinen mochte.

Schließlich lehrte man ihn, das Sonnenzepter zu führen und sich jederzeit in einen Zustand völliger

innerer Ruhe zu versetzen, damit ihm das Bitten und Beten zu seinem Gott ein Leichtes sei. Er übte auch, unheilige Zauber und Flüche zu brechen und sich ihrer zu erwehren. Bald schon konnte er die nötigen Gebete sprechen, um einen Geist oder gar einen böartigen Dämon auszutreiben. Er stieg auch in die Folterkammern des Tempels hinab und lernte von den erfahrenen Torturmeistern, wie ein Ketzer am schnellsten geständig zu machen ist.

Schlußendlich las er den »Praiosspiegel«, das heilige Buch der Inquisition, und meisterte die Kunst, die Heiligen Zwölf Bannflüche zu sprechen, die nur ein Inquisitor sprechen kann. Er gewann den »lodernden Blick« und vermochte bis in die Seelen der Menschen zu blicken, ja selbst die großen Gegenflüche beherrschte er ...

Und nun drohte sein praiosgefälligstes Werk, die Errettung Araniens, zuschanden zu werden, weil der Hochwürdige Herr Rufus Bela Crontz-Fornsay wie ein Purpurdrache auf seinen Dukaten saß!

Bei dem Gedanken daran setzte er sich mit einem Ruck auf. Zachaban mochte recht haben, fuhr es ihm durch den Kopf. Warum taten sie dem Schatzmeister nicht den Gefallen und kümmerten sich eine Weile um die einträglicheren Malefikanten? Das hieß ja nicht, daß er Unschuldige anklagte. Nein, das hätte Kunrad von Marmelund nie getan. So unbeugsam er

in geistlichen Belangen war, so gerecht war er auch. Erst wenn er eine Hexe hinreichend überführt hatte – wozu freilich auch grausame Torturen gehörten –, strafte er gnadenlos.

Von innerer Unruhe erfüllt, stand er auf und begann im Zimmer auf und ab zu gehen. Auf dem Sessel lag sein feierlicher Ornat, den der Diener für den Besuch beim Erhabenen vorbereitet hatte: Das Untergewand mit weiten Ärmeln, darüber das Hauptsymbol der Hierarchie, die dreifach gefältelte Robe aus goldenem Brokat, die Schleifen mit dem Schmuck der Sphärenkugeln, mit denen das Gewand gegürtet wurde. Auf dem Tisch daneben prangte auf weißem Samt die Tiara: Kopftuch und Kegelmütze aus rotem Filz, dazu die Zwölfkronen aus goldenem Brokat mit dem Sonnenemblem, der zwölfblämmigen Scheibe. Das geweihte Sonnenzepter – eine furchtbare Waffe gegen Magiebegabte, Werwesen und Dämonen – ruhte daneben.

Kunrad preßte die Handflächen gegeneinander. Praios strafe Aranien! Er haßte dieses Land und seine Menschen: Ihre weichliche Art, die herrschsüchtigen Weiber und das kriecherische Männerpack, das ihnen die Schleppen nachtrug. Sie kannten kein anderes Interesse als Tanz und Spiel, Schönheit und Lust, Essen und Trinken. Jeder hehre Gedanke war ihnen fremd. Das einzig Gute an Aranien war, daß es seit dem Aranischen Exodus kaum noch Magier hier gab, die

paar Graubärte in der *Schule des Seienden Scheins* ausgenommen. Nur – dafür gab es Hexen, und nicht zu wenige.

Je länger er über Zachabans Worte nachdachte, desto besser gefielen sie ihm. Praios sah es gerne, wenn seine Geweihten den weltlichen Einfluß eines Zaubers zum Nichte machten – und die Hexen hatten eine Menge politischen Einfluß im Lande Araniens. Sie saßen selbst in den höchsten Gesellschaftsschichten, und das Gerücht wußte sogar von satuarischen Umtrieben der einen oder anderen Fürstin in der Geschichte Araniens.

Fürstin Sybia selbst hatte saubere Hände, davon war der Inquisitor überzeugt, aber sie war halbherzig und nachgiebig – schützte das Nachvolk unter dem Vorwand, niemand dürfe seines Glaubens wegen verfolgt werden. Als könnte man dieses Echsenwerk einen Glauben nennen! Dunkle Zauberflüche, tierische Brunst, die dumpfe Nähe zu Tieren und Pflanzen, solcher Unrat machte die Religion dieser Ketzler aus!

Nun, Zachaban Malle hatte einen klugen Weg gefunden, das Toleranzedikt der Fürstin zu umgehen. Waren die Hexen nicht alle Handlanger der Dämonenfestung? Schon von ihrem Wesen her war es klar, daß sie sich, vor die Wahl gestellt, der Dunkelheit zuwenden würden, und so waren sie sämtlich Hochverräter am freien Aventurien, Sklaven des grimmig-

sten Feindes, den Dere je gekannt hatte. Wer den Hexen gegenüber Nachsicht walten ließ, spielte Borbarad in die Hände.

Als Kunrad diesen Verdacht ausgesprochen hatte, war der Fürstin der kalte Schreck in die Knochen gefahren, das hatte er bemerkt. Sie hatte verzweifelt protestiert, sie sei keine Helfershelferin Maraskans oder des Dämonenmeisters, dessen niederhöllische Macht im Nordosten drohte. Aber Kunrad hatte nur fein gelächelt und bemerkt: Im Kaiserreich mache man sich Sorgen um die Zuverlässigkeit und Treue Araniens, und einige Militärs seien der Meinung, es sei besser, das Fürstentum mit Gewalt zu besetzen, ehe es freiwillig oder unfreiwillig in Borbarads Hände fiel ...

Seit damals förderte Sybia seine Tätigkeit nicht gerade, aber sie duldete sie stillschweigend. Schließlich war es damals auch nur um ein paar Dutzend Kessel-flickerinnen und Kräuterweiber gegangen. An die Bürger und Adeligen hatte Kunrad sich vorerst nicht herangewagt, weil er die Fürstin nicht allzusehr provozieren wollte. Aber jetzt fühlte er sich stark, jetzt würde er die Hand nach den Mächtigen ausstrecken und anfangen würde er mit Josmabith von Zorgan, der berühmten Kurtisane, dieser zimtbraunen Schlampe, deren tückische Kunst den Schmutz der Sünde in seine Seele getragen hatte. Sie sollte als erste brennen, und dann kamen die anderen dran.

Er brauchte nur die vertraulichen Listen im Tempel einzusehen, in denen so gut wie jeder geführt wurde, der im südlichen Aventurien Rang und Namen hatte – mit einer genauen Beurteilung durch die zuständigen Praiosgeweihten. Es würde nicht lange dauern, bis er die herausgefunden hatte, die ihre schmutzigen Finger in den Hexenkesseln hatten.

Am Nachmittag ritt der Baron Roswylde auf seinem Grauschimmel aus dem Schloß. Die Luft war warm wie im Sommer, aber die Ranken des Wilden Weins glühten gelb und rot und die Hufe des Pferdes raschelten in den abgefallenen Blättern. Ofrim ritt ein Stück in den dichten Zedern- und Pinienwald hinein, der Schloß Roswylde umgab. Als er sich allein wußte, stieg er vom Pferd, band es an einen Baum und entledigte sich seiner Kleider. Gleich darauf stand er nackt und barfuß in der Nachmittagssonne.

Er schritt gemächlich dahin und fühlte, wie Wacholder und wilder Thymian an seinen Beinen kratzten. Der Boden war weitaus kühler als die Luft – die Kälte der Nacht lag noch darin. Ofrim wand sich mit geschmeidigen Bewegungen zwischen den Bäumen durch und genoß es, wenn die Zweige mit leichtem Schlag seine Haut peitschten. Schließlich kam er an einen Ort, an dem hohe Bäume wuchsen – sehr hohe Bäume, mit Stämmen, die acht Mann nicht umspan-

nen konnten, und hoch im Sonnenlicht funkelnden, silbrig belaubten Wipfeln.

Der Schwarze Baron verneigte sich, als begrüßte er einen Höhergestellten. Dann trat er auf den größten der Baumriesen zu und preßte den nackten Leib an den Stamm. Die Arme weit ausgespannt, die Schenkel gespreizt, drückte er soviel von der Oberfläche seines Körpers wie nur möglich an die rauhe, borkige Rinde. Er schmiegte die Wange an den Stamm wie an einen Menschen. Seine Zehen gruben sich in die Erde um das uralte Holz.

Lange blieb er so stehen, dann löste er sich von der Rinde, verneigte sich noch einmal und ging ein paar Schritte zurück. Auf einem flachen Felsen setzte er sich nieder, zog die Knie unters Kinn und schlang die Hände um die Knöchel. So blieb er hocken, so unbeweglich, daß nach einer Weile eine smaragdschimmernde Eidechse herbeiglitt und ihn neugierig betrachtete.

Er dachte nicht mehr. Seine Gedanken waren das Wispern des Windes, der Duft von Pinien, Thymian und Wacholder, das Rascheln einer Schlange im vertrockneten Laub. Die Sonne brannte auf seiner blasen, makellosen Haut. Der Wind spielte in seinem reichen dunklen Haar, löste einzelne Strähnen heraus und ließ sie flattern. Er fühlte, wie sein Herz schlug und das Blut in seinen Adern pulsierte. Eine rote

Ameise krabbelte ungehindert über seine Hand. Ein Rosenkäfer saß eine Weile auf seiner Schulter und flog dann wieder davon. Es war, als würde er selbst zu einem Ding des Waldes, einem Holz oder Stein.

Er spürte, wie das verbrauchte *sikaryan* in ihn zurückkehrte.

Eine Stunde verging, ehe er aufstand. Sein Atem ging rascher als zuvor, er bewegte sich mit federnden Schritten den Waldpfad entlang. Die Furchen der Erschöpfung in seinem Gesicht waren verschwunden. Nachdem er seine Kleidung wieder angelegt hatte, schwang er sich mit einer leichten, kraftvollen Bewegung auf sein Pferd, stieß dem Grauschimmel die Fersen in die Flanken und kehrte nach Roswylde zurück.

Rufus Bela Crontz-Fornsay betrachtete mit mäßigem Interesse das neue Folterinstrument, das der Inquisitor ihm vorgelegt hatte. »Was soll das wieder kosten?« erkundigte er sich verdrießlich. »Warum schlagt ihr die Malefikanten nicht mit Stöcken, bis ihnen Arme und Beine zerbrechen? Das kommt billiger, und davon werden sie auch weich.«

»Nein, sie werden nur ohnmächtig«, widersprach Kunrad. »Man muß den Schmerz der Tortur fein zu dosieren wissen, wie eine Arznei, so daß sie immer überlegen können, ob sie noch weiter trotzen wollen.

Wenn sie auf der Folter sterben, nützt das weder ihren Seelen noch unserem Ruhm.«

Die beiden Männer saßen einander im Salon des Schatzmeisters gegenüber. Ein Dutzend Kerzen brannte in porzellanenen Leuchtern – Arbeiten der berühmten Porzellanmanufaktur in Zorgan. Der Käfig des Äffchens war mit einem Tuch verhängt, damit dem Besucher nicht unversehens der anstößige Anblick vor Augen kam. Auf dem niedrigen Tischchen stand eine Karaffe Wein und ein Tablett mit Süßigkeiten.

Der Inquisitor warf einen angewiderten Blick auf die Berge von Brabaker Honig, Windbäckerei – die so zart war, daß man sie ›Mausseufzerlein‹ nannte – und kandiertem Kürbis in allen Farben, grün, rot, honiggelb, sogar blau. Es stieß ihn ab, wie Crontz-Fornsay sich das klebrige Zeug händeweise in den Mund stopfte und mit emsig wackelndem Maul durchspeichelte, aber er konnte dem Hochwürdigen Herrn nicht gut verbieten, daß er bei einer Besprechung naschte.

Viele Praiospriester neigten – da sie sich andere Freuden des Leibes versagten – zur Völlerei, und Rufus Bela Crontz-Fornsay war ein besonders abschreckendes Beispiel. Er war so feist, daß er seine eigenen Fußspitzen nicht mehr sehen konnte und sein Kinn in dem Fettwulst versank, der sich um seinen Hals wölbte. Die blaßblauen Äuglein blinzelten klein und

verschwiemelt aus dem hängebackigen Gesicht, aber ihr Blick täuschte – Crontz-Fornsay war gerissen und skrupellos und hatte schon mehr als einen vernichtet, der ihn für einen harmlosen Fettwanst gehalten hatte.

Praios sei Dank, sie waren sich unerwartet rasch einig geworden, was die neuen Pläne für die Inquisition in Aranien und deren Finanzierung anging. Nun ließ sich der Schatzmeister von Chadim einige Pergamentrollen bringen, die er mit seiner schwammigen Hand glattstrich. »Hier. Das sind die vertraulichen Listen des Tempels.«

Kunrad nickte. Er kannte diese Listen, obwohl sie selbst ein Inquisitor nicht ohne weiteres zu sehen bekam. Ein Teil ihres Inhalts stammte vom Geheimdienst KGIA, ein anderer von den örtlichen Praiosgeweihten, der beträchtliche Rest von bezahlten Spionen, die auf die Zaubereiverdächtigen angesetzt wurden. Der Inquisitor fuhr mit dem Zeigefinger die Spalten entlang, in denen die Namen der vornehmen aranischen Gesellschaft verzeichnet waren.

Seine Mundwinkel krümmten sich schwach. Da stand der Name – »Josmabith von Zorgan. Eyn liederlich Weib, lebt von der Hurerei. Der Zauberey verdächtig durch ihre Jugend und Schönheit, daran sich seit Jahren nichts geändert. Hält eyne grüne Schlangen, welche ihr vertrautes Dämonen-Thier ist. Ist eine Oberhex und Zirkelmeisterin. Ist freilich gar schlau

und schwer zu fassen, hat auch hohe Protektion von denen Hurenböcken am fürstlichen Hof.«

Er ließ den Blick weiterwandern. Die meisten Namen waren die von Frauen, reichen Händlerinnen, adeligen Damen, berühmten Kurtisanen. So selten fand sich ein Männername darunter, daß Kunrad die Augenbrauen hochzog, als er auf eine Eintragung stieß.

»Ofrim Mawr Bian Roswylde, genannt Seidenhaar ob seines langen schönen Haars, auch genannt der Schwarze Baron. Ist eyn Baron im Gebirge Yalaiad, wo er mit seiner Schwester, Morla mit Namen und eyn liederlich Weibsstück, ein Gut führet. Ist wie seine Schwester ein Halb-Elff, so daß beyde nur allgemach älter werden. Stehen beyde im Verdacht, Hexen zu sein, alldieweil ihre Mutter schon eine war. Sind freilich schwer zu beobachten, sintemalen Roswylde in der Einöde liegt und nur im trocknen Sommer zu erreichen ist.«

Kunrad legte den Finger auf den Namen. »Das ist interessant. Roswylde! Wenn das kein echsischer Name ist: R'ss-wylde! Diesen Baron Ofrim möchte ich mir gerne einmal näher ansehen. Ich wette, er hätte allerlei zu erzählen, wenn man ihn nur eindringlich genug befragt.«

Crontz-Fornsay spähte ihm über die Schulter. Sein Mondgesicht legte sich in verdrießliche Falten. »Ya-

laiad! Pah! Das liegt am Ende der Welt! Davon haben wir nichts. Niemand braucht ein Gut in der Einöde, wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen.«

»Es könnte trotzdem reich sein«, widersprach Kunrad. »Ich werde einmal ausheben lassen, wieviel Zehnten diese beiden Geschwister an den fürstlichen Hof abführen. Dann weiß ich auch, ob sie reich sind ... und da ist noch etwas, Hochwürdiger Herr.«

Der Schatzmeister blickte ihn aufmerksam an.

»Ich glaube«, verkündete Kunrad bedächtig, »wir könnten im Yalaiad mehr finden als nur einen schmutzigen Landadeligen, der sich den Mächten der Finsternis verschrieben hat. Roswylde! Das ist ein echsisches Wort, Euer Hochwürden. Es stützt meine Theorie, daß diese Hexen die Nachfolger der alten Echsen und ihrer grauenhaften Kulte sind. Hört Euch nur das Wort an: Echsen – Hechsen. H'Echsen. Das ›H‹ ist eine Vorsilbe, die Ehrerbietung ausdrückt, wie in H'Rabaal. Diese aranischen Hexen sind nichts anderes als ›Echsen von hohem Rang‹ – Nachfolger der unheiligen Echsenpriester. Die Echsen verehren Ssad'huarr, dieselbe Erzdämonin, die die Hexen Satuaria nennen.«

Rufus Bela Crontz-Fornsay nickte gemessen. Er hatte diese Lieblingstheorie des Inquisitors schon so oft gehört, daß sie ihm bei den Ohren heraushing, aber er hütete sich sehr, seinen Untergebenen etwas davon merken zu lassen. Das Kinn auf die abgeknick-

te Hand gestützte, lauschte er mit geheucheltem Interesse.

Kunrad redete sich in Eifer. »Es enttäuscht mich, daß viele Inquisitionsräte der Heiligen und Reichskirche noch nicht bereit sind, den Zusammenhang zu verstehen, aber ich finde auf Schritt und Tritt neue Beweise für meine Annahme. Seht nur nach Maraskan! Sitzt dort unter den Statthaltern Borbarads nicht auch das dämonische Halbwesen, die Schlangenleibige, auf seinem Thron? Alle Welt weiß, daß sie furchtbare Experimente anstellt, daß in den fiebrigen Dschungeln von Maraskan Kreaturen herangezüchtet werden, die halb Mensch, halb Echse sind. Schreibt der hochgelobte Gurvan Praiobur in seinem Echsenhammer denn nicht, daß sich die Zauberer der Echsen auf den Hexenfesten mit den menschlichen Ketzern vermischen? Die Kinder aus diesen abwegigen Verbindungen werden Hexen. Ofrim Seidenhaar sagt man nach, er sei ein Halbelf. Wenn er nun aber etwas anderes ist? Wenn er kaltes Blut in den Adern hat – wenn er ein Bastard von Echsen und Menschen ist?« Seine Augen leuchteten triumphierend auf. »Mit Praios' Hilfe könnten wir ein Übel an der Wurzel packen, das älter und schwärzer ist als die Fluchzauberei – wir könnten den Kult der alten Echsegötter in Aranien ausrotten!«

»Mit Praios' Hilfe!«, rief Crontz-Fornsay mit ge-

bührender Begeisterung aus. Er wußte, wie vernarrt Kunrad von Marmelund in seine Theorie war. Überall witterte er die Echsen, überall verfolgten sie ihn, hinter harmlosen Masken verborgen. Bei jeder Befragung einer Delinquentin stellte er unbarmherzig drängend dieselben Fragen: Ob sie von Krr'Thon'Chh, dem Schlinger, wüßte? Von Charyb'Yzz? Von den H'Rangarim, den uralten, namenlosen Götzen, deren Statuen in den Sümpfen zerbröckelten? Von geheimen Ritualplätzen der Echsenpriester?

Die meisten erinnerten sich bei der zweiten oder dritten Anwendung der Folter daran, daß sie von alledem schon gehört hatten, und ließen eine Flut von Geständnissen los, die Kunrad begierig aufschreiben ließ. Crontz-Fornsay hielt nichts von dieser Theorie. Es stimmte zwar, es gab alte und blutige Kulte der H'Rangarim, die in einsamen Bergtälern und sumpfigen Wäldern ihre abscheulichen Riten abhielten, aber sie waren kaum noch von Bedeutung. Er glaubte auch nicht, daß die Schlangenleibige mit ihren Experimenten über ein paar Mißgeburten hinauskommen würde. Kaltes und warmes Blut vertrug sich nicht, die Bastarde, die solchen Paarungen entsprangen, waren schwachsinnig und starben jung. Und die Vorstellung, ein Mann, der von Elfen abstammte, könnte gleichzeitig echsisches Blut in den Adern haben, war völlige Narretei! Dennoch widersprach er Kunrad

von Marmelund nicht. Mochte der Inquisitor seinen absurden Theorien anhängen! Wichtig war nur, daß er fleißig ans Werk ging – und die richtigen Leute zu fassen bekam.

Kunrad blickte seinen Vorgesetzten an und erforschte die Gedanken in seinem Herzen. Er wußte, daß Crontz-Fornsay nicht seiner Meinung war. Das tat ihm weh, aber er hoffte, daß Praios den Schatzmeister doch noch erleuchten würde. Er bemerkte rasch: »Es mag unterschiedliche Meinungen geben ... aber wir wollen nicht vergessen, daß die Ehre und der Ruhm des Herrn Praios wichtiger sind als alles andere.«

Es klang scharf, aber Crontz-Fornsay ließ sich nicht einschüchtern. »Ja, natürlich«, bestätigte er und versteckte ein Gähnen nur unzureichend hinter der Hand. »Ihr habt vollkommen recht. Nun zieht los und laßt mich bald von Erfolgen hören, damit ich weiß, daß die Dukaten des Tempelschatzes gut angelegt sind.« Kunrad verabschiedete sich erleichtert.

Eine Viertelstunde später kniete er in der Halle des Tempels, den Blick zu dem goldenen Greifen erhoben, der in majestätischer Ruhe die Schwingen spreizte. Erleichterung sprach aus seinem Gebet, aber auch inniges Flehen. »Du weißt, daß ich Dir von ganzem Herzen dienen will, Vater der Götter«, flüsterte er in

die gefalteten Hände. »Ich habe keinen anderen Wunsch, als die Erde von dem Echsengezücht zu reinigen, den Kreaturen der Schlangenleibigen, die das Land verseuchen. Verleihe mir Kraft, oh erhabener Praios, zu bestehen gegen ihre Anschläge, ihren tückischen Fallstricken auszuweichen ...«

Ja, tückisch waren die Hexen. Tückisch und rachsüchtig. Sie peinigten und bedrängten ihn mit Traumgestalten und schauerlichen Visionen. Er fühlte, wie ihre Augen ihn beobachteten. Überall waren diese Augen mit dem purpurnen Hexenblick, auf allen Seiten, sie interessierten sich für nichts als den Inquisitor, und ihr Interesse war überaus bedrohlich. Die Geschöpfe, denen diese gnadenlosen Augen gehörten, waren auf Rache aus. Er hatte sie lange ungestraft seine Macht fühlen lassen, nun standen sie gegen ihn auf. Und sie taten es nicht mehr in der Gestalt, in der er sie auf den Scheiterhaufen gebracht hatte. Sie waren keine Krämerinnen oder Kesselflickerinnen oder Bauernmägde mehr. Sie waren zu gefährlichen Geschöpfen geworden, die der Mensch schon immer gefürchtet hatte, und sie steigerten Kunrads Angst aufs höchste, indem sie dicht an ihn heranrückten, seine Kammer erfüllten, sein Bett besetzten – Hexen, die sich in Echsen verwandelt hatten, kaltblütige, schlitzäugige, mit starren Hornkämmen drohende Echsen.

»Erhabener Herr«, flehte er, »beschütze mich vor dem Schrecken der Nacht ...«

In den Nächten kamen sie, ihn zu peinigen, so grausam, daß er oft aus dem Bett sprang und im Hemd auf der Diele seiner Schlafkammer kauerte. Die Hände, die er hinter seinem Rücken auf den Boden gestemmt hatte, wurden ihm dann von schwarzen Bären von Zeit zu Zeit fühlbar in die Höhe gehoben. Andere Bären, größere und kleine, mit glühenden Augen, sah er um sich herum in der Nähe sitzen. Abends, wenn er noch wach war, spukten auch häufig Katzen mit glühenden Augen auf den Dächern vor seinem Fenster. Das Nachtvolk nahm gerne die Gestalt von Tieren an, von Katzen, Bären und Hunden, wie es ihrer animalischen Natur entsprach. Aber in Wirklichkeit, unter all ihren Masken, waren sie Echsen.

Sie waren überall, in den harmlosesten und friedlichsten Verkleidungen. Er riß ihnen die Maske vom Gesicht, wo er sie antraf, und es stellte sich heraus, daß es im Grunde immer derselbe Feind war, den er entlarvte – das uralte, von den Göttern verfluchte Gezücht der Echsenwesen.

Sie haßten ihn dafür und quälten ihn jede Nacht, indem sie auf sein Bett krochen, nackte Männer und nackte Weiber in unverschämtem Gewimmel. Manchen hingen buschige Katzenschwänze zwischen den Hinterbacken herab, andere hatten Schädel und Pfo-

ten wie Tiere. Sie hockten erstickend auf seiner Brust und schmiegen sich auf eine widerliche, unzüchtige Weise an ihn. Er verbrachte oft die ganze Nacht bis zur Dämmerung in leidenschaftlichem Gebet, um sich der schaurigen Heimsuchung zu erwehren.

Er zahlte einen hohen Preis dafür, Praios gefällig zu sein.





3. Kapitel

Der Nachsommer – die Zwölfgöttergläubigen nannten diesen Monat den Traviamond – breitete sich golden über das abgeschiedene Herrengut Roswylde in den Hügeln des Yalaiad. Der Schloßherr sog tief den Atem ein, als er sein Pferd aus dem Burgtor trieb und die warme Luft, geschwängert mit dem würzigen Duft der Zedern und Pinienwälder und des wilden Thymians, in seine Nüstern stieg.

Er ritt übers Land, um in seinen Dörfern nach dem Rechten zu sehen. An seinem Gürtel hing ein Samtbeutel mit allerlei Tiegelchen und Fläschchen darin und gleich daneben eine geflochtene Peitsche.

»Vorwärts!« rief er den beiden Bewaffneten zu, die ihm folgten; zwei Männern mit dunkler Haut, roten Haaren und grünen Augen. Die Kombination war nicht ungewöhnlich im südlichen Aranien, wo das Blut der Tulamiden sich mit dem der Mittelreicher mischte.

Während sie sich in Bewegung setzten, schweifte Ofrims Blick wohlgefällig über das sonnenbeschiene Land. Unten im Tal konnte er die gelben Kürbisse auf den Feldern leuchten sehen. Am Monatsende würden sie wie jedes Jahr das Kürbisfest feiern, auf

das die Untertanen sich schon seit Monaten freuten. Und wenn er ehrlich war, freute Ofrim Seidenhaar sich ebenfalls darauf. Es war ein fröhliches Fest mit Schmaus und Tanz, bei dem Bauern und Herren der gütigen Göttin der Fruchtbarkeit dankten, die die einen Peraine und die anderen Satuaria nannten.

Was bedeuteten Namen! Wichtig waren die langen Tische, die unter der Last von frischgebackenen Kürbiskuchen ächzten, und die Kerzen, die in ausgehöhlten Kürbissen brannten und sie in grinsende Koboldgesichter verwandelten. Wichtig waren die munteren Klänge der Balgpfeifen und Flöten und die mit Kürbiskraut und späten Rosen geschmückten Mägde, die sich in plumpen Tänzen drehten.

Wie es Tradition war, fanden sich auf dem Kürbisfest auch die Paare des nächsten Jahres zusammen und baten Herrn und Herrin um ihre Zustimmung zum Traviabund. Der Baron ließ seine Untertanen heiraten, wen sie wollten. Seit Jahrzehnten wußte er, daß das Bauernvolk eine harte Hand brauchte, daß es aber nicht klug war, die Leute durch Willkür zu erbittern. Er erdrückte seine Bauern nicht mit Fronarbeit, wie es andere Herren taten, und er nahm kein Mädchen, das ihn nicht auch wollte (solche Widerspenstigen waren freilich so selten, daß sie kaum ins Gewicht fielen). Es genügte, wenn er hin und wieder einen Trunkenbold oder Faulpelz auspeitschen ließ,

um ihnen den Herrn zu zeigen. So blieben die Bauern ruhig und arbeitsam, und sie hatten alle mitsammen ein gutes Leben.

Ofrim lächelte vor sich hin, während er in leichtem Trab den Waldpfad ins Tal hinunterritt. Der Gedanke kam ihm, zum Kürbisfest jemand hinzurichten – auf seine Weise. Eine gelungene Hinrichtung war immer ein guter Auftakt zu einem Fest. Die Leute freuten sich, daß sie selbst noch am Leben waren, und genossen mit verdoppelter Inbrunst Essen und Trinken, Tanz und *nam mandra bhaile da'o*.

Ein weiterer Gedanke huschte durch seinen Kopf, ein Gedanke, der ihn noch mehr amüsierte. Er fuhr sich langsam mit der Hand über den schütterten Bart und verdeckte ein Lächeln, das lange Zähne entblößte. Wenn er einen von diesen maraskanischen Schleichern mit einem Hexenfluch tötete ... das würde ihm guttun und Maraskan daran erinnern, daß er nicht gänzlich entmachteter war. Und Helme Haffax konnte ihm nicht einmal Vorwürfe machen, denn schließlich hatte er nie gesagt, daß die Maraskaner in seinen Diensten standen!

Natürlich waren sie dazu da, um Ofrim Seidenhaar zu bespitzeln, und Helme wußte, daß Ofrim das wußte, nur – offiziell war Ofrim ahnungslos und so konnte er ungestraft zuschlagen. Hinterher konnte er sich ja immer noch entschuldigen.

Er lachte verstohlen in die hohle Hand. Ja, die Idee war gut. Und er würde seinen wackeren Bauern diesmal etwas Besonderes bieten! Es würde einige Vorbereitung brauchen – er und Morla würden ein stundenlanges, kompliziertes und recht anstrengendes Ritual vollziehen müssen, ehe sie ihre Kraft so weit gebündelt hatten, daß sie ihrem Opfer mit einem Schlag alle Lebensenergie aus dem Leib saugen konnten. Aber es war die Mühe wert.

Die Zügel lose in der Hand, ritt er durch das Dorf Roswylde und sah nach dem Rechten. Die Bäuerinnen und Bauern fielen zu Boden und küßten den Staub, wenn sein Grauschimmel vorübertrabte. Er grüßte mit einem huldvollen Nicken. Hin und wieder hielt er an, hieß eine der Knieenden aufstehen und fragte sie, wie die Ernte lief und wie es um das Dorf stand. Die Nachrichten, die er erhielt, waren gut. Lauch und Rüben, Kürbisse und Erbsen waren prächtig gediehen, die Obstbäume strotzten vor Birnen und Äpfeln, die Tabakpflanzen wuchsen hoch, und sogar die empfindlichen Peraineäpfelbäumchen trugen reichlich Früchte.

Der Schloßherr fühlte sich wohl und zugleich wehmütig. Er liebte den Herbst, die Zeit der Ernten und Feste, der ersten Kaminfeuer und des jungen Weins. Morla hatte alle Aufgaben, die das Gut betrafen, in seine Hände gelegt – Männer waren nun ein-

mal besser dazu geeignet, sich um die praktischen Dinge des Lebens zu kümmern, während Frauen sich der reinen Wissenschaft hingaben. Also erweiterte Morla ihrer beider magisches Wissen und beschäftigte sich mit der Alchymie, während Ofrim die Bauern beaufsichtigte, mit den Händlern feilschte und das Geld verwaltete.

Er seufzte schwer. Wie gut war das Leben in Roswyld gewesen, bevor die harte Hand aus dem Osten sich auf seine Schulter gelegt hatte!

Er ritt an einem Mädchen vorbei, das in einem Feld Kürbisse schnitt und dabei den prallen Hintern verführerisch in die Luft reckte. »Komm her!« rief er ihr zu. Die Magd rannte hastig herbei, wobei sie sich die schmutzigen Hände an den Seiten abwischte. Ihre Zöpfe flogen hinter ihr her.

»Bring mir einen von diesen Kürbissen«, befahl er.

Sie kehrte mit einer kindskopfgroßen Frucht zurück und hielt sie ihm mit ausgestreckten Händen hin.

Er griff zu, schnitt mit dem Messer, das er unter der Schärpe trug, einen Deckel ab und zerteilte das saftige Fruchtfleisch im Inneren. Es duftete herb-süß. Er kostete und war zufrieden. Genießerisch aß er den Kürbis leer, dann warf er dem Mädchen die Schale zu. »Mach eine Laterne daraus«, befahl er.

Sie knickte und staunte ihn angespannt an, die

runden braunen Wangen kräftig gerötet vor Aufregung. Ihre Lippen bebten. Die tiefdunklen Augen glänzten.

Ofrim spürte, wie Lust ihn durchschauerte, aber er zügelte sie. Die Mädchen im Dorf waren wunderbare Geliebte – sofern man sie vorher in ein ausgiebiges warmes Bad gesetzt hatte. Sein Blick wanderte über die Schmutzstreifen auf dem Hals der Magd und die schwarzen Fingernägel. Dann beschloß er, es bleiben zu lassen. Nichts gegen erdige Hände, aber diese Schmutzstreifen waren drei Tage alt, und das hübsche Mädchen roch nach Schweiß und anderen unschönen Ausdünstungen.

Der Schwarze Baron war lüstern wie ein Ziegenbock, aber er nahm seine Umwelt mit allen Sinnen wahr, und wenn einer dieser Sinne beleidigt wurde, zeigten auch die anderen Widerwillen.

Er nickte der Magd zu und ritt weiter.

An diesem Tag besuchte er zwei seiner Dörfer und ging seinen Pflichten nach, hörte sich Klagen und Streitigkeiten der Bauern an und besah die erntereifen Gärten und Äcker. Er hatte seine Freude an den liebevoll bestellten Gärten, und das nicht nur der reichen Ernte wegen. Er sah die Ackerpflanzen und Obstbäume als lebendige Wesen, die seinem Schutz unterstanden; es wäre ihm nie in den Sinn gekommen, müßig einen Zweig abzureißen oder über kei-

mende Felder zu reiten. Ein gepflegter Garten war der sicherste Weg, sein Wohlwollen zu erringen. Aber wehe denen, die Unkraut und Ungeziefer überhandnehmen ließen! Wenn Ofrim zornig war, pflegte er ihnen mit seinen spitzen Fingernägeln ins Gesicht zu fahren, daß blutige Spuren zurückblieben – und sie konnten von Glück reden, wenn sie nur eine Tracht Prügel bekamen und der aufgebrachte Lehensherr ihnen keinen Hexenfluch anhängte.

Wo er hinkam, besprach der Hexer kranke Tiere und verabreichte kranken Menschen von Morlas Salben und Tinkturen. Im Dörfchen Llyndall lief eine Frau auf ihn zu, ein in Tücher gewickeltes Kind im Arm. »Herr!« jammerte sie, während sie neben seinem Pferd in die Knie sank und den Saum seiner Gewänder küßte. »Das Kleine ... nur Ihr könnt ihm helfen! Es wird von Tag zu Tag schwächer ... will nicht an meiner Brust trinken ... hat immerzu triefende Augen und eine rinnende Nase ...«

Sie streckte ihm mit einer Geste der Verzweiflung einen mageren, verdrießlich greinenden Säugling entgegen. »Es wurde einen Mond zu früh geboren und seither ist es schwach und siech ...«

Der Baron schwang sich vom Pferd und nahm das Kind entgegen. Es sah jämmerlich aus, grau und runzlig, mit dünnen Ärmchen und Beinchen und einem widerwärtig geblähten Bauch. Er legte es in den

Arm, betrachtete und befühlte es, dann befahl er: »Bring mir einen Hocker.«

Die Frau rannte und stellte ihm einen hölzernen Hocker hin. Er setzte sich, öffnete die Schließen seiner Gewänder am Hals und schob das violette Tuch bis auf die Hüften hinunter. Nackt bis zur Mitte, nahm er das Kind und drückte es mit beiden Händen an seine bloße Brust.

Die Bauern standen in ehrfürchtigem Schweigen um ihn herum und beobachteten ihn. Das Kind hörte zu weinen auf. Ofrim saß mit geschlossenen Augen da. Sein Atem ging tief und ruhig, während er sich konzentrierte. Dann fuhr ein Ruck durch seinen Körper, er beugte sich vor, hielt dem Kind mit zwei Fingern die Nase zu und hauchte seinen Atem mit einem kräftigen Stoß in das japsend aufgerissene Mäulchen.

Das Kleine erstarrte, dann begann es in seinen Armen zu strampeln, lebhaft und energisch. Ein rosiger Hauch überzog seinen Leib und die Haut wurde straffer. Es brüllte von neuem, aber jetzt war es ein kräftiges, verlangendes Gebrüll.

Ofrim reichte es der Mutter zurück. »Es hat Hunger«, bemerkte er knapp. »Leg es an die Brust.« Dann befahl er: »Bring mir zu trinken.« Seine Rippen hoben und senkten sich in harten Atemstößen. Es ermüdete ihn, seine Lebenskraft zu spenden, auch wenn es nur eine so geringe Menge war, wie ein Säugling sie brauchte.

Die Bäuerin brachte ihm ein Glas Wasser mit Honig, und nachdem er getrunken hatte, stieg er auf und ritt weiter.

Hin und wieder betrat er ein Haus und sah sich die Arbeit der Männer an, ihre Teppiche und Flickendekken, Schnitzereien und Korbwaren. Dabei lag ihm die Peitsche locker in der Hand – er kannte seine Bauern und wußte um die Neigung der Männer, sich vor der Arbeit zu drücken, weil hartes Tagewerk angeblich ihre Männlichkeit minderte.

Das war zwar eine in Aranien weitverbreitete Ansicht, aber Ofrim hielt nichts davon. In seinen Augen waren es faule Säcke, die sich auf ihre empfindlichen Lenden herausredeten, um sich von den Frauen verwöhnen zu lassen. Er selbst war der beste Beweis dafür, daß ein Mann sein Tagewerk tun und dennoch liebesmächtig bleiben konnte. Also war er schnell zur Hand damit, gnadenlos zuzuschlagen, wenn die Bäuerinnen sich über ihre arbeitsunwilligen Männer beklagten.

Es dämmerte schon, als er sich, von seinen Bütteln gefolgt, auf den Heimweg machte. In Roswylde angelangt, schob Ofrim einen Stuhl ans Feuer, ließ sich nieder und zog die Knie unters Kinn, wie er es gerne tat, wenn er nachdachte. So zusammengekauert erinnerte er an einen schwarz geflügelten Vogel. Der Feuerschein erzeugte ein Spiel der Schatten, die seinen Kopf

wie einen Totenschädel erscheinen ließen – faustgroße, tiefschwarze Augenhöhlen, hohle Wangen. Aber rund um diesen gespenstischen Schädel schimmerte sein Haar braun und golden, und Lichter tanzten darauf. Die Hände auf den Knien verschränkt, das Kinn aufgestützt, starrte er ins Flackern der Flammen und dachte nach.

Es war an der Zeit, daß Josmabith kam. Er mußte nicht nur über Maraskan mit ihr sprechen. Da war auch noch etwas anderes, das ihm Sorgen machte ... die Träume.

Seit jenem ersten Traum in der Nacht des Rituals hatten sie ihn immer wieder gepeinigt. Gräßliche Nachtmahre, die ihm wie ein böses Omen erschienen. Wenn sie ihm nun seine Zukunft voraussagten? Wenn er eines Tages wirklich, wie er es in seinem Alptraum gesehen hatte, in rostige Ketten geschmiedet in einem vergessenen Kerker lag, langsamer Fäulnis preisgegeben?

Noch lange nach dem Erwachen hatte er die feuchtkalten Kerkermauern vor sich gesehen, den vom Unrat schlüpfrigen Boden, die Ketten. Sie waren an einer senkrechten Stange befestigt gewesen, so daß er nur aufstehen und sich niedersetzen, aber keinen Schritt weit gehen konnte.

Die Geweihten hatten ihn betrogen; sie hatten ihm Schonung für Leib und Leben versprochen, wenn er Praios opferte, und in seiner Angst vor der grausamen

Strafe hatte er es getan. Sie hatten ihm ins Gesicht gelacht, als die Knechte den eisernen Gürtel um seine Mitte und den Eisenring um seinen Hals legten. »Wir haben unser Versprechen gehalten. Du lebst, und kein Glied an deinem Leib ist beschädigt. Was willst du mehr?«

Seine Entsetzensschreie waren ungehört verhallt.

Dann wiederum hatte ihn ein Alptraum gequält, in dem er nackt und zerschunden in einem eisernen Käfig lag, während die Blicke Dutzender Gaffer wie Pfeilspitzen auf ihn eindringen. Ein Weib hatte sich lachend herangedrängt und ihm die breiten Hüften geboten. »Wenn der Herr sein Vergnügen haben will, braucht er nur seinen Hahn durch die Stäbe zu stecken!«

Der Käfig schwang zwei Fuß über dem Erdboden an einer Stange. Die Knechte machten sich einen Spaß daraus, ihn anzustoßen, so daß der Gefangene von einem Eck ins andere rutschte. Die Zuschauer schrien vor Lachen.

Der Baron kauerte sich enger zusammen und sah Merewin an, die auf lautlosen Pfoten herbeigekommen war und ihm aufmerksam ins Gesicht blickte. Er hob sie hoch, und sie stieg ihm auf die Schulter und rieb ihre feuchte Nase an seiner Wange. »Ich habe Sorgen, Merewin«, flüsterte er. »Ich fürchte, mir steht ein schlimmes Ende bevor.«

Das sprachverständige Tier lauschte aufmerksam. Wenn Ofrim sich Sorgen machte, dann erzählte er sie immer zuerst seiner Katze. Das half ihm, seine Gedanken zu ordnen und mit sich selbst ins Reine zu kommen. »Morla sagt«, fuhr er fort, »daß nicht alle Träume die Zukunft voraussagen, und da hat sie recht, nur – diese Träume sind unheimlich ... sie sind nicht verschwommen und verworren wie andere Träume, sondern ganz klar ...«

Merewin ließ ein mitfühlendes »Mau« hören.

Er schmiegte die Wange in den weichen Pelz, lauschte dem pulsierenden Schnurren, das aus der Brust des Tieres drang. »Ich habe Angst, Merewin«, sagte er leise.

Über Zorgan graute der Morgen. Schwaches Licht drang in die Schlafkammer des Inquisitors. Wie so viele Nächte hatte Kunrad von Marmelund auch diese Nacht wachend und betend verbracht, um nicht von den Hexen gepeinigt zu werden. Jetzt erst wollte er es wagen, sich den dringend benötigten Schlaf zu vergönnen.

Er streifte seine Kleider ab und stieg ins Bett. Eben wollte er sich niederlegen und die Augen schließen, als etwas Seltsames geschah.

Das Zimmer wurde heller und heller, als sei draußen die Sonne aufgegangen, aber ein Blick sagte ihm,

daß der Himmel grau und von schweren Wolken bedeckt war. Schwacher Regen nieselte auf die Dächer der Stadt. Das Licht jedoch hatte einen weichen Goldton, wie der Hintergrund heiliger Gemälde, und es erfüllte in zunehmendem Glanz den Raum. Kunrad setzte sich auf und hielt den Atem an. War das wieder ein Trugbild, mit dem seine Feinde ihn marterten? Oder sandte ihm Praios ein Zeichen?

Wie ein leiser Wind hauchte es durch das seltsam erleuchtete Zimmer. Die Pergamentrollen auf dem Tisch raschelten und rollten sich auf, als würden sie von unsichtbaren Händen glattgestrichen. Eine davon flog in die Höhe, und quer durch das Zimmer hinweg sah Kunrad, wie ein Teil der Schrift in Rot und Gold aufleuchtete, als sprängen Flämmchen aus dem Pergament. Er konnte deutlich die Worte lesen: »Ofrim Mawr Bian Roswyld, genannt Seidenhaar ob seines langen schönen Haars, auch genannt der Schwarze Baron ...«

Das Pergament sank wieder auf den Tisch. Aus der glühenden Schrift stiegen Bilder auf, halb durchsichtig und doch so real, daß es Kunrad schauderte. Da war ein Mann, schlank und hochgewachsen, mit einem schütterten Kinnbart und einer schwarzbraunen Haarmähne, die ihm den halben Rücken herabhing. Er war nackt – auf eine herausfordernde und schamlose Weise nackt – und hielt eine schwarze Katze im

Arm. Neben ihm stand eine Frau, ebenfalls nackt, klein und zierlich, mit mädchenhaften Brüsten und runden Hüften. Auch sie hielt eine Katze im Arm, ein großes, rot getigertes Tier. Auf der Stirn des Mannes wie auch der Frau brannte zwischen den Augenbrauen, so groß wie eine Bohne und scharlachrot, das sonst unsichtbare Hexenmal.

Die Augen der beiden Hexen und ihrer Vertrauten leuchteten wie Glühwürmchen in einem Sumpf. Sie schienen aus einem dunklen, gewittrigen Hintergrund aufzusteigen. Um ihre Körper glomm schwach ein fahler Schein wie der Schimmer verrottenden Holzes. Sie waren beide von schöner Gestalt, aber die Nägel an ihren Händen waren lang, scharf und krumm wie die Krallen eines Berglöwen. Vier Augenpaare stierten Kunrad mit schweflig brennendem Blick an. Dann erloschen sie allmählich, und die Gestalten zerrannen.

Gleich darauf tauchten neue Bilder auf. Ein Schloß war da, grau und altertümlich. Steinernes Geschmeiß hockte grinsend auf den Türmen. Auf den Knäufen drehten sich Wetterfahnen in Gestalt von Sonnen und Monden, heulenden Wölfen und buckelnden Katzen, und sie drehten sich alle in verschiedene Richtungen, mit und entgegen dem Wind. Bleiches Licht drang aus den Fenstern.

Das Schloß verschwand, und an seine Stelle traten unbestimmbare, von Zwielflicht umnebelte Visionen.

Ein zerfallener Stufenturm auf einem Gebirgspaß, Steinplatten auf öden Hügelkuppen, Götzenbilder mit unmenschlichen Zügen, die halb versunken aus der Erde ragten.

Und dann sprang Kunrad, der bislang wie erstarrt dagesessen hatte, mit einem Schrei aus dem Bett, denn nun tauchte vor seinen entsetzten Augen ein Übel auf, das er bislang nur in seinen Träumen gesehen hatte – ein Schatten aus finsterner Urzeit, so ungeheuerlich, daß er das Zimmer verdunkelte.

Der Inquisitor stierte in das fleischgewordene Antlitz des Bösen.

Es näherte sich ihm, und er wußte nicht, was geschehen wäre, hätte er nicht laut Praios' Namen ausgerufen. Da zuckte es wie ein Blitz durchs Zimmer, das Trugbild verschwand, und Kunrad fand sich in der trüben Dämmerung eines Regentages wieder.

Sein Herz schlug wie ein Schmiedehammer, als er sich aufraffte und vorsichtig dem Tisch näherte, aber dort lagen die Pergamente, wie er sie am Abend zuvor zusammengerollt hatte. Er strich eines davon glatt und las: »Stehen beyde im Verdacht, Hexen zu sein, alldieweil ihre Mutter schon eine war ...«

»O Vater der Götter«, sprach er laut, die Hände zum Himmel erhoben, »hast Du mir in einer Vision die Augen geöffnet?«

Da gab es ein dumpfes Geräusch hinter ihm, als

klatschte etwas Schweres zu Boden, und als er herumfuhr, sah er eines seiner Bücher auf dem Boden der Kammer liegen. Er bückte sich rasch, nahm den Quartband in die Hände und schlug ihn auf. Auf dem Titelblatt las er: *Fuffzehn Tractati wider den Lug und Trug jenes daimonischen Erz-Bösewichts, genannt der Dämonenmeister Borbarad, nebst vielen Commentarii zugunsten der Frommen ...*

Kunrad runzelte die Stirn. Was hatte das zu bedeuten? War es ein Zeichen oder war es ein Zufall? Oder eine Warnung, daß die Vision ihn getrogen hatte? Aber nein, sie war praiosgefällig gewesen; hatte sie ihm nicht die wahre Natur dieser beiden Verfluchten enthüllt? Zweifellos wollte Praios, daß er sie so rasch wie möglich aushob, vor Gericht lud und der hochnotpeinlichen Befragung überantwortete.

Der Inquisitor zögerte. Er wußte, daß Borbarads Diener allesamt Meister der Lüge und Verstellung waren und selbst einen Hochgeweihten mit Truggespinnen täuschen konnten. Mit einer raschen Bewegung kniete er auf seinem Betschemel nieder und hob den Blick zum trübe verhangenen Himmel, hinter dem er Praios' strahlenden Glanz sah. »Betrügt mich der Böse, oh Herr?« flüsterte er in die gefalteten Hände. »Sende mir ein Zeichen, daß diese Vision von Dir ist, daß ich nach Deinem Willen handle, wenn ich nach Roswylde reise!«

So betete er noch eine ganze Weile. Aber tief in seinem Inneren wußte er, daß die Würfel bereits gefallen waren und Ofrim und Morla Roswyld, soweit es ihn anging, nur noch Asche waren.

Zulhamin erhob sich ächzend von ihrem Lager. Sie spürte ihr Alter, aber heute wollte sie das Ach und Weh in ihren Knochen vergessen. Heute war der Tag des Kürbisfests.

Sie merkte, wie ihr vor Vorfreude das Wasser im Mund zusammenlief. Vor allem freute sie sich auf den Wein, den die Herrschaften bei dieser besonderen Gelegenheit ihren Bauern erlaubten. Von dem wilden lustvollen Treiben, mit dem das Fest zu enden pflegte, hatte sie nichts mehr, nur Suppe und Fleisch, Kuchen und Wein konnte sie noch genießen – und natürlich die Hinrichtung. In den vergangenen Tagen hatte der Herr drei von dem maraskanischen Gesindel einfangen lassen, und heute waren sie dran.

Zulhamin kicherte greisenhaft vor sich hin, während sie in ihre Beinlinge schlüpfte und die Sandalen über die schmutzigen Füße zog. Sie genoß es, andere sterben zu sehen. Es gab ihr das Gefühl, daß ihre eigene Lebenskraft zunahm, daß sie jünger und rüstiger wurde, als ginge die Kraft der Getöteten in sie über.

Ihre Enkelin Aisha lief geschäftig in der Hütte her-

um und machte sich schön. Alle Mädchen im Dorf waren an diesem Tag gewaschen und trugen frische Kleider und alle hofften, zu den Auserwählten zu gehören, mit denen der Herr nach dem Fest das Lager teilte. Er tat der Herrin Satuaria einen Dienst damit, und es galt als gutes Vorzeichen, wenn er viele Frauen glücklich machte. Je kraftvoller er war, desto besser würde die nächste Ernte ausfallen.

Zulhamin lächelte. Herr Ofrim hatte sie noch nie enttäuscht. Seine Manneskraft schien unerschöpflich zu sein. Und alle wußten, daß er nicht prahlte: Das Ritual fand in aller Öffentlichkeit statt. So hatten die Bauern Gelegenheit, sich mit eigenen Augen davon zu überzeugen, daß ihnen ein fruchtbares Jahr bevorstand.

Aisha kam in die Stube gelaufen. Ihr Haar war mit Kürbiskraut und Rosen durchflochten, die sie im Garten gepflückt hatte. »So beeil dich schon, Großmutter! Wir kommen zu spät! Ach Großmutter, was meinst du, werde ich heute das Los ziehen?«

»Natürlich wirst du das«, beschwichtigte die alte Frau sie. Die Mädchen waren alle wild darauf, das Los zu ziehen, das sie zu Beischläferinnen des Herrn bestimmte. Und das war auch nicht weiter verwunderlich: Ofrim Seidenhaar war nicht nur ein schöner Mann und ein gewaltiger Liebhaber, er schenkte seinen Geliebten auch die einzigartige Gabe, die nur das

Nachtvolk schenken kann – er gab ihnen von seiner eigenen Kraft, so daß sie noch Tage nach dem Ereignis strahlend schön und voll Lebenslust waren.

»Ich habe ihn vor ein paar Tagen gesehen, als ich eben die Kürbisse auf dem südlichen Feld schnitt«, plauderte Aisha weiter. »Er rief mich zu sich und befahl mir, ihm einen Kürbis zu holen. Oh Großmutter, er ist so schön! Ich kann es nicht erwarten, ihn am ganzen Körper zu sehen!« Aisha war in diesem Jahr das erste Mal alt genug, an dem Fest teilzunehmen, und sie konnte seit Tagen an nichts anderes mehr denken.

Zulhamin schob den Vorhang aus Sackleinwand beiseite, der als Tür ihres Hauses diente, und trat in die strahlende Sonne hinaus. Auf dem Dorfplatz herrschte ein geschäftiges Durcheinander. Aus den drei Dörfern Roswylde, Llyndall und Olabith waren die Leute zusammengeströmt, um zu feiern. Alles legte letzte Hand an, um die Tische zu schmücken, die Speisen aufzutragen und die Kürbislaternen bereitzustellen. Da kam auch schon einer der Knaben gerannt, die den Weg vom Schloß im Auge behalten hatten.

»Der Herr und die Herrin kommen!«

Zulhamin und Aisha sanken wie alle anderen auf die Knie, als die beiden Hexen auf den Dorfplatz ritten. Ofrim und Morla trugen grüne Kleider, Kränze

aus Stechpalmenblättern im Haar, und hielten ihre Katzen im Arm. In der Mitte des Angers glitten sie von den Pferden und setzten sich auf das Podium, das die Dorfleute für sie gezimmert hatten. Zwei Stühle standen dort, die mit Kürbislaub und Rosen bekränzt waren. Herr und Herrin ließen sich nieder, nahmen die Katzen auf den Schoß und bedeuteten den Bauern, sich von den Knien zu erheben.

Wie es üblich war, trat Zulhamin – eine der drei Dorfältesten – vor die Herrschaft hin und berichtete, daß die Ernte gut war und alle Zehnten entrichtet wurden, und damit stand den Festlichkeiten nichts mehr im Wege. Morla sprach mit dunkler, wohlklingender Stimme: »Fangt an.« Das Fest war eröffnet.

Auf Morlas Handzeichen hin fuhr ein Karren auf den Dorfanger, auf dem die drei Delinquenten saßen. Die Bauern glotzten angespannt und erregt, als die Büttel sie vom Karren holten und an einen mannshohen Pfosten fesselten, an dem sonst die Pferde angebunden wurden. Es waren zwei jüngere Männer und ein älterer, alle drei Maraskaner von gelblichbrauner Hautfarbe, mit schwarzem Haar und dunklen Augen. Alle drei trugen Leichenhemden aus grobem Leinen. Es mußten harte Kerle sein, denn einer rief trotzig: »Wagt es nicht, uns anzurühren! Der Statthalter des Dämonenmeisters würde Euch zerschmettern!«

Der Schloßherr stützte das Kinn auf eine Hand und

betrachtete sie amüsiert. »Helme Haffax hat mir nichts davon gesagt, daß ihr seine Knechte seid. Ihr seid als Strolche und Landläufer auf meinem Grund gefaßt worden und ihr werdet bestraft, wie es Strolchen gebührt.«

Die drei sahen sich hastig nach allen Seiten um, aber nirgends war ein Galgen oder ein Henker mit einem Beil zu entdecken. Allein die schöne Frau erhob sich von ihrem laubbekränzten Stuhl und ging auf den Pfahl zu.

Der jüngste der drei Maraskaner sperrte Mund und Augen auf, als sie dicht an ihn herantrat, sein Kinn hochhob und ihm tief in die Augen blickte. Er zappelte, als sie sich vorbeugte und die Lippen auf die seinen preßte. Dann wurden seine Augen glasig vor Verblüffung und Entzücken, denn die Schöne küßte ihn leidenschaftlich und ungestüm.

Die Bauern sahen atemlos zu, wie ihre glosenden Augen dabei seinen Blick festhielten. Der Maraskaner zuckte, hin und her gerissen zwischen Faszination und Furcht; er wand sich in den Fesseln wie ein Fisch an der Angel, während seine Augen sich vor Lust himmelwärts wandten. Morlas Hände hielten sein Kinn umklammert, sie saugte an seinem Mund wie an einem Becher.

Und unvermittelt wich sein Entzücken dem stieren Blick nackten Entsetzens. Seine Arme und Beine er-

schlafften, er wand sich mit einer letzten wilden Anstrengung los und gurgelte in panischer Angst, als er fühlte, was mit ihm geschah. Unter den staunenden Augen der Bauern vertrocknete seine Haut, sein Fleisch schwand, als schmelze es von den Knochen. Die Knie brachen ein. Das Haar fiel aus, als würde es von unsichtbaren Händen von seinem Kopf gerissen. In den Fesseln hing ein dürrer, sabbernder Greis, dem der nahe Tod in den Augen geschrieben stand.

Morla hob mit einem tiefen Atemzug den Blick. Ihre Augen glühten wie Katzenaugen, ihr roter Mund leuchtete prall und feucht. Sie winkte Ofrim, und er sprang auf und fiel wie ein Raubtier über die beiden anderen her. Sie krümmten sich winselnd unter seinen tödlichen Küssen – umsonst; er grub die Fingernägel wie Krallen in ihre Schultern und saugte das Leben aus ihren hilflos aufgerissenen Mündern. Als sie vertrocknet und verwelkt aus seiner würgenden Umarmung sanken, richtete er sich auf, so jung und strahlend wie nie zuvor.

»Und nun laßt uns feiern!« rief er und klatschte laut in die Hände. »Bringt her, was zu essen und trinken da ist! Macht Musik! Und laßt uns mit der Lotterie anfangen!«

Die Mädchen sprangen auf, klatschten und jubelten. Zulhamin eilte mit dem tönernen Krug herbei, den der Dorfschreiber am Vortag mit sorgfältig be-

schriebenen Zetteln gefüllt hatte. Die Namen aller mannbaren Mädchen in den drei Dörfern standen darauf. Ofrim griff mit geschlossenen Augen hinein und versuchte, so viele Zettel wie möglich zu fassen. Die Leute stampften mit den Füßen und lachten, als er die Faust öffnete und ein gutes Dutzend Schnipsel in seinen Schoß fiel.

Er las die Namen vor. »Erzibeth! Karhima! Aisha!«

Aisha sprang mit einem wilden Schrei auf und stürzte nach vorne. »Hier! Hier bin ich!« rief sie und fuchtelte mit den Armen, um nur ja nicht übersehen zu werden.

Nachdem Ofrim alle Namen verlesen hatte, trat Zulhamin mit einem zweiten Kasten vor Morla, und sie zog das Los mit den Namen ihrer Geliebten. Die Jungen waren kaum weniger aufgeregt als die Mädchen, denn die Liebe der Hexe galt als Sicherheit, daß ihre Kraft im nächsten Jahr nie erschlaffen würde.

Mittlerweile hatten die Büttel die drei jämmerlichen Gerippe auf den Karren geworfen und weggeschafft, um den allgemeinen Appetit nicht zu schmälern. Herrschaften und Bauern griffen herzhaft zu. Zwei Schweine waren gebraten worden, ein bedeutames Ereignis in Aranien, wo kaum Vieh gehalten und deshalb auch sehr wenig Fleisch gegessen wurde.

Ofrim und Morla leckten sich wie alle anderen den

würzigen Saft von den Fingern und wischten sich die Hände mit der Weizenbrotschmolle ab, die sie in Klumpen in den Mund stopften. Die vornehme Gesellschaft in Zorgan, Elburum oder Baburin hätte zweifellos einiges daran auszusetzen gehabt, wie in Roswylde gespeist wurde, aber das störte die fröhlichen Schlemmer und Zecher nicht. Peraine war gütig gewesen, die Speicher und Keller waren voll; es gab allen Grund, ausgelassen zu sein.

Der Schloßherr hatte vorgesorgt, daß seine Bauern den ungewohnten Wein nur in Maßen genossen, denn sonst hätten nach kurzer Zeit alle volltrunken unter den Tischen gelegen. Auch er selbst hielt sich mit dem Trinken zurück, so gut der junge Wein auch schmeckte. Er konnte es sich nicht leisten, seine Kräfte durch Trunkenheit zu beeinträchtigen – selbst ein Mann, in dessen Lenden Levthans Feuer loderte, mußte sich seiner Grenzen bewußt sein.

Für Ofrim war das orgiastische Ende des Kürbisfestes weitaus mehr als ein frivoles Vergnügen. Er betrachtete es als seine vornehme, ja heilige Pflicht, sich zu verausgaben. Was er den Mädchen schenkte, war kein flüchtiges Ergötzen, es war das *sikaryan*, die Kraft der Erde selbst. Je mehr von seiner Manneskraft er zu Satuaris Ehren spendete, desto besser würde es dem Land im nächsten Jahr gehen, davon war er so fest überzeugt wie seine Bauern. An ihm und Morla lag es,

ob die Männer liebesmächtig, die Frauen schwanger und die Gärten und Felder voll Früchte waren.

Er wußte, daß seine Schwester noch mehr als er eine Pflicht tat. Morla mochte keinen Mann außer ihm – eine Tatsache, die ihn seit achtzig Jahren stets aufs neue entzückte. Wenn sie sich vergnügen wollte, dann wählte sie stets ihr eigenes Geschlecht.

Als alle mit Fleisch, Weizenbrot und Kürbiskuchen zum Platzen voll waren, ging es ans Singen und Tanzen, Geschichtenerzählen und Scherzen, bis der Abendstern am Himmel auftauchte. Sobald Praios aus dem Firmament verschwunden war, stand der Herr des Schlosses auf und schritt feierlich auf die Laube zu, die die Bauern am Rand des Dorfweihers errichtet hatten. Unter den grünen Zweigen waren Teppiche und Kissen ausgebreitet. Ofrim setzte sich im rötlichen Schein der Kürbislaternen nieder und streckte lächelnd die Hand nach dem ersten der Mädchen aus, die ihn umdrängten.

Im Inquisitionsturm in Zorgan kniete Kunrad von Marmelund nackt auf dem Boden und beugte den Rücken unter die Geißel, die Zachaban schwang. Es war ein tägliches Ritual, das er inzwischen so sehr schätzte wie sein tägliches Gebet. Die Schläge bewahrten ihn vor sündigen Gedanken und üblen Träumen, sie reinigten sein Blut und seine Seele. Er war über-

zeugt, daß er den Hexen nie widerstanden hätte, wenn er nicht diese harte Zucht übte.

Er ächzte dumpf, als die schweren Knoten der Geißel von neuem auf sein bereits wundgeschlagenes Fleisch trafen. Zachaban machte seine Sache gut. Er hatte von Anfang an kein Erbarmen mit Kunrads Schwächen gehabt, hatte ihn unbeirrbar geschlagen, ob er winselte oder ächzte. Die Behandlung trug Früchte: Nach jeder Geißelung fühlte der Inquisitor sich frisch gestärkt.

Und dieses Mal würde er eine Menge Kraft brauchen. Schon allein die Reise nach Yalaiad war mühsam – fast unmöglich in der Regenzeit. Dann mußte er mit dem Bauernpack dort zurechtkommen, das seine Arbeit hinten und vorne behindern würde. Er wußte, wie Bauern an ihrem Gutsherrn hingen, ob Hexer oder nicht; sie würden für ihn lügen, bis ihnen die Zunge schwarz wurde. Am Besten, er nahm zu seinem eigenen Troß noch ein gutes Dutzend Eiserne Tiger mit. Die Fürstin würde nicht erfreut über sein Ansinnen sein, nur – was wollte sie tun?

»Wir sind fertig, Euer Eminenz«, verkündete Zachaban und rollte die Geißel ein.

Kunrad küßte dem Züchtiger die Hand, wie es frommer Brauch war, dann erhob er sich etwas steif und zog seine Kleider über. In eine schlichte Hausrobe gekleidet, an der nur der goldene Gürtel seinen Rang verriet, setzte er sich an seinen Schreibtisch und

winkte Zachaban, sich zu ihm zu gesellen. »Hast du die Liste durchgearbeitet?«, fragte er. »Was ist deine Meinung?«

Er hatte Zachaban nichts von seiner Vision erzählt, sondern nur vorgeschlagen, mit Roswylde anzufangen. Er wollte wissen, zu welchem Schluß der Garetier selbst kommen würde.

Der Sekretär nickte. »Wir fangen tatsächlich am besten mit diesem Ofrim Seidenhaar an, wie Ihr vorgeschlagen habt«, erklärte er. »Es gibt eine Menge gute Gründe dafür. Erstens ist er reich, also wird unser Schatzmeister in Fasar zufrieden sein. Zweitens ist er ein Mann, das regt die Leute weniger auf, als wenn wir eine adelige Frau verhaften. Drittens ist er in der vornehmen Gesellschaft des Fürstentums kaum bekannt, ein Landadeliger, der in seinem vergessenen Nest hockt ... wir können also vorsichtig ausprobieren, wie die Fürstin reagiert, wenn wir einen Edelmann auf den Scheiterhaufen bringen. Wenn sie allzusehr tobt, müssen wir eben zurückstecken.«

Kunrad schnitt eine verdrießliche Grimasse, die seinem schönen Gesicht übel anstand. »Praios strafe das Weib! Nun, du hast recht, um einen Mann wird Sybia weniger Getue machen.« Er wischte nachdenklich über den Einband des schweren Folianten, der auf dem Tisch lag – die *Inquisitorische Halsgerichtsordnung* des Priester-Kaisers Kathay mit ihrem berüch-

tigten III. Annexus von Gurvan Praiobur I., dem *Echsenhammer*. Das grimmige Buch begleitete Kunrad auf allen seinen Wegen.

Sein lodernder Blick ruhte auf seinem Gefährten. Längst hatte er dessen Gedanken erforscht. Zachaban war ein getreuer Diener des Göttervaters und der Heiligen Inquisition, aber die dunkelsten Geheimnisse der Verfluchten hatte auch sein Sinn nicht erfaßt. Der Garetier war überzeugt, daß die Hexen Paktierer mit der Lustdämonin Belkelel waren, die sie unter dem Namen Satuarria anbeteten. Aber er gab Kunrad von Marmelund keine Widerworte. Ihm war nur wichtig, daß die Brut von der Erde vertilgt wurde, mit welcher Begründung, war ihm gleichgültig.

Er ahnte nicht, wie fein gesponnen und schrecklich die Verschwörung in Wirklichkeit war, welches uralte und abscheuliche Übel tief im Dunkel verborgen auf dem Grund dieser Umtriebe lauerte. Nur ihm, Kunrad von Marmelund, hatte Praios den Schrecken enthüllt, ihm hatte er das Angesicht des Feindes klar und offen gezeigt – eine Prüfung, die nur wenige Sterbliche überstanden hätten.

»Laß mich allein«, befahl er abrupt.

Sobald Zachaban gegangen war, trat Kunrad ans Fenster und blickte zu der blassen Herbstsonne auf, die am silbrigen Himmel stand.

Es schien ihm, daß er einmal in seinem Leben ein

Zeichen des Praios gesehen hatte, das ihn für alle Zeit auserwählte.

An einem Praiostag war eine Vision vor seinen Augen erschienen. Am Himmel stand die Sonne, allerdings nicht, wie sie gewöhnlich anzusehen war, sondern umflossen von einem silberglänzenden Strahlenmeer, das den sechsten oder achten Teil des Himmels bedeckte. Der Anblick war von so überwältigender Pracht und Großartigkeit gewesen, daß er sich gescheut hatte, ein zweites Mal hinzublicken, und das Auge von der Erscheinung abwenden mußte.

Das glanzvolle Bild der göttlichen Strahlen war – während Kunrad in Verzückung auf den Knien lag – seinem Auge sichtbar geworden. Zugleich glaubte er eine Stimme zu vernehmen. Sie war kein leises Geflüster, sondern erdröhnte unmittelbar vor den Fenstern seiner Kammer in einem mächtigen Baß. Jene glänzende Sonne hatte zu ihm gesprochen, tiefe, geheimnisvolle Worte, die nur an ihn gerichtet und nur ihm verständlich waren – ein geheimes Einverständnis zwischen Praios und Kunrad von Marmelund.

Durch ein Orakel, das er nach dieser Vision befragte, hatte er den Befehl empfangen: »Geh nach Aranien und entzünde im Land der Dunkelheit die Flamme des Lichts. Praios gibt dir einen großen und geheimen Auftrag: Du wirst die Wurzeln der götterlästerlichen Hexerei erkennen und sie aus dem Boden Araniens

ausreißen, das Echsenwerk, das die Luft und die Erde verpestet. Du wirst den Urvater des Bösen vernichten, dessen giftiger Hauch dieses Land verwüstet.«

Und der Gott hatte ihm ein Geschenk seiner Gnade hinterlassen: Kunrads Kopf war nun häufig von einem Lichtschimmer umflossen, ähnlich dem Heiligenschein der gemalten Heiligen, nur unvergleichlich reicher und strahlender. Niemand konnte den Lichtschein sehen, nur er allein. Es war sein geheimes Zeichen, daß Praios in seiner Machtfülle in ihm und mit ihm und um ihn war.

Wie sonst hätte er den furchtbaren Nachstellungen der Echsen entgehen können?

Es war ein wunderbares Fest gewesen. Ofrim Seidenhaar wußte kaum noch, wie er es in der Morgendämmerung geschafft hatte, zurück in seine Burg zu kommen. Dort war er zwei Tage in bleiernem Schlaf gelegen, ehe er wieder erwachte ... ohne jede Erinnerung, den Kopf von wallenden roten Nebeln erfüllt. Seine Lebenskraft war so schwach wie das Flämmchen eines Irrlichts.

Als er die Augen aufschlug, sah er Morla auf dem Rand des Lagers sitzen. Ihre kühle Hand strich sanft über seine Stirn.

»Du hast viel gegeben, mein Bruder«, lobte sie ihn.
»Es wird ein gutes Jahr werden.«

Er schloß benommen die Augen. »Ich fühle mich wie ein Sack voll Asche.«

»Du wirst wieder zu Kräften kommen. Ich werde dir ein Bad richten lassen, und danach mußt du essen.«

»Ja, ich bin hungrig. Jetzt, wo du es sagst, merke ich es. Sag Ruban, er soll mir etwas zu essen bringen.« Er drehte sich auf den Bauch und schmiegte die Wange in ihre Handfläche. »Und du komm mit mir und hilf mir baden.« Als sie ihn mit einer kaum sichtbaren Bewegung der Mundwinkel anlächelte, ergriff er ihre Hand und drückte die Lippen sanft auf die zierlichen Finger.

Sie lebten bereits länger als ein Menschenalter zusammen, aber ihre Liebe zueinander verblaßte nicht. Im Gegenteil, sie wurde immer noch tiefer und inniger. In den vergangenen achtzig Jahren hatten sie keine fünfmal miteinander gestritten. Das lag nicht zuletzt daran, daß Ofrim seiner Schwester gegenüber nachgiebig und demütig war und ihre Ansicht grundsätzlich für die klügere und tiefgründigere hielt; aber auch Morla bemühte sich, ihren Bruder nicht allzu sehr zu bevormunden. Sie befragte ihn stets um seine Ansicht und hörte ihm aufmerksam zu, wenn er ihr etwas zu sagen hatte. So waren sie immer ein Herz und eine Seele, zweierlei Fleisch und Geist, die beständig in eines verschmolzen.

Ofrim bemerkte lächelnd: »Weißt du, was ich am Kürbisfest hasse? Daß ich mich hinterher nie daran erinnern kann, wie *nam mandra bhaile da'o* mit all diesen Mädchen war. Mein Kopf ist leer wie ein Totenschädel.«

»Alles hat seinen Preis, Bruder.« Morla entzog ihm mit einer graziösen Bewegung ihre Hand und wandte sich zur Türe. »Ich lasse dir dein Bad richten.«

Zwei Stunden später fühlte Ofrim sich beträchtlich wohler. Er lag träge auf dem Diwan in der Halle, kraulte Merewins Ohren und starrte ins Feuer, das rot und golden im Schlund des Drachenkamins tanzte. Nach einer Weile entzog die Katze sich seiner Liebkosung, maunzte und stieß ihn mit dem Köpfchen gegen die Brust. Er schreckte aus seinen Träumereien auf, blickte sie an und fragte: »Was ist mit dir? Hast du Hunger?«

Mau, antwortete Merewin fordernd.

»Willst du wieder trinken?« Der Schloßherr lehnte sich bequem in die rotseidenen Kissen, nestelte an den Schließen seines Gewandes und öffnete es über der Brust. »Na, komm schon. Hierher.«

Die Katze schmiegte sich in seinen Arm. Er legte sie an die Brust wie eine Mutter ihr Kind und ließ sie an seinen Brustwarzen saugen, bis ein Spritzer einer fahlen Flüssigkeit austrat. Die Katze leckte begierig die

Hexenmilch und trat mit den Vorderpfoten energisch gegen seine entblößte Brust, um mehr davon zu bekommen. Alle Schwestern und Brüder ließen ihre Vertrauten von Zeit zu Zeit Hexenmilch trinken, um das Band zwischen ihnen zu festigen. Verzichteten sie zu lange darauf, so wurden die *familiarii* dumm und stumpf und waren bald nicht gescheiter als gewöhnliche Katzen.

Ofrim genoß den Vorgang – es war, als spielte eine Frau mit seiner Brust. Er ließ Merewin nach Herzenslust treten und saugen, ehe er sie schließlich wegschob und seine Kleider schloß.

Als sein Diener Ruban eintrat, blickte er auf. »Was gibt es?«

Der Diener verneigte sich. »Da ist eine alte Frau, die Euch sprechen möchte, Herr. Sie sieht sehr elend und bettelhaft aus, aber sie läßt sich nicht abweisen; sie sagt, sie habe eine wichtige Nachricht, die sie nur Euch persönlich überbringen könnte.«

»Dann führ sie herein«, befahl Ofrim mit schläfriger Neugier. Vielleicht hatte die Alte ihm wirklich etwas zu sagen. Wenn sie ihm allerdings nur lästig fallen wollte, würde er sie mit einem saftigen Fluch wieder wegschicken, so daß sich tagelang alles Essen zwischen ihren Zähnen in Granit verwandelte.

Ruban kehrte zurück und ließ mit sichtlichem Widerwillen ein Weib eintreten, das einem wandelnden

Schmutzhaufen glich. Von ihrem verwitterten Strohhut bis zu den ausgetretenen Stiefeln hatte sie nur Flick- und Lumpen am Leib, und das Bündel, das sie auf dem Rücken schleppte, war in eine schmierige Decke gehüllt.

»Was willst du?« fragte der Schloßherr angewidert. »Sprich rasch. Und komm mir nicht nahe; du stinkst wie ein Misthaufen.«

»Ei, bist du unfreundlich, Bruder, nachdem du mich so dringlich gerufen hast«, krächzte die Alte und richtete ihre blassen Greisenaugen auf ihn. Der Baron erstarrte. Die wasserblaue Iris dunkelte zu Purpur, als er ihr in die Augen blickte. Also war sie auch eine Hexe!

»Ich bin in harmloser Gestalt zu dir gekommen, um niemandes Mißtrauen zu erregen«, erklärte die Besucherin. Ihre Stimme klang mit einem Schlag weich und melodisch. Dann fiel der Zauber von ihr ab, und Ofrim sprang auf die Füße, so überrascht war er: Vor ihm stand eine zimtbraune Frau von außergewöhnlicher Schönheit. Das dunkle Haar war in Dutzende Zöpfchen geflochten, die in einer komplizierten Frisur den edlen Kopf umrahmten. Sie trug Kleider in Blau und einem satten Rotbraun, auf denen Hunderte Perlen schimmerten. Ein starker Duft nach Ulikkaneel umschwebte sie.

»Josmabith!« rief er aus. »Du bist es!«

Sie lachte ihn mit perlweißen Zähnen an. »Du hast

geschlafen, Bruder! Ich dachte, du würdest mich sofort erkennen, trotz meiner Verstellung.«

Ofrim entschuldigte sich ein wenig betroffen. »Es steht nicht zum Besten mit mir ... ich habe in den letzten Tagen viel Kraft verloren. Aber nun, wo ich dich erkenne, willkommen!« Er trat auf sie zu, nahm sie in die Arme und begrüßte sie mit einem herzlichen Kuß auf beide Wangen, wie es unter den Söhnen und Töchtern Satuaris der Brauch war.

Die Schöne erwiderte den Kuß und bückte sich dann, um Merewin aufzuheben, die eifersüchtig an ihrem Kleid zerrte. »Ja, gut, ist ja schon gut, ich habe dich gesehen«, murmelte sie und kraulte der Katze die Ohren. Dann wandte sie sich an Ofrim. Ihr Blick glitt beifällig über seine Gestalt und seine kantigen, alterslosen Züge. »Du bist schön wie eh und je. Ich erinnere mich, wie du zu unserem ersten Hexenfest kamst ... ein dunkler kleiner Bock mit Augen wie Kirschen. Wie alt bist du eigentlich?«

Ofrim zuckte lächelnd die Achseln. »Ich weiß es nicht genau. Ich zähle die Jahre nicht mehr. Um die neunzig, nehme ich an. Nur – ich genieße keine ewige Jugend wie du. Ich altere nur sehr langsam.«

Sie schenkte ihm ein verführerisches Lächeln. »Du bist immer noch sündhaft schön. Ich werde beim nächsten Hexenfest an dich denken.« Dann sah sie sich neugierig um. »Ist deine Schwester nicht hier?«

»Aber ja, Morla ist da. Ich werde sie rufen. Aber komm mit mir, ich will nicht, daß die Diener dich in deiner wahren Gestalt sehen. Sie würden es überall weitererzählen.«

Josmabith folgte ihm aus der Halle in einen verschwiegenen Raum mit hoher Bogendecke und schmalen Fenstern. Sie setzte sich an den Tisch und breitete ihre Kleider um sich – die perlbestickten Kleider einer wohlhabenden Kurtisane, denn als solche lebte die schöne Tulamidin in Zorgan. Dort wußte niemand von ihren Kunden und Gönnern, daß sie der Schwesternschaft Satuaras angehörte. Jedenfalls hoffte Josmabith, daß niemand es wußte.

Der Schwarze Baron betrachtete sie und mußte feststellen, daß er zu erschöpft war, um selbst bei diesem grandiosen Anblick in Erregung zu geraten.

Die Nacht hindurch saßen Josmabith, Ofrim und Morla beisammen und hielten Kriegsrat. Das Feuer im Kamin brannte nieder, die Kerze zuckte im rinnenden Wachs, und schließlich krächte der erste Hahn im Burghof, aber sie fanden kein Ende. Die beiden Katzen lagen aufmerksam lauschend im Schoß ihrer Herren.

»Ihr seid nicht die einzigen, die unzufrieden sind«, bemerkte Josmabith. »Viele Hexen murren heimlich dagegen, daß Maraskan sie zu seinen Vasallen ge-

macht hat. Wenn ihr am Ende des Monats zur Hexennacht kommt, werdet ihr von ihrem Groll hören. Nur – ich weiß nicht, was ich ihnen und euch raten soll.«

»Borbarad hat keine Macht über dich«, warf Ofrim ein.

»So ist es, aber ich habe auch keine Macht über ihn. Auch wir Egeborenen sind nicht stark genug, euch aus der Gewalt des Dämonenmeisters zu lösen. Vergeßt nicht, er hat die Macht eines Erzdämonen.«

Der Baron nagte zornig an seinen krallenähnlichen Fingernägeln. »Ich weiß. Und dennoch ... es muß einen Weg geben. Sumu ist nicht seine Dienerin und Satuaría auch nicht. Kann sie uns nicht helfen?«

Josmabith und Morla blickten ihn erstaunt an. »Du sprichst große Worte«, erwiderte die Egeborene schließlich. »Du weißt, daß Satuaría nie in die Geschicke der Sterblichen eingreift. Seit die Welt besteht, hat sie kein Wunder gewirkt. Wer bist du, daß ausgerechnet du eines zu fordern wagst?«

Ofrim duckte sich, faßte aber sofort wieder Mut. »Du sagtest selbst, daß ich nicht der einzige bin. Andere murren auch. Borbarad macht uns zu seinen Sklaven, so gewiß, als wären wir an Händen und Füßen in Ketten gefesselt. Und er zwingt uns nicht nur, ihm zu dienen; er verlangt Dinge von uns, die wir verabscheuen. Ich bin kein Knecht der Dämonen und

habe keinen Pakt mit ihnen geschlossen; ich habe kein Blut vergossen, um ihnen zu Gefallen zu sein. Ich ziehe meine Kraft aus der lebendigen Natur, nicht aus dem Chaos der Niederhöllen.«

»Das sind auch meine Worte«, unterstützte ihn Morla. Wie üblich überließ sie es ihrem Bruder, das Gespräch zu führen. Ofrim redete gerne und viel, sie schwieg lieber und sagte nur, was ihr wichtig erschien.

Der Baron hatte sich in Eifer geredet. Seine dunklen Augen funkelten in den umschatteten Höhlen, seine Zähne blitzten wie das Gebiß eines Raubtiers, als er zornig die Oberlippe hochzog. »Was soll ich tun, wenn er von mir fordert, ihm meine Bauern als Blutopfer zu schicken? Er ist unersättlich. In seiner Zitadelle ist jeden Tag Schlachttag. Seine Magie baut auf Blut ...«

Josmabith nickte. »Ich weiß.«

Ofrim blickte sie flehentlich an. »Du mußt einen Weg finden, sein Joch abzuschütteln. Du weißt, was mit den Söhnen und Töchtern Satuaris geschieht, die sich den Mächten des Chaos ergeben – sie werden wie giftige Pflanzen und verrottete Wurzeln, die dem Leben Hohn sprechen. Ich will das nicht.« Mit einer raschen, leidenschaftlichen Bewegung packte er Josmabiths Hand. »Ich wehre mich dagegen, und wenn ich Levthan selbst um Hilfe bitten müßte!«

Josmabith prallte entsetzt zurück. »Du bist wahnsinnig! Niemand bittet den Widderköpfigen um Hilfe!«

Der Baron schluckte, als schämte er sich selbst für seinen Ausbruch. Den Blick gesenkt, murmelte er dumpf: »Welche anderen Helfer haben wir denn?«

Josmabith stand auf und zog die Hand aus seinem Griff, als hätte sie Angst, ihn zu berühren. »Du sprichst in deinem Zorn sehr rasche und unbesonnene Worte«, erwiderte sie mit bebender Stimme. »Und du würdest es nicht wagen ... nicht wahr?«

Ernüchtert setzte Ofrim sich nieder und stützte den Kopf in die Hände. »Nein, wahrscheinlich würde ich es nicht wagen«, gab er zu. »Und wenn ich es täte, würde ich dabei sterben.«

Josmabith strich mit einer flüchtigen Geste über sein Haar. »Hüte deine Worte, Ofrim Mawr Bian. Hüte deine Gedanken. Deine Schwester ist weiser als du, sie spricht nur, was sie zuvor bedacht hat. Aber ich fürchte, Borbarad und Helme Haffax, der Verräter, sind nicht die einzigen Feinde, die euch bedrohen.« Sie blickte von Ofrim zu Morla und seufzte tief. »Ihr wißt wohl schon, daß die Praioskirche einen Inquisitor nach Aranien geschickt hat ... Rufus Crontz-Fornsay, dieser furzende Freßsack, hat ihn beauftragt. Sein Name ist Kunrad von Marmelund und er ist ein Wahnsinniger, der mit Feuer und Schwert gegen uns wütet.«

Plötzlich lachte sie. »Wir peinigen ihn nach Kräften. Fast jede Nacht setzen wir uns miteinander in Verbindung und schicken ihm Traumgestalten, Bären mit roten Rachen und Katzen mit glühenden Augen. Schickt ihm doch auch einmal einen Gruß! Am meisten Angst hat er vor uns, wenn wir ihm halb in Tiergestalt erscheinen.« Dann wurde sie wieder ernst. Eine tiefe Falte furchte ihre glatte Stirn, als sie weiter sprach. »Der Inquisitor und seine Begleiter setzen Fürstin Sybia unter Druck; sie beschuldigen sie, mit den Dämonenknechten zu paktieren, wenn sie ihnen nicht freie Hand läßt. Die Fürstin fürchtet um die Unabhängigkeit ihres Reiches ... im Kaiserlichen mehren sich die Stimmen, die darauf drängen, Aranien zu besetzen, ehe Borbarad dort weiter Fuß fassen kann.«

»Heißt das, daß Sybia uns ihren Schutz entzieht?« fragte Morla erschrocken. »Das darf nicht sein!«

»Die Fürstin tut, was sie kann, uns zu helfen; sie hat verboten, irgend jemand wegen seines Glaubens zu verfolgen. Nur – die Praiospriester sind schlau. Sie klagen uns nicht als Ketzer an, sondern als Hochverräter, als Agenten und Handlanger Borbarads. Der KGIA und die Heilige Inquisition arbeiten Hand in Hand, und die aranischen Behörden sind ihnen zu Willen.«

Ihre Stimme nahm vor Trauer und Zorn einen dumpfen Klang an. »Es gab schon Hinrichtungen in

Zorgan, auch in Elburum, erzählte man mir. Sie verdächtigen auch mich, meiner ewigen Jugend wegen. Bislang konnte ich mich herausreden, daß ich meine Jugend der Kunst von Schminke und Tinkturen verdanke, aber sie werden die Wahrheit bald herausfinden. Und ich bin nicht gefeit dagegen, daß sie mich mit Gewalt töten.«

»Was wirst du tun?« fragte Morla beklommen.

Josmabith schlang die schönen Hände ineinander. »Ich werde fliehen ... vielleicht nach Al'Anfa, vielleicht sogar noch weiter, nach Brabak. Das Klima dort soll Gift sein, schwüle Hitze und endloser Regen, aber ich habe Angst.«

»Komm zu uns«, schlug Ofrim vor. »Hierher in die Berge werden sie nicht vordringen.«

»Sei nicht so sicher«, warnte Josmabith. »Sie durchstreifen das ganze Fürstentum. Sie könnten auch hierher kommen, und dann werden sie euch auffordern, Praios zu opfern. Wenn ihr es nicht tut, schleppen sie euch in die Kerker der Inquisition.«

Eine Weile saßen die drei in bedrücktem Schweigen um den Tisch. Die Kerze spuckte und ging aus. Helles Mondlicht fiel durch die Bogenfenster.

Ofrim Seidenhaar dachte an seine Träume, und eine kalte Hand griff nach seinem Herzen. »Wer wird uns helfen?« fragte er mit erstickter Stimme. »Kannst du uns denn gar keinen Rat geben?«

Josmabith dachte nach. Schließlich erwiderte sie: »Den Widderköpfigen um Hilfe anzurufen, ist zu gefährlich, er ist wild und unberechenbar, und du würdest in Wahnsinn verfallen, wenn du dich ihm ungefragt näherst. Aber da ist einer, zu dem ihr beten könnt – Khabla, der Vater Levthans, der schöne Gespiele der Göttin Rahja. Khabla ist zärtlich und mild, er würde eure Gebete erhören.«

»Sein Tempel steht in Fasar«, warf Morla ein. »Das ist sehr weit von hier ... wir können das Gut nicht allein lassen. Und im Winter können wir nicht reisen, die Straßen sind voll Schlammlöcher, und die Bäche treten aus ihren Ufern.«

»Dann betet und opfert, wo ihr seid«, schlug Josmabith vor. »Der Heilige kann euch auch hier hören.«

Ofrim nickte, aber er war nicht überzeugt. Khabla würde sie wohl erhören, nur – war er auch mächtig genug, sie zu schützen? Obwohl er ein hoher Heiliger des Rahjakultes war, beschränkte er sich auf seine Aufgabe als Schutzpatron der Schönheit. Junge Frauen weihten ihm ihren Schoß, um schöne Kinder zu empfangen, Bauern brachten ihre Tiere zu seinem Schrein, damit sie wohlgebildete Junge trugen. Vor allem beteten Männer und Mädchen zu ihm, die häßlich oder verwachsen zur Welt gekommen waren. Sie pilgerten nach Fasar, opferten kunstvoll aus Rosenholz gedrechselte Votivgaben, Wein, Räucherwerk

und Parfüm – und nicht selten geschah es, daß ihre mißgestalteten Glieder gerade wurden und ihre Züge eine neue, gefälligere Form annahmen. Die Mauern des Khablatempels hingen voll mit hölzernen Nasen, Ohren, Händen, Füßen, Gesichtern und Körpern, an denen sich die Macht des schönen Heiligen erwiesen hatte.

»Betet und wartet ab, was ihr zur Antwort bekommt«, riet Josmabith. »Wenn ihr dann noch immer nicht weiter wißt, müssen wir von neuem beratschlagen, vielleicht ist mir bis dahin etwas eingefallen.« Sie stand auf und zog beide zugleich in ihre Arme. »Und seid vorsichtig ... Helme Haffax ist schlau und tückisch und er hat viele Spione.«

Der Schloßherr räusperte sich. »Ich ... ich habe noch eine Frage, Josmabith. Mich quälen schreckliche Träume.« Er erzählte ihr einige der Alpträume, die ihn bedrückten, und ließ die bange Frage folgen: »Meinst du, es sind prophetische Träume? Steht mir ein solches Ende bevor?«

Josmabith zögerte. »Das ist schwer zu beantworten. Nicht alle Träume sagen die Zukunft voraus. Es könnte sein, daß jemand dir diese Träume schickt ... Hast du jemals den Zorn einer anderen Hexe erregt? Hat jemand Grund, dich zu quälen?«

»Ich glaube nicht, aber ich weiß es natürlich nicht.«

»Ich kann dir ein wenig helfen, aber du mußt selbst

herausfinden, ob jemand einen Groll gegen dich hegt. Komm her.« Sie stand auf, legte Ofrim beide Hände auf die Schultern und blickte ihm tief in die Augen.

Der Hexer erwiderte den Blick. Winzige Feuerkreise schienen in den dunklen Augen der Tulamidin zu wirbeln. Er fühlte, wie Kraft aus ihren Händen und Augen strömte und ihn durchdrang. Seine Ängste schwanden. Ruhe erfüllte ihn, der Druck der Nachtmahre auf seiner Brust ließ nach.

Josmabith streichelte seine Wange. »Geht es dir besser?«

»Ja. Ich danke dir, Schwester.«

»Ich muß gehen. Der Tag graut; ich muß mich beeilen, um ungesehen zurückzukehren.« Sie küßte beide auf die Wangen und verabschiedete sich. Gleich darauf hinkte ein altes, vor Schmutz starrendes Bettelweib durch den Burghof von Roswylde und verschwand im Wald, über dem eben der erste graue Streifen Dämmerung erschien.





4. Kapitel

Die Tage vergingen. Die Felder waren abgeerntet, die Gärten leergepflückt. Die Bauersleute zogen sich in ihre Hütten zurück, um die milden, regenreichen Wintermonde mit Spinnen und Weben, Schnitzen und Töpfern zu verbringen. Im Winter war Roswylde auf sich selbst gestellt: Die Straßen, die zu dem abgelegenen Herrngut führten, verwandelten sich in tiefen Morast, in dem Pferde und Wagen steckenblieben; die Bäche traten über die Ufer und verwandelten die Felder in Sümpfe. Im Schloß bereiteten Ofrim und Morla sich auf das Hexenfest am letzten Tag des Mondes vor, den die Zwölggöttergläubigen Travia und die Hexen Weinmond nannten.

Die Schloßherrin saß, nur in einen leichten Schleier gehüllt, vor dem Spiegel im Schlafgemach und ließ sich von ihrem Bruder das Haar frisieren. Die Augen halb geschlossen, lehnte sie weich und geschmeidig im Stuhl, während Ofrim mit geschickten Fingern Locken aufsteckte und Zöpfe flocht. Schließlich bemerkte sie mit einem Blick zum Fenster: »Es ist ein klarer Abend. Die Nacht wird schön werden. Ich fürchtete schon, wir müßten in unseren Prunkgewändern durch Sturm und Regen fliegen.«

Ihr Bruder nahm eine Haarnadel aus dem Mund und steckte eine widerspenstige Locke fest. »Josmabith sagte, in Zorgan feiert das Nachtvolk in prächtigen Sälen, bei Kerzenschein und dem Duft von Räucherwerk. Dort brauchen sie sich nicht um das Wetter zu kümmern.«

»Wir sollten gelegentlich einmal nach Zorgan reisen. Ich möchte Stoffe und Schmuck einkaufen. Hast du gesehen, mit wie vielen Perlen Josmabiths Kleid bestickt war? Neben den Zorganer Schwestern sehen wir aus wie armselige Bauern.«

Ofrim warf einen Blick auf das pfauenblaue, aus schimmernder Seide genähte Gewand, das auf dem Bett ausgebreitet lag. Er fand, daß seine Schwester schön genug war, um alle anderen zu überstrahlen, aber er hütete sich, ihr zu widersprechen. Er erwiderte rasch: »Ja, ich würde auch gern in die Stadt fahren. Die Ernte war gut, wir haben Silber genug in den Truhen. Sobald die Straßen wieder trocken sind, werden wir aufbrechen.« Insgeheim hoffte er freilich, Morla würde den Plan wieder fallenlassen. Er verreiste nicht gern – noch bevor sie die Grenzen Roswyl-des erreichten, bekam er schon Heimweh.

Er trat einen Schritt zurück und begutachtete sein Werk, dann beugte er sich vor und küßte Morlas Nacken. »Deine Frisur ist fertig. Sieh zu, daß wir nicht zu spät kommen, wir haben einen langen Flug vor uns.«

Kurz darauf stiegen sie, prächtig gekleidet und mit Kränzen aus rotem Weinlaub und Rosen geschmückt, die Treppen empor, die zum Turm führten. Dort öffnete sich eine Pforte auf einen flachen Teil des Daches. Der Winkel zwischen Wasserspeiern und gemeißelten Pfeilern diente den beiden Hexen als »Stall« für ihr Fluggerät. Wie Pferde gesattelt und aufgezäumt, lagen dort zwei hölzerne Pfosten.

Ofrim kauerte sich nieder und bestrich sie mit der Flugsalbe, die er in einem Tiegelchen bei sich trug, dann stiegen die beiden rittlings auf ihre hölzernen Pferde. Morla schlug spielerisch mit den Zügeln und befahl: »Oben aus und nirgends an!« Im selben Augenblick schlangen die Pfosten sich hoch in die Luft, fuhren über den Dachfirst hinweg und ließen Dächer und Höfe unter sich.

Es war tatsächlich ein herrlicher Abend, kühl und klar, mit vorwitzig funkelnden Sternchen in der noch hellen Himmelswölbung. Die Sonne hatte einen grün und orange glühenden Streifen am Horizont hinterlassen.

Der Schwarze Baron hielt die Zügel mit einer Hand und ordnete mit der anderen lässig seine purpurfarbenen Roben. Sein Gewand flatterte wie Fledermausflügel um ihn, seine Stiefel schlangen im Leeren, während der Pfosten ihn durch die Luft trug. Er gab sich dem köstlichen Gefühl des Fliegens hin. Die

Abendluft streichelte sein Gesicht, sein Blick hing gebannt an der dunkelnden Landschaft, die unter seinen Stiefelspitzen dahinzog. Das Blut sang in seinen Ohren wie Sphärenmusik.

Sie flogen in Richtung Norden, bis ein dicht bewaldetes Tal des Yalaiad unter ihnen auftauchte. Die Pfosten sanken allmählich hinunter und landeten auf einer Lichtung inmitten der Waldesfinsternis. Ein helles Feuer brannte dort. Dutzende Festgäste waren bereits angekommen, standen in Gruppen beisammen oder eilten herum, um nach Neuankömmlingen zu spähen. Am Waldrand lagen kunterbunt durcheinander Besen und Fässer, Weidenkörbe und Zaunstecken.

Inzwischen war es vollkommen finster geworden. Die Sterne glühten hell über den Tannenwipfeln. Überall auf der Lichtung wurden Tücher auf dem weichen Gras ausgebreitet und mit frischen Zweigen geschmückt. Jeder und jede hatten ihren Beitrag zu dem gemeinsamen Mahl mitgebracht, Braten und Wein, Kuchen und Obst, Zuckerwerk und süße Pasteten.

Ofrim folgte seiner Schwester in zwei Schritt Abstand und schwieg, wenn er nicht angesprochen wurde. Zuhause mochten sie gleichwertig sein, aber auf den Hexenfesten wahrte man die Etikette, und das hieß, daß ein Mann wenig Ansehen genoß. Neun von zehn

Gästen hier waren Frauen, und die wenigen Hexer, die mit ihnen gekommen waren, hielten sich ebenso wie Ofrim im Hintergrund. Er wußte, daß es im Kaiserreich anders war, dort gab es sogar Hexenmeister, die die weiblichen Mitglieder ihres Zirkels beherrschten, aber das erschien ihm widernatürlich. Die Welt war nun einmal nicht so geschaffen, daß Männer über Frauen herrschen sollten. Sumu hatte es in ihrer Weisheit so eingerichtet, daß viele Frauen gebraucht wurden, um die Menschheit zu erhalten, aber nur wenige Männer. Zwei oder drei liebesmächtige Männer genügten, um alle Frauen eines Dorfes zu schwängern. Was darüber hinausging, waren unnütze Esser. Kein Wunder, daß so viele arme Leute die neugeborenen Knaben im Wald aussetzten oder den Schweinen vorwarfen!

Ofrims Mutter war – was wohl mit ihrem elfischen Erbe zusammenhing – eine aufgeklärte Frau gewesen und hatte dem Jungen dieselbe Erziehung angedeihen lassen wie ihrer Tochter, so daß er lesen und schreiben konnte, einigermaßen in Geschichte und Geographie Araniens Bescheid wußte und ein Landgut zu führen verstand. In der Hexenkunst war er so geschickt wie seine Schwester. Aber es wäre ihm nie eingefallen, Morla Befehle zu erteilen oder sich ihren Anordnungen zu widersetzen. Es tat nicht gut, wenn man sich gegen die Ordnung der Großen Mutter auflehnte, davon war er fest überzeugt.

Er dachte an das erste Hexenfest zurück, das er je besucht hatte. Damals hatte er erbärmliche Angst ausgestanden, als er in Finsternis und Feuerschein unter die vielen nackten Frauen geschoben wurde, die ihm im Haar wühlten, ihn auf ihren Schoß zogen und neugierig nach seiner kaum ausgereiften Männlichkeit tasteten. Erregt und verängstigt zugleich hatte er sich hinter Mutter und Schwester versteckt und sich entschieden geweigert, mit den anderen zu tanzen. Die Mutter hatte ihn ausgelacht und ihn ein zimperliches Bürschchen gescholten, aber Morla hatte die ganze Nacht lang mit ihm allein getanzt.

Er lächelte voll Zuneigung.

Alle Festgäste waren hungrig von der langen Anreise, und da Selbstbeherrschung noch nie zu den Eigenschaften des Nachtvolks gehört hatte, fielen sie gierig über die Speisen her, kaum daß die letzten Gäste eingetroffen waren. Alle waren überaus genäschig, und am liebsten waren ihnen in Rum und Wein eingelegte gezuckerte Früchte, ein Leckerbissen, dem sie kaum widerstehen konnten. Der rhythmische Klang der tönernen, lederbespannten Trommeln, die die Tulamiden Dablas nannten, und das dumpfe Schnurren der Bandurrias begleiteten die Mahlzeit. Noch war die Musik gedämpft, doch die kommende Ekstase zeigte sich schon in den erotisch-hypnotischen Klängen.

Wie sie das Essen nicht erwarten konnten, konnten sie es auch nicht erwarten, die neuesten Neuigkeiten loszuwerden, und so wurde – zumeist mit vollem Mund – geklatscht und getratscht, diskutiert und magisches Wissen ausgetauscht. Ofrim hatte sich einen bescheidenen Platz am Feuer gesucht und aß, was Morla ihm vorlegte. Er hätte gerne mitgeschwatzzt, nur – das hätte als so ungehörig gegolten, daß alle ihn mit eisigen Blicken angestarrt hätten. Also hielt er den Mund, genoß das Essen und lauschte aufmerksam.

Der Klatsch blühte, und Ofrim bekam auch seinen Teil ab. Er hörte mit, wie zwei alte, schon etwas schwerhörige Hexen mit lauter Stimme ihre Bemerkungen über ihn machten.

»Er ist ein hübscher Mann und klug, sagt man«, bemerkte die eine.

»Allzu klug!« schnappte die andere. »Es tut nicht gut, wenn man die Knaben zu viel lernen läßt. Sie werden nur hart und unfreundlich davon, und ihre Lenden vertrocknen.«

Dann wandte sich das Gespräch allmählich ernsteren Dingen zu. Nicht alle Hexen waren eines Sinnes, was Borbarad anging. Die meisten Hexen wollten mit den übrigen Menschen und der Natur in Frieden leben und lehnten die Schwarze Magie, vor allem die Blutmagie, ab. Einige Hexen allerdings, die sich viel mit Beschwörung befaßt hatten, sahen im Pakt mit

dem Dämonenmeister eine Möglichkeit, ihr Wissen und ihre Macht zu mehren.

Es dauerte nicht lange, bis die beiden Parteien in heftigem Zank lagen. Die einsame Waldlichtung war erfüllt von Gekeife und Geschrei. Füße stampften, Fäuste wurden geschüttelt, zornige Augen blitzten.

»Wer soll uns vor der Inquisition beschützen, wenn nicht Borbarad?« riefen die Einen. »In Zorgan und Elburum brennen die Scheiterhaufen.«

»Und? Hat Borbarad die beschützt, die darauf verbrannt wurden?« schrien die Anderen zurück. »Unter den schwarzen Magiern gelten keine Freundschaft und kein gemeinsames Band, dort gibt es nur Herren und Sklaven – wenige Herren und viele Sklaven.«

Bald war die Stimmung so hitzig geworden, daß die ersten Püffe und Mauschellen flogen und es zu einer allgemeinen Prügelei gekommen wäre, hätten die Musikanten nicht auf Geheiß der Festkönigin zum Tanz aufgespielt. Aufgeregt und heißblütig, wie sie waren, stürmten die Hexen lärmend auf die Tanzfläche. Die Trommeln dröhnten schneller, die Banderrias surrten und schrummten in dumpfem, erregendem Klang. Füße wirbelten über das weiche Gras. Haar flog im Wind. Hände faßten nach Händen.

Wie es Sitte war, war der erste Tanz ein Reigen, an dem alle teilnahmen. Der Baron fand sich zwischen zwei jungen Mädchen mit knospenden Brüsten und

wallendem, brandrotem Haar. In seinen Lenden pochte es heiß, als die Hände der Mädchen die seinen ergriffen, eine links, eine rechts. Er wußte freilich, daß er warten mußte, bis sie ihn zu einer Annäherung einluden; nur ein Tölpel hätte sich mit seinen Wünschen einer Frau aufgedrängt. Und viel Hoffnung hatte er ohnehin nicht: Die meisten Töchter Satuarias waren in schwesterlicher Liebe zueinander entbrannt und würden sich viel eher mit einer der ihren im Feuerschein wälzen als mit einem Mann.

»Auf! Auf, schöner Bruder!« rief eine der jungen Frauen erregt, und schon riß ihn der Reigen mit. Die prunkvollen Festgewänder wirbelten im Kreis, Füße stampften und sprangen, lautes Jauchzen stieg aus weit geöffneten Mündern auf. *Tumm tumm, ta tap tumm* dröhnten die Trommeln. Eine Flöte mischte sich mit schrill kreischendem Klang in das rhythmische Donnern und Brummen. Die Flammen loderten grell vor dem glitzernd bestirnten Himmel. Da und dort fiel ein buntes Gewand zu Boden wie ein herbstliches Blatt, und ein nackter Leib leuchtete verführerisch im Feuerschein auf.

Ofrim drehte sich mit den beiden Mädchen und einer steinalten – allerdings noch erstaunlich rüstigen – Schwester im Tanz. Seine purpurnen, samtbesetzten Roben wischten zischend über das Gras. Sein Haar flatterte in schimmernden Strähnen. Die Hände zier-

lich erhoben, drehten sie Pirouetten, schritten unter den hochgereckten Armen der anderen durch und fanden sich wieder. Die alte Hexe leuchtete wie ein Flammensalamander, so kupferrot und so prächtig mit Goldfäden bestickt war ihr Festgewand. Ein steifer, gefalteter Kragen umrahmte ihr Gesicht wie der Kamm einer Drachenechse. Die Jungen wirbelten auf bloßen Füßen, und ihre leichten, halbdurchsichtigen Hemden flatterten wie Nebelschwaden um sie herum.

Immer mehr Kleider fielen. Auf den Gesichtern glänzte der Schweiß, die sorgfältig aufgetragene Schminke zerrann. Das Jauchzen und Schreien wurde ohrenbetäubend laut. Die ersten Paare sanken abseits der Tänzerinnen ins Gras und gaben sich wildem Liebespiel hin. Ofrim schob unauffällig eine Hand in die Kleider und tastete nach seinem steinharten, vor Erregung pulsierenden Schaft. Er fühlte sich an, als könnte er es mühelos mit einem Dutzend Hexenschwestern aufnehmen.

Das gepuderte Gesicht der Alten schob sich nahe an seines. »Komm mit«, forderte sie, ergriff mit knöchigen Fingern seine Hand und zog ihn aus dem Kreis. Der Hexer folgte ihr, halb aus Begierde, halb der Etikette gehorchend, die nicht gestattete, daß ein Mann sich den Wünschen einer Frau verweigerte. Sie sanken zusammen in das unberührte Gras am Waldrand. Ofrim fand sich in einer Wolke aus steifem,

kupferrotem Satin, Perlen und goldenem Tüll. Es knisterte und raschelte um ihn, als er über die Frau stieg. Die zahllosen Löckchen ihrer brandrot gefärbten Perücke breiteten sich vor ihm auf den Boden.

Er konnte an nichts anderes mehr denken, als der drängenden Wut in seinen Lenden Erleichterung zu verschaffen. Die Alte erschien ihm plötzlich begehrenswert – ein Wunder, das die Magie der Hexennacht wirkte, selbst Krüppel und Greise wurden in diesen orgiastischen Nächten von niemandem als abstoßend empfunden. Ofrim fand den Leib der alten Frau warm und weich, fand, daß sie lange Schenkel und einen kleinen Bauch hatte ... und eine enge feuchtwarme Pforte, die ihn zur Raserei trieb. Er stieß blindlings in sie hinein und bäumte sich auf, laut keuchend vor Gier und Anstrengung.

Die Trommeln wirbelten. Die Hände der Trommler flogen so schnell über das Kalbfell, daß das Auge ihnen kaum noch zu folgen vermochte.

Der Baron torkelte benommen zum Tanz zurück und mischte sich von neuem in den rasenden Reigen.

Von der wilden Musik aufgepeitscht, ließen die Hexen schließlich dem *sikaryan* freien Lauf. Körper klammerten sich an Körper, drängten sich aneinander wie schwärmende Bienen. In Trauben wälzten sich nackte Leiber im Feuerschein. Ofrim fand sich in einem Dschungel aus Händen, die ihn betasteten,

Mündern, die seinen Mund oder seine Lenden suchten, Armen, die ihn leidenschaftlich umschlangen. Er schenkte und wurde beschenkt. Sumus Kraft strömte hin und her zwischen den zuckenden, in Ekstase miteinander verschmolzenen Leibern.

Der Höhepunkt des Rausches überfiel den Hexer wie ein unsichtbares Raubtier, das seine Beute sucht. Er lag rücklings im Gras, splitternackt und schweißüberströmt, die Arme weit von sich gebreitet, die Knie angezogen und breit gespreizt. Ein durchdringender Schrei quoll aus seinem Mund, als er fühlte, wie die Dunkle Wonne ihn wie Flammen durchschauerte. Sein Körper schien mit der Erde zu verschmelzen, wurde Stein, wurde Gras, wurde Sternenglanz. Völlig hingegen, stöhnte er unter den feurigen Schauern, die ihn ergriffen wie Flammen ein trockenes Holz. Seine Augen waren so weit nach oben verdreht, daß das Weiße hervorsah; Speichel rann in glitzernden Fäden aus seinem Mund. Sein Geist war aufgelöst, sein Körper zuckte hilflos in den Fängen überwältigender Ekstase.

Die Zeit verging, und schneller als gedacht zeigte sich ein erster schwacher Dämmerchein am östlichen Himmel. Die Musik brach ab, das Feuer erlosch. In wilder Eile sprangen die Hexen auf, rafften ihre Kleider an sich, liefen zu den Fluggeräten. Letzte Küsse und Umarmungen wurden getauscht.

»Komm zwischendurch einmal zu uns!«

»Wenn du durch Baburin reist, besuch mich!«

»Bestell einen Gruß an Semirhija!«

Dann flogen sie in alle vier Windrichtungen davon.

Ofrim Seidenhaar blickte auf das graue Land hinunter, das im ersten schwachen Dämmerlicht tief unter ihm lag. Der Wald endete, Weizenfelder breiteten sich bis zum Horizont. In ein paar einsamen Katen brannten Lichtlein und verrieten, daß die fleißigen Bauern vor Tau und Tag an ihr Werk gingen.

Der Hexer fühlte sich prächtig. Sein Körper schien von Kopf bis Fuß in rosigem Feuer zu glühen. Eine Kraft strömte durch seine Adern, wie er sie nur nach den Hexenfesten empfand. Morla ging es nicht anders; sie schimmerte wie eine Lotusblüte. Dennoch saß tief in Ofrims Herzen ein nagendes Unbehagen.

»Der Hohe Herr war nicht da«, bemerkte Morla, während sie ihre aufgelösten Locken zurückstrich.

Ofrim zuckte die Achseln. »Du weißt ja, daß er nur im Erntemond seine menschliche Gestalt annimmt. Es war trotzdem ein schönes Hexenfest.« Insgeheim war er jedoch froh, daß Levthan diesmal nicht aufgetaucht war. Wie alle Hexen verehrte er den widderköpfigen Gott und hatte ihm bei wüsten Festen den haarigen Hintern geküßt, aber er fürchtete ihn auch – und es kränkte ihn nicht wenig in seiner männlichen Eitelkeit, den überlebensgroßen, unerschöpflich aufgerichteten Phallus des Mannwidders vor sich zu sehen.

Ofrim hielt sich für einen sehr gut gebauten Mann (eine Meinung, die Morla und alle Dorfschönen teilten), nur – wer sollte da noch mithalten?

Sie glitten schweigend durch die Dämmerung, in Gedanken noch bei dem eben durchlebten Rausch.

»Wir können nicht allen Schwestern und Brüdern mehr trauen«, bemerkte Ofrim plötzlich. »Es sind einige unter ihnen, die aus freiem Willen Borbarads Knechte sind.«

Morla warf ihm einen Blick zu und lenkte ihren Pfosten näher an ihn heran, als könnten sie selbst hier, hoch in den Lüften, belauscht werden. »Ja, du hast recht. Ich fürchte sogar, daß sie nicht davor zurückscheuen würden, uns an Borbarad zu verraten. Wir dürfen nicht mehr so offen reden. Wir müssen unsere Pläne heimlich spinnen, nur du und ich. Wir beide können einander vertrauen.«

Sie streckte die Hand aus und ergriff die seine. Hand in Hand ritten sie nebeneinander durch den grauenden Morgen, erfüllt von der köstlichen Erinnerung an das Hexenfest, aber auch voll heimlicher Sorge.





5. Kapitel

Als hätte der Nebelmond nur darauf gewartet, breitete er sich nach dem Tag des Festes über die Berge von Yalaiad aus wie ein Totenschleier. In den Zedern und Pinien seufzte hohl der Wind, der Regen und Nebel von Maraskan herübertrug. Das Laub der Büsche fiel ab und bedeckte als schlüpfrige, schwarzbraune Masse den Boden. Die Wasser des Maraskan-Sunds rollten ungewohnt laut und wild über den Strand.

Thurn Hjallig, der Kapitän des Küstenschiffes »Seewind«, warf einen zweifelnden Blick auf die Männer, die im Sturm und triefenden Regen von Bord gingen. Sie führten Pferde mit sich und schoben Fahrzeuge, darunter einen unheimlichen schwarzgestrichenen Karren, der an den Seiten mit Stäben verschlossen und mit glitzernden Folterwerkzeugen gefüllt war – Stichel, Zangen, Daumenschrauben, Beilunker Stiefel, Hexenstühle mit metallenen Dornen, alle frisch geschliffen und geölt und bereit, in das zuckende Fleisch eines Delinquenten zu beißen oder ihm die Schienbeine zu zerquetschen.

Am schlimmsten von allem war der eiserne Pfahl, der in goldfarbenedes Tuch gehüllt zwischen den Stäben herausragte. Jetzt steckte ein Sandsack über dem

geschliffenen Ende, aber Thurn Hjallig hatte gesehen, wie der Inquisitor den Sack herunternahm und mit der Handfläche über die grausame Spitze strich – fast, als lieb kostete er sie.

»Ich werde hier auf euch warten«, bot der Kapitän an. Kopfschüttelnd betrachtete er den Himmel, über den purpurne Sturmwolken jagten. Er wagte nicht mehr zu sagen – der Inquisitor war ein harter und strenger Herr, und er hatte den Seemann schon in Zorgan grob angefahren, als dieser vor den Schwierigkeiten der Reise gewarnt hatte. »Willst du mich davon abhalten, meine Pflicht zu tun, Schurke? Bist du etwa ein Helfershelfer der Hexen?«

Danach hatte der alte Seebär geschwiegen. Insgeheim dachte er: Nur ein Narr oder ein Besessener würde den Versuch machen, mitten im Boron in die Yalaiad-Hügel zu gelangen. Von Travia bis Peraine war das Land dort so unzugänglich, als schwimme es auf einer Eisscholle in Ifirns Ozean. Man ertrank ja beinahe im Stehen, so heftig fiel der Regen. In jeder Regenzeit rissen die Bäche die Brücken weg und überfluteten die ungepflasterten Straßen. Die Wiesen standen knöcheltief unter Wasser. Die wenigen Barone, die hier Güter unterhielten, waren entweder nach Zorgan geflohen oder hockten in ihren Schlössern am Feuer und tranken heißen Punsch, während die Bauern Türen und Fenster ihrer Hütten verriegelten und

sich den Bauch mit selbstgebranntem Kürbisschnaps wärmten.

»Wenn du nichts Besseres zu tun hast, so warte hier auf uns«, erwiderte der Inquisitor. »Aber du wirst lange warten, denn wir haben viel zu tun. Vorwärts!«

Die Pferde zogen an. Das Wasser strömte ihnen über Mähnen und Rücken und trommelte entnervend auf die Plandächer der Wagen. Der Wind jaulte. Kunrad zog seinen schweren Reisemantel am Hals zusammen und spähte durch einen Schlitz in der Plane. Das Wetter war schlecht, aber das sollte ihn nicht daran hindern, Roswylde einen Überraschungsbesuch abzustatten. Er spürte, daß er auf der richtigen Fährte war.

Sein Blick glitt zum Yalaiad, dessen Hügel unter Regenwolken verborgen lagen. Er wußte, daß er dort Spuren der unheiligen alten Kulte finden würde ... halb in der Erde versunkene Tempel auf öden Hügelkuppen, zerbröckelnde Statuen mitten im Zedernwald, die Ruinen abgestufter Türme. Er roch das Böse, wie ein Hund eine Spur wittert. Man sagte ihm nach, er könnte eine Hexe an ihrem Geruch erkennen – das stimmte zwar nicht, aber er hatte ein feines Gefühl dafür, wo etwas aus der praiosgefälligen Ordnung herausgefallen war, und dieses dunkle, feuchte Hügelland trug alle Zeichen des Bösen.

Seine Hände ballten sich langsam zu Fäusten, als zerquetschte er etwas zwischen den Fingern. Er begriff in plötzlicher Erleuchtung, daß es ein Fehler gewesen war, in Zorgan zu suchen. Die Stadt war zu laut, zu lebendig, zu sehr von Leben und Lichtern erfüllt. Es war hier, in dieser Einsamkeit, wo er finden würde, was er suchte: den Ursprung des Bösen.

Meister Bunsegur hatte die Nacht des Hexenfestes mit einer erlesenen Gesellschaft von Gleichgesinnten auf dem Boronanger verbracht. Es war eine heiße Nacht gewesen; am Horizont zuckte schwefliges Wetterleuchten. Während gelbliche Sterne am Himmel glühten und der Wind rauschend durch die Zedern und Palmen strich, hatten sie Gräber geplündert und sich in unbeschreiblichen Orgien an ihrem Inhalt ergötzt. Ghule waren ihre Tischgenossen gewesen, Aasvögel ihre Begleiter. Die alte Kröte Gmorxas war auf Bunsegurs Kopf gehockt und hatte sein Festmahl geteilt.

Als er zurückkam, hatte die Warnung aus Maraskan ihn bereits erwartet: »Der Inquisitor Kunrad von Marmelund ist auf dem Wege ins Yalaiad, hüte dich.«

Bunsegur war einen halben Tag lang damit beschäftigt gewesen, alles Verdächtige aus seiner Hütte zu entfernen und in den Keller zu schleppen, zu dem

nur ein geheimer Zugang führte. Er war überzeugt, daß er nichts zu befürchten hatte, wenn der Inquisitor ihn nicht mit den Händen im Hexenkessel ertappte. Unter seinem dämonischen Schutz würde es ihm gelingen, auch den lodernden Blick des Hochgeweihten zu täuschen.

Es war schwere Arbeit gewesen, denn seine Hütte war vom Fußboden bis zum Dach vollgestopft mit den Totenschädeln von Hirschen und Widdern, mit kupferbeschlagenen Folianten, von denen ihn jeder einzelne auf den Scheiterhaufen gebracht hätte, mit Pergamentrollen voll geheimnisvoller echsischer Zeichen und Tonzylindern, auf denen sonderbare Symbole eingraviert waren. Bunsegur war tief hinabgestiegen in die Nacht alter und götterloser Kulte, die da und dort noch ihr Unwesen trieben. Er hatte die todlosen Echsenpriester kennengelernt, die mittels abstoßender Rituale noch zu Lebzeiten ihre Seele von einem zum anderen Körper gelangen lassen konnten und sich so dem Alter entzogen. Er war dabei gewesen, als diese Finstersten der Verfluchten dem Wesen an der kalten Grenze Kinder opferten, ihre zerstückelten Glieder in Kesseln kochten und dem unsäglichen Wesen darbrachten. Er kannte die geheimen Zusammenkünfte, bei denen einige der verderbten Hexen sich mit den Echsenpriestern trafen und schaurige Pläne schmiedeten.

Ja, Meister Bunsegru wußte viel, das der Inquisitor gerne gewußt hätte, nur – er hütete sich sehr, ihn das jemals erfahren zu lassen.

Das Schloß Roswylde war im Winter kühl und feucht wie eine Gruft. Die Wandelgänge widerhallten vom Rauschen des Regens in den Dachtraufen. Die Zedern, die das seltsam verzierte Gebäude umstanden, rochen bitter vor Nässe. Von den Wasserspeiern der Türme troff kaltes Wasser herab.

In der Halle von Roswylde brannte ein anheimelndes Feuer. Merewin und Winnemore hockten auf dem Kaminsims und wärmten sich die pelzigen Bäuche, während ihre Herrschaften vor dem Kamin saßen und leise Zwiesprache hielten. Oft war es gar nicht mehr nötig, daß sie dazu Worte gebrauchten – sie sahen einander in die Augen und fühlten des anderen Gedanken.

Morla griff nach dem Silberkelch mit dem heißen Punsch, der auf dem Tisch vor ihr dampfte – ein atemberaubendes Gebräu aus den blauen Trauben des Raschtulswaller Weins, Peraineäpfelsaft und einem Schuß Valposella. Es fuhr in die Knochen wie Feuer. Sie nippte daran, dann fragte sie: »Hast du immer noch diese schrecklichen Träume?«

Ihr Bruder nickte. Er war damit beschäftigt, eine Wasserpfeife aus Silber und Ebenholz mit Tabak und

Rauschkräutern zu stopfen, eine Mischung, die ihn mit träger Ruhe und angenehmen Gedanken erfüllte. Er brauchte dringend etwas, das ihn beruhigte. In der letzten Nacht hatte er geträumt, daß sie ihn auf der Folterbank vergewaltigten. Nicht die Geweihten selbst hatten es getan – die hatten zuviel Angst, sich an ihm zu beflecken. Sie hatten es einem Henkersknecht anbefohlen, einem feisten, stinkenden Kahlkopf, in dessen Wangen die Backenfäule rote Löcher gefressen hatte. Als der Gefoltete vor Schmerz und Scham brüllte wie ein Tier, hatten sie ihn verhöhnt. »Schreist du vor Lust, Übeltäter? Wo man gesündigt hat, dort wird man auch bestraft. Du hast dem Widder den Hintern geküßt, jetzt soll dein Hintern die Strafe erleiden.«

Der Schmerz der Erinnerung kerbte tiefe Furchen um Ofrims Mundwinkel. Als er die Wasserpfeife entzündete, stieg der süße Duft von frisch getrocknetem Heu in das Halbdunkel der Halle. Er hielt das silberne Mundstück in der hohlen Hand, atmete tief den Rauch ein und schob die Wasserpfeife seiner Schwester hin. Sie tat ebenfalls einen langen, gierigen Zug. Erst dann erwiderte er: »Ja, ich habe sie noch. Und sie werden immer schlimmer.«

»Ich habe darüber nachgedacht.« Morla zog die Beine auf den niedrigen Diwan hoch, auf dem sie saß, und kuschelte sich wie ein Kätzchen in die rotseidene Polsterung. Sie sah so verführerisch aus, daß Ofrim

aus seinem Stuhl aufstand, sich ans andere Ende des Diwans setzte und ihre Füße in seinen Schoß nahm. Er streifte die roten Pantoffel ab und begann mit geschickten Handbewegungen ihre Zehen zu kneten. Morla seufzte behaglich.

»Und? Was denkst du?«

Morla tat einen weiteren Zug aus der Wasserpfeife. »Ich glaube nicht, daß eine der Schwestern dir diese Träume geschickt hat. Du hast niemanden erbittert, das weiß ich.«

Er bemerkte nachdenklich: »Ich habe schon überlegt, ob es am Ende die Praiospriester selbst sind, die solche Träume aussenden. Wer weiß, über welche Fähigkeiten sie verfügen.«

Morla schüttelte den Kopf. »Du hattest den ersten dieser Träume, nachdem wir auf den Hügel gegangen waren, um Josmabith zu rufen.« Sie beugte sich vor und starrte ihn eindringlich mit ihren großen, von schweren Lidern halb bedeckten Augen an. »Bruder, ich fürchte, Borbarad weiß, was wir vorhaben. Der Dämonenmeister selbst ist es, der dich mit diesen Träumen plagt!«

Ofrim war so überrascht, daß er ihren Fuß losließ und seine Hände schlaff in den Schoß sanken. »Borbarad? Aber er haßt die Praiospriester genauso, wie wir sie hassen. Warum sollte er mich mit Nachtgesichten der Inquisition peinigen?«

»Warum nicht? Er weiß, daß wir heimlich gegen ihn aufbegehren. Warum sollte er uns nicht den Händen der Inquisitoren überantworten? Sie würden uns grausam zu Tode foltern, ohne daß er auch nur eine Hand rühren müßte. Könnte er selbst uns denn ein schlimmeres Schicksal bereiten als die Heilige Inquisition?«

»Nein, das wohl nicht«, murmelte Ofrim. Ein kalter Schauer durchrieselte ihn. Er griff rasch nach dem Silberkelch auf dem Tisch und nahm einen Schluck von dem heißen, berauschend duftenden Getränk. Die Kälte in seinen Gliedern ließ nach, nur in seinem Herzen blieb sie bestehen, ein frostiger Klumpen, der ihm den Atem abdrückte. Er stammelte mit gepreßter Stimme: »Ich habe Angst, Schwester.«

Sie streckte die Hand aus und ergriff seine Fingerspitzen. »Noch sind wir nicht gefangen, Bruder. Wir haben Khabla mit Opfern und Gebeten bestürmt, er wird uns antworten. Und solange es Winter ist, sind wir sicher vor der Inquisition – kein Pferd und kein Karren könnte über diese morastigen Straßen zu uns gelangen.«

Der Baron entspannte sich ein wenig. »Da hast du recht.« Dann furchte ein neuer Gedanke seine Stirn. »Aber wir sind nicht sicher vor Borbarad. Was sollen wir tun, wenn er alle unsere Gedanken kennt?« Panik wallte in seiner Stimme auf, er sprang auf und wand-

te sich wie ein gehetztes Tier nach allen Richtungen, als stünde Kunrad von Marmelund schon samt seinen Knechten in der Tür.

Morla blieb ruhig. Sie griff nach der Wasserpfeife und atmete tief den süßen Rauch ein, dann bemerkte sie: »Nun, wenn er unsere Gedanken kennt, so kennen wir jetzt auch die seinen. Setz dich wieder hin.«

Ihre Stimme klang gelassen, aber Ofrim wußte, daß das ein Befehl war. Er atmete tief durch und ließ sich auf den Diwan sinken. Langsam griff er nach ihrem nackten Fuß und begann ihn wieder zu massieren. Seine Finger glitten zärtlich über die rosigen Nägel, die niedlichen Zehen. Er wurde nie satt von Morlas Schönheit. Sooft er sie liebte, erschien es ihm wie das erste Mal.

Ihm stand dieses erste Mal noch vor Augen, als wäre es gestern gewesen. Zitternd, mit aufgerissenen Augen und halb geöffnetem Mund hatte er sie in die Arme gezogen, und sie hatte sich weich und willig in seine Umarmung geschmiegt. Er war noch längst nicht alt genug gewesen, um seiner Liebe körperlichen Ausdruck zu geben, aber er hatte sie geküßt, so heiß und zärtlich, daß sie miteinander zu verschmelzen schienen. »Ich werde mein Leben lang dein Diener sein«, hatte er ihr versprochen, und sie hatte das Angebot angenommen.

Er beugte sich vor und preßte die Lippen leiden-

schaftlich auf die vom Massieren geröteten Zehen. Sein bronzebraunes Haar fiel wie ein Vorhang über sein Gesicht, als er ihren Fuß mit beiden Händen umfaßte und jede einzelne Zehe mit der Zunge liebkostete. Die Augen geschlossen, widmete er sich dem demütigen Dienst an der Frau, die ihm Schwester, Geliebte und Herrin zugleich war.

Morla sank in die Kissen zurück und gab sich eine Weile lang seiner Zärtlichkeit hin. Ihr Atem wurde allmählich schneller. Ein rosiger Hauch überzog ihre blassen Wangen. Schließlich aber entzog sie ihm lächelnd den Fuß und deutete auf die Wasserpfeife. »Nimm einen Zug, bevor nur noch Asche übrig ist.«

Ofrim blickte sie an. Sein Atem ging rasch und flach. »Du weißt, daß die Rauschkräuter meine Kraft lähmen. Wenn ich viel rauche, kann ich dir nicht zu Willen sein.«

Sie lachte. »Laß es für diesmal gut sein, Bruder, wir haben noch lange Jahre der Jugend vor uns.«

Die düstere Stimmung überfiel ihn von neuem. »Ja, nur – es kann uns widerfahren, daß wir diese Jahre in einem Kerker der Inquisition verbringen.«

»Komm her.« Morla winkte ihm und er trat gehorsam an ihre Seite. »Knie nieder.« Wieder gehorchte er. Sie schlang die Arme um seine Schultern und küßte ihn auf die Stirn, dann zog sie ihn nieder, bis sein Kopf in ihrem Schoß lag. Die Finger gespreizt, fuhr

sie langsam durch sein reiches Haar und rieb ihm die Schläfen. »Borbarad ist mächtig, mein Bruder, aber er ist nicht allmächtig, und die Inquisition auch nicht. Die Götter, die die Geweihten verehren, sind neue Götter, die erst spät auf Dere gekommen sind. Satuarra war von Anfang an da. Sollten wir, ihre Töchter und Söhne, nicht mächtiger sein als die Priester?«

»Du hast recht«, murmelte er. »Du hast immer recht.«

Sie streifte ihm eine Haarsträhne über die Stirn zurück. Die Lippen dicht an seinem Ohr, flüsterte sie: »Hast du wirklich ernsthaft daran gedacht, Levthan um Hilfe anzurufen?«

Der Baron verschränkte die Finger und preßte sie so hart zusammen, daß sie weiß wurden. Seine Zähne gruben sich in die vorspringenden Knöchel. »Ich war von Sinnen. Meine Worte waren töricht. Jeder Mensch, der es wagte, würde dem Wahnsinn verfallen.«

»Nicht jeder.« Morla sog an der Wasserpfeife, hauchte eine Wolke duftenden Rauch aus und hielt ihrem Bruder das Mundstück an die Lippen. Während er den Rauch einatmete, sagte sie: »Es gibt Geweihte des Levthan, und sie sind nicht wahnsinnig, auch wenn sie in völliger Zügellosigkeit leben.«

Ofrim lachte rauh und abgehackt auf. »Das trifft den Kern. Sie sind völlig –«

Seine Schwester schnitt ihm das Wort ab, indem sie

ihm die Hand auf den Mund legte. »Sei still. Verstehst du nicht? Wenn wir mit einem von ihnen sprechen ... da ist Bunsegur, der in seiner Hütte in den öden Hügeln lebt ...«

Er zog unwillkürlich die Schultern hoch. Inzwischen tat es ihm bitter leid, daß ihm das unbedachte Wort jemals über die Lippen gekommen war. Morla hatte recht – es gab eine Handvoll Geweihte des Mannwidders, und sie waren nicht wahnsinnig ... jedenfalls nicht im üblichen Sinn. Ihm schauderte dennoch vor ihnen.

Es gab Bereiche der Lust, in die er nicht vorzudringen wagte. Er kannte nicht mehr Hemmungen als ein Tier, allerdings auch nicht weniger. Er wollte genießen und Genuß schenken, wollte fühlen, wie die köstliche Wonne des Lebens aus ihm zu einem anderen Menschen und wieder zurückströmte. Aber da gab es Katakomben der Leidenschaft, in denen eine faulige Brunst tobte, kotgefüllte Kloaken tief in den Abgründen des Herzens, in die er nicht hinabsteigen wollte.

Er wühlte stumm den Kopf in Morlas Schoß, und sie legte die verschränkten Hände auf seinen Scheitel und sprach nicht weiter davon.

Die Planwagen standen im Kreis und boten den tiefend nassen Pferden Schutz vor dem Wind, wenn schon nicht vor dem Regen. Kunrad und Zachaban

kauerten feucht und frierend in ihrem Wagen. Beide hätten viel für ein Feuer gegeben, nur – im Umkreis von hundert Meilen war kein trockener Faden aufzutreiben. Das eintönige Prasseln und Pritscheln des Regens zerrte an den Nerven der Reisenden. Die Pferde warfen kläglich wiehernd die Köpfe hoch und duckten sich enger an die Planwagen.

Bei den beiden Inquisitoren im Wagen saß ein Hauptmann der Eisernen Tiger, Hilbord Nebadjan. Er kaute wie die beiden anderen an kaltem Dörrfleisch und feuchtem Brot und versuchte, sich mit Gesprächen von ihrer mißlichen Situation abzulenken. Das fiel ihm freilich schwer, denn die heiligen Männer redeten über nichts anderes als über die Tortur, der sie die beiden Verdächtigen zu unterziehen gedachten. Sorgfältig und mit viel Überlegung wählten sie einen Schritt nach dem anderen.

Als Nebadjan schließlich danach zu fragen wagte, gab ihm Kunrad zur Antwort: »Was ist der Sinn der Folter, Freund? Doch nicht, die Delinquenten möglichst rasch zu töten. Die Tortur soll vielmehr allmählich und bedachtsam Schmerz und Not steigern, damit sie Zeit finden, über sich nachzudenken, und zur Einsicht gelangen. Nicht ihre Knochen sind es, die uns widerstreben, sondern ihre trotzigsten Herzen. Nur wenn wir ihre Seelen völlig zerbrochen haben, können sie bußfertig werden.«

»So gibt es Hexen, die bereuen?« fragte der Soldat.
»Ich dachte, sie seien alle widerspenstig bis zuletzt.«

»Gewiß nicht. Mehr als Ihr glaubt, kehren um. Unsere Kunst besteht darin, nicht nur ihre Körper zu brechen, damit der Schmerz sie geständig macht, sondern auch ihren Geist, damit sie fügsam werden. Wo bleibt Praios' Ruhm, wenn wir sie zwar ins Feuer werfen, sie aber nicht bereuen? Dann sterben sie fluchend, und unser wirkliches Werk bleibt ungetan. Nein, wir müssen ihren Trotz zerstören bis zum Fundament, erst dann können wir das Werk des Lichts darauf errichten. Sie müssen einsehen, daß sie gefehlt haben, und diese Einsicht erkennt man daran, daß sie sich aus aufrichtigem Herzen nach der Strafe sehnen.«

Nebadjan nickte, als hätte er verstanden, aber in Wirklichkeit war ihm die Sache so unklar wie eh und je.

Der Regen peitschte hart an die kunstvoll bemalten Glasfenster, als die Geschwister Roswylde ihren Platz vor dem Kaminfeuer verließen und Hand in Hand in ihr Schlafgemach taumelten, beide so sinnlos beerauscht, daß sie sich kaum auf den Beinen halten konnten. Ofrim schälte sich mit Mühe aus seinen Stiefeln und dem Obergewand, das Unterhemd abzulegen schaffte er nicht mehr. Noch halb angekleidet, fiel

er im flackernden Kerzenschein aufs Bett und streckte die Arme nach Morla aus. »Komm zu mir, Liebste.«

Die Frau warf ihre Kleider links und rechts von sich und kroch auf allen Vieren auf das Lager. Ihr runder Hintern schimmerte im Halbdunkel wie ein weißer Mond. »Zieh erst dein Hemd aus«, lachte sie.

»Wozu? Ich kann ja doch nicht«, murmelte Ofrim, aber dann setzte er sich schwankend auf und zerrte sich das Hemd über den Kopf. Es fiel mit leisem Rascheln zu Boden. Er zog Morla in seine Arme, küßte den vollen Mund, der nach Wein und Rauschkraut schmeckte. »Ich liebe dich«, flüsterte er.

Sie preßte die Lippen auf die seinen. »Ich liebe dich auch.« Dann blies sie kräftig pustend die Kerze aus. »Komm, wir wollen schlafen.«

Bald darauf waren beide in tiefem Schlaf versunken. Morlas Kopf lag auf Ofrims Schulter, seine Hand ruhte mit einer zärtlich beschützenden Geste auf ihrem Bauch. Beide wandelten verzückt seufzend in den wilden, üppig wuchernden Gärten der Träume, die das Rauschkraut in ihnen erweckte.

Ofrim erwachte mitten in der Nacht, ohne zu wissen, was ihn geweckt hatte. Er sah Morla an: Sie schlief tief und ruhig. Er schob einen Arm unter den Kopf und starrte aus verschwommenen Augen ins Dunkel. Irgend etwas hatte ihn aufgestört – aber was? Die

Katzen schlummerten wie gewohnt auf den Kissen zwischen ihnen, auch sie hatten sich nicht gerührt. Das altertümliche Gebälk des Schlafgemachs knackte und knarrte ein wenig, die Totenuhren klopften im wurmigen Holz. Zedernzweige kratzten rauh an den Fensterscheiben. Alles vertraute Geräusche. Aber irgend etwas war da gewesen.

Seine Sinne waren noch dumpf und benebelt, so daß er den Raum nur undeutlich sah. Er schloß halb die Augen und wäre beinahe wieder in Schlaf gesunken, als er zusammenschreckte.

Da war jemand.

Nichts Körperliches, aber eine fühlbare Gegenwart.

Er schob Morla sanft von sich und setzte sich auf. Etwas Unbestimmbares hing im Raum, als wäre eben jemand dagewesen und wieder gegangen. Er glaubte, Parfüm zu riechen, schweres Ulikkaneel-Parfüm, glaubte, das Rascheln eines Frauenkleides zu hören. Im Dunkel hing ein schwacher Schimmer von blauer und rotbrauner Seide, auf der hunderte Perlen glitzerten.

Und mit einmal fiel ihm der Traum wieder ein.

Die Wangen heiß vor Erregung, beugte er sich über Morla und schüttelte sie. »Schwester!« zischte er. »Schwester, wach auf!« Die Katzen erwachten augenblicklich und buckelten, die Augen leuchtend wie Gwen-Petryl-Steine. Als er sie nicht beachtete, maunzten sie beunruhigt.

Morla murrte leise im Schlaf, aber als er fortfuhr, sie zu schütteln, schlug sie endlich die Augen auf und murmelte: »Was ist? Warum weckst du mich? Es ist noch mitten in der Nacht.«

»Wach auf! Josmabith hat uns eine Warnung geschickt. Wir sind in Gefahr!« Seine Stimme klang heiser.

Morla ermunterte sich augenblicklich. Sie setzte sich auf, strich die verwirrten Locken aus dem Gesicht und tastete nach der Kerze. Im Schein der gelben Flamme starrte sie ihren Bruder an. »Wovor hat sie uns gewarnt?«

Der Schloßherr bezwang mit Mühe seine Erregung. »Sie hat mir ihre Traumgestalt geschickt. Sie ließ mir sagen, daß der Inquisitor auf dem Wege nach Roswyld ist. Er ist vor einer Woche in aller Heimlichkeit aus Zorgan aufgebrochen, aber die Schwestern haben seine Pläne entdeckt. Morla, er kommt hierher! Nun waren meine Träume wirklich böse Vorzeichen!«

Er kauerte sich in jäher Panik im Bett zusammen und begann am ganzen Körper zu zittern. Ofrim war kein sonderlich mutiger Mann, und um drei Uhr morgens, nach dem nervenzerrüttenden Rausch vom Vorabend war der Gedanke an diesen Eisenspieß mehr, als er verkraften konnte. Es fehlte nicht viel, und er hätte zu weinen begonnen.

»Fasse dich.« Morla legte beruhigend die Hände

auf seine Schultern. »Ich hole dir etwas.« Sie stand auf, ging mit der Kerze zu dem kostbar eingelekten, aus Ebenholz, Gold und Perlmutter gefertigten Schrank und öffnete ihn. Aus seinem Inneren nahm sie eine Silberdose, in der sich ein rötliches Pulver befand. Es glimmerte wie Katzensgold und roch bitter wie die Blätter und Wurzeln, aus denen es gemahlen war.

Morla häufte mit einem winzigen Beinlöffelchen einen Kegel auf ihren Handrücken und schnupfte ihn auf wie Schnupftabak. Ihr Gesicht verzog sich einen Augenblick lang, als das Pulver ihr in der Nase brannte, dann entspannte es sich wieder.

Sie reichte Ofrim die Dose. »Da, nimm. Wir brauchen einen klaren Kopf.«

Er schnupfte, unterdrückte ein Niesen und wischte sich die tränenden Augen. Das Pulver brannte so scharf, als hätte er Salz aufgeschnupft. Seine Stirn, seine Nase und seine Lippen wurden taub davon. Aber schon wenige Augenblicke später breitete sich ein zutiefst befriedigendes Gefühl von Ruhe und Wärme in seinem Kopf aus. Der letzte Rest des Rausches zerstob. Seine Gedanken wurden klar wie Kristalle. Tiefe Ruhe durchströmte ihn und zugleich die kühne Gewißheit, daß es ihm gelingen würde, dem Inquisitor ein Schnippchen zu schlagen.

Das Dumme war nur, daß er sehr vertraut mit Morlas Pulvern und Tinkturen war und genau wußte, wie

rasch Mut und Klarheit ihn verlassen würden, sobald das Wurzelpulver zu wirken aufhörte. Dennoch, im Augenblick fühlte er sich gut. Er sprang vom Bett, kleidete sich an und setzte sich in den Lehnstuhl am Fenster.

Morla setzte sich ihm gegenüber und nahm Win-nemore auf den Schoß. Merewin sprang auf die Schulter ihres Herrn und rieb sich schnurrend an seiner bärtigen Wange.

»Wenn der Inquisitor vor einer Woche von Zorgan aufgebrochen ist«, sagte Morla mit dunkler, kehliger Stimme, »dann ist er schon sehr nahe. Er wird eines der Küstenschiffe benutzt haben, die den Sund befahren. Gewiß ist er schon an der Küste. Aber wenn das Wetter so bleibt, wird er nicht bis hierher gelangen.«

Ofrim kaute zweifelnd an seinen Fingernägeln. »Und wenn Praios ihm hilft? Wenn er der Sonne befiehlt, zu scheinen, und den Regen vertreibt? Was sollen wir dann tun?«

»Fliehen«, erwiderte sie knapp und trocken.

»Wenn er erst hier ist, können wir nicht mehr entfliehen. Er kann unsere Pflöcke unbrauchbar machen, so daß wir nicht fliegen können, er kann ...« Ofrim warf die Hände hoch. »Ich weiß nicht einmal, was er alles kann. Seine Macht ist furchtbar – allein sein Sonnenzepter kann uns tödlich verwunden.«

»So ist es, aber erst muß er hier sein. Und ich zweifle,

daß er das schaffen wird, es sei denn, sein Gott wirkt ein unerhörtes Mirakel.« Sie stand auf und legte die Arme um seinen Nacken, so daß sein Kopf an ihrer Schulter ruhte. Ihre Finger kraulten liebevoll in dem üppigen Haar. »Wir wollen alles zur Flucht vorbereiten. Ruban soll unsere wichtigsten Sachen packen und die Pferde bereithalten. Wir müssen geradewegs ins Gebirge hinauf fliehen, dorthin kann er uns nicht folgen. Die die alten Pfade nicht kennen, stürzen zu Tode oder verirren sich. Denkst du noch an den Echsenturm?«

Ofrim schmiegte die Wange an ihre Brust und atmete tief den angenehmen Geruch ihrer Haut ein. Er fühlte sich wohl, und das lag nicht nur an dem roten Pulver. Es tat gut, zu wissen, daß Morla immer hilfreich zur Stelle war, wenn die schwierigen und gefährlichen Dinge des Lebens ihn zu überwältigen drohten. »Ja, ich denke daran«, sagte er.

In seiner Erinnerung tauchte das Bild des sonderbaren siebenstufigen Bauwerks auf, das verwittert und vergessen einen Paß im Yalaiad bewachte – ein Bauwerk aus uralter Zeit. Die Zeichen auf den gewaltigen Quadern und Platten waren Yash'Hualay-Glyphen; Ofrim vermutete, daß sie noch aus dem H'Chuchas, der Priesterschrift der alten Echsenwesen, stammten. Er konnte sie nicht lesen und im Grunde war er froh darüber – schon die bloßen Lettern strömten etwas so Unheiliges aus, daß ihn schauderte.

Jeder Ort der Kraft in Aranien wies irgendwelche echsischen Spuren auf; schließlich waren die Echsen Jahrtausende vor den Menschen hier die Herren gewesen: Ein mächtiges und kluges Volk, das auf seinen hohen Türmen nicht nur seinen Göttern opferte, sondern auch die Sterne beobachtete und ihren Lauf zu deuten wußte. So hatte Ofrims Mutter es ihm erzählt, als sie ihm den Turm in den Hügeln gezeigt hatte.

»Das ist ein gutes Versteck«, stimmte er zu. Die Worte kamen ihm ein wenig widerstrebend über die Lippen. Wenn er ehrlich war, machte ihm der Echsenturm Angst. Er wußte nicht, warum; es gab dort nichts weiter als kahle Räume und bröckelnde Treppen. Aber die Atmosphäre, die darin herrschte, war sonderbar. Es war ein fremdes Gefühl darin, etwas Nicht-Menschliches.

Die beiden Hexen hatten den Turm mehr als ein Mal aufgesucht, zuweilen bei Tag, aber meistens in Vollmondnächten, weil die Kraft dort stärker war als anderswo. Seit Jahrhunderten waren die Herrinnen von Roswylde zum Turm hinaufgeritten, um gewisse Rituale auf der höchsten Plattform zu vollziehen – ganz im Gegensatz zu ihrer sonstigen Gewohnheit, sich möglichst nah an die Erde zu halten.

Morla mischte sich in seine Gedanken. »Wir müssen den Inquisitor beobachten, Bruder. Wir müssen wissen, wie weit er gekommen ist.«

Ofrim verstand sofort. »Wir brauchen ein Auge«, sagte er.

»Haben wir nicht noch diesen maraskanischen Tuchhändler im Kerker, der uns den doppelten Preis für das grüne Tuch abnehmen wollte? Ich denke, es ist an der Zeit, daß der Schurke uns von Nutzen ist.«

Ihr Bruder lächelte verhalten. »Augen sind oft mehr wert als die Menschen, denen sie gehören. Komm, wir wollen alles Notwendige holen.«

Kurz darauf stiegen sie, von ihren Katzen begleitet, in die Keller des Schlosses hinunter und öffneten die eiserne Tür, die zu den Verliesen führte. Eine pechschwarze Treppe lag vor ihnen. Kein Knecht leuchtete ihnen; Ofrim selbst trug die Fackel und Morla das glänzend polierte Holzkästchen mit den Instrumenten. Es gab Dinge, bei denen sie keine Zeugen brauchten. Die schwierigen Zauber gediehen nur, wenn kein unwissendes Auge dabei zusah. Morgen würde der Kerkermeister ihnen mitteilen, daß der maraskanische Händler verschwunden war, und sie würden es wortlos zur Kenntnis nehmen.

Beide waren fröhlich erregt; sie atmeten hörbar, ihre Augen glommen im Fackelschein wie die Augen von Raubtieren in einem finsternen Wald. Ofrim lächelte und zeigte lange Zähne dabei. Morlas elfenschönes Gesicht war unbewegt, aber ihre Brust unter

dem purpurrot bestickten Mieder hob und senkte sich rasch. Wie viele Hexen waren die beiden rachsüchtig und grausam, und der Händler hatte ihren Zorn auf sich gezogen: Er hatte sie zu betrügen versucht, hatte sie für bäurische Dummköpfe gehalten, die nicht wußten, wieviel man in Zorgan für die Elle bezahlte. Jetzt sollte er dafür büßen.

Sie erreichten das Ende der Treppe. Das Licht der Fackel warf seinen zuckenden roten Schein in ausge dehnte Gewölbe, von denen manche mit Gittern verschlossen waren. Ratten huschten pfeifend davon, aufgeschreckt vom Feuerschein. Ein dumpfer, kalkiger Geruch lag in der Luft wie in einem Beinhaus, und tatsächlich befand sich in diesen Gewölben die Begräbnisstätte der Familie Roswylde.

Es war ein niedriger, aber sehr weiter Raum, von Steinpfeilern getragen, deren Bögen sich wie Lilien öffneten. Das Nachvolk begrub seine Verstorbenen stets in der nackten Erde, ohne Sarg, nur in ein Tuch gehüllt, damit sie möglichst rasch in Sumus Leib zurückkehrten und ihre Kraft in die Große Mutter zurückströmte, um neu gebündelt auf Dere zurückzukehren – vielleicht als Mensch, vielleicht als Tier oder Pflanze, als Meereswelle oder Gewitterwolke. Als die Geschwister den verschlossenen Raum passierten, hielten sie einen Augenblick inne, knieten nieder und berührten zum Gruß an ihre verstorbenen Verwand-

ten mit Handflächen und Stirne die Erde. Dann standen sie wieder auf und eilten weiter.

Die Verliese befanden sich am hintersten Ende der Gewölbe, wo die Mauern aus nacktem Fels bestanden und die Erde zwischen den altertümlichen Steinplatten des Bodens hervorsah. Graue, trockene Flechten wuchsen dort und verströmten einen üblen Geruch. Das Licht der Fackel tanzte über die in den Felsen gehauenen Zellen, über rostige Gitter mit mächtigen Schlössern.

Die meisten dieser Zellen standen leer. Die Roswyldes hielten, allgemeiner aranischer Sitte folgend, nur selten Gefangene. Verfehlte sich jemand von den Bauersleuten, so ließ Ofrim die Schuldigen auspeitschen – wobei er kräftig mit Hand anlegte – und belud sie dann mit irgendeiner besonders unangenehmen Fronarbeit, die sie unter Aufsicht verrichten mußten. Gefährliche Verbrecher wie Raubweiber und Mordbrennerinnen, die er auf seinem Grund und Boden faßte, wurden an den Totenbäumen an den Grenzen des Gutes aufgeknüpft und zur Abschreckung für ihre Spießgesellen dort hingengelassen, bis ihre Knochen im Wind rasselten.

Nur gelegentlich fanden die gruftähnlichen Kerker einen Bewohner wie den maraskanischen Tuchhändler, der mit einem dumpfen Entsetzensschrei aufsprang, als er im Licht der Fackel seine beiden Besu-

cher erkannte. »Nein!« krächzte er. »Nein – habt Erbarmen! Ich will euch nie wieder betrügen – ich gebe euch auch alles, was ich habe ...« Er raffte sich auf und kroch, seine Ketten mitschleifend, an die Mauer zurück. Grau wie Asche war sein Gesicht im Fackelschein, dicke Schweißtropfen standen auf der Stirn. Seine Hände machten wilde, sinnlose Abwehrbewegungen.

Die beiden Hexen sprachen kein Wort. In düsterem Schweigen drehten sie den Schlüssel im rostigen Schloß und betraten die Zelle, in der der Unglückliche sich winselnd an der Felsmauer krümmte.

Der Schloßherr griff nach dem Ende der Kette, das durch einen Ring lief, und zog mit kräftigen Rucken an. Die Kette spannte sich rasselnd. Der Händler wurde noch enger an die Mauer gezerrt, so daß er sich kaum noch bewegen konnte. Ofrim trat an ihn heran und zog die Ketten an seinen Händen und Füßen über Haken in der Mauer, bis der Mann, Arme und Beine gespreizt, wie ein hilflos gespießter Käfer an der Mauer hing.

Der Maraskaner wußte, daß der Tod vor ihm stand. Seine Augen quollen vor Entsetzen aus den Höhlen, er gurgelte und keuchte, und während er sein sinnloses Angstgeschnatter von sich gab, breitete sich auf seinen Beinlingen ein nasser Fleck aus.

Ohne ihn zu beachten, stimmten die Hexenge-

schwister einen langsamen, tiefkehligen Gesang an. Während sie sangen, öffnete Morla das Holzkästchen mit dem kostbar eingelegten Deckel. Innen war es mit purpurnem Samt ausgeschlagen. In vorgeformten Vertiefungen lagen nebeneinander eine zwei Spannen lange silberne Hohnadel, eine glitzernde Basiliskenzunge aus Maraskan-Stahl, zwei eiförmige Behälter aus Elfenbein und ein kostbar geschliffenes Glasfläschchen. Der Gesang wurde lauter und inbrünstiger.

Der Maraskaner war vor Entsetzen verstummt. Mit röchelndem Atem glotzte er Morla an, die das Fläschchen öffnete und die Nadel eintauchte. Sie streckte die Linke nach seinem zerlumpten und schimmigen Kaftan aus und riß ihn über der Brust auf. Der Händler quiekte. Es war der letzte Laut, den er von sich gab. Einen Lidschlag später hatte Morla die Nadel tief in sein Herz gestoßen. Das Gift darin tötete ihn augenblicklich. Sein Körper knickte in den Knien ein, sein Kopf hing auf die Brust.

Ofrim und Morla sangen ihre langsame Litanei weiter, während sie den Leichnam aus den Ketten lösten und auf den Boden legten. Die Hexe ergriff den wellenförmig geschliffenen Dolch, umspannte das Kinn des Toten mit den Fingern der Linken und beugte sich über sein Gesicht.

Gleich darauf strömte Blut über ihre Hand.

Ein paar Minuten später schleiften die beiden den augenlosen Leichnam aus der Kerkerzelle und zu einem Schlund, der im hintersten Winkel des Kerkers tief in den Berg hinabführte. Schlenkernd wie eine Lumpenpuppe verschwand der Maraskaner in der Tiefe.

Noch am selben Tag saßen die beiden Roswyldes in der Halle beisammen, das Räuchergefäß zwischen sich. Beide atmeten tief den Rauch der Spezereien ein, zwischen denen das Auge in der Hitze zusammenschmolz. Trance überfiel sie, und die Blicke ihrer weit offenen, erstarrten Augen schweiften magiegetragen über die Hänge und Hügel unterhalb des Schlosses.

»Siehst du ihn auch?« murmelte Ofrim mit schwerer Zunge.

»Ja, ich sehe ihn. Schweig still.«

Der Hexer gehorchte und betrachtete mit einer Mischung aus Schrecken und Faszination den grimmen Zug, der sich durch Regen und Wind unerbittlich an Roswylde herankämpfte. Mit Staunen sah er die Schönheit des Mannes, der ihn zu vernichten trachtete – die ebenmäßigen Züge, das kurze blondgelockte Haar, den flammend blauen Blick. Schwäche überkam ihn, und ein Feuer rieselte durch seine Glieder, wie er es nur vom Erlebnis der Dunklen Wonne her kannte. Seine Gedanken schweiften auf seltsamen Wegen. Als er den Inquisitor durch das Auge des

Maraskaners sah, wurde in ihm jählings der abwegige Wunsch wach, ihm zu Füßen zu fallen. Er wünschte, dieser schöne stolze Mann würde den Fuß auf seinen Nacken setzen und ihn zertreten. Er dachte: Er kommt hierher, um mich zu töten, und ich ... ich sehne mich danach, von ihm getötet zu werden. Er wollte nicht nur unter seinen Händen sterben, er sehnte sich danach, in der schlimmsten Schmach und Schande von ihm getötet zu werden.

Selbst in dem wirren Zustand, in dem er sich befand, schämte er sich für diese Gedanken, aber sie nagten an ihm wie eine verführerische Musik. Er sah den Inquisitor durch das magische Auge, als stünde er keine zwei Schritte von ihm entfernt. Die Furcht schnürte ihm die Kehle zu, aber gleichzeitig war es ihm, als müßte es die höchste aller Wonnen sein, in seine Hände zu fallen. Kunrad lockte ihn; immer wieder überkam ihn der schauerliche Gedanke, wie köstlich es sein müßte, seine Verachtung zu spüren, seine Strafe zu leiden, sein Todesurteil entgegenzunehmen. Er sah den eisernen Speiß in sein Innerstes dringen und fühlte den blutigen Schmerz, und doch zuckte sein Herz, als würde es von der Dunklen Wonne ergriffen.

Entsetzt über seine eigenen Gedanken, saß er reglos am Tisch und fächelte sich den magischen Rauch ins Gesicht.

»Beherrscht das verfluchte Echsenvolk denn auch die Elemente hier! Praios strafe sie!« Kunrad von Marmelund rief es mit hochgereckter Faust aus, als der Planwagen zum zehnten Mal an diesem Tag in ein Schlammloch rumpelte. Diesmal brach zu allem Unglück noch eine Achse, und Kunrad wurde klar, daß sie umkehren mußten.

So nahe am Ziel!

Vier Tage lang hatte sich der Planwagenzug trotzig durch den strömenden Regen und den Sturm gekämpft. Am ersten und zweiten Tag hatten sie ganze drei Meilen geschafft, am dritten vier, ehe das Rad von der gebrochenen Achse sprang und der Wagen umkippte. Es war der Wagen mit dem Proviant, und alles, was sie hatten essen wollen, versank im zähen, gelbbraunen Schlamm der aranischen Bäche.

Die Pferde waren erschöpft von der Anstrengung, die Wagen durch knöcheltiefen Morast zu ziehen, die Männer waren naß, durchfroren und verdrießlich. Kunrad war es, als hätte sich alle Hexerei der Welt gegen ihn verschworen, um ihn von seinem Ziel fernzuhalten. Das Land selbst drohte ihn zurückzuweisen. Lianenähnliche Schlingwurzeln wurden zu Fußangeln für Pferde und Menschen. Ein unterspülter Baum war quer über die ohnehin elende Straße gestürzt und hatte sie zu einem Umweg über sumpfige Wiesen gezwungen. Die zwei Brücken, die sie bislang

passiert hatten, waren ein Fuß hoch unter Wasser gestanden; ein Wunder, daß sie überhaupt noch standgehalten hatten.

Konrad schüttelte mit einer stummen, wütenden Gebärde die Faust gegen die fernen Berge und befahl dann zähneknirschend: »Wir kehren um.«





6. Kapitel

Der Winter nahm seinen Lauf. Es wurde zusehends kühler. In Aranien regnete es wie jeden Winter, einmal mehr, einmal weniger, und gelegentlich trieb sogar Schneeregen vom Raschtulswall herüber. Das Schlafgemach der Geschwister war – außer der Küche – der einzige beheizte Raum in der Burg, und Ofrim und Morla verbrachten die Wintertage damit, daß sie im Bett aßen, Punsch tranken und Rauschkräuter rauchten, mit ihren Katzen tändelten, *Vierzig Kamele* spielten oder sich einander hingaben. Manchmal luden sie eine Magd dazu ein – ein Mädchen aus dem Schloß, denn niemand hatte Lust, bei dem kalten und finsternen Wetter ins Dorf hinunter zu reiten.

Nach einem solchen beschaulichen Nachmittag drehte Ofrim sich auf den Rücken, kratzte sich hingebungsvoll in den feuchten dunklen Löckchen zwischen den Schenkeln und bemerkte: »Willst du denn nie einen Diener einladen?«

»Wenn du ihn willst, gerne«, erwiderte Morla prompt. »Aber ich will keinen Mann außer dir.«

»Warum das?«

Sie hakte ihren kleinen Finger um den seinen und zog seine Hand mit einer trägen Bewegung an sich.

»Mein Bruder, wenn du einen Becher ›Offenbarung der Zwillinge‹ getrunken hast, magst du dann noch den elenden Kürbisschnaps, den unsere Bauern brennen? Ich bin verwöhnt. Mir schmeckt kein anderer außer dir.«

Es war nicht das erste Mal, daß sie dieses Gespräch führten, aber Ofrim konnte nicht oft genug hören, daß seine Schwester ihn allen anderen vorzog. Mit einem selbstzufriedenen Lächeln ordnete er sein Haar auf dem Kissen und langte mit der freien Hand in den Topf mit den Rumfrüchten, der auf seiner Seite des Bettes stand. »Und wie schmeckt dir das?« fragte er und drückte die triefende Frucht sanft an ihre Lippen.

Morla öffnete den Mund und biß zu. Dann führte sie seine Hand an die Lippen und leckte mit einer rosigen Zungenspitze darüber, bis der Zuckerrohr-Rum verschwunden war.

Er schlang die Arme fest um sie und schmiegte sich an ihren bloßen Rücken. Während er die Wange an der ihren rieb, so daß sein schütterer Bart sie kitzelte, fragte er: »Was werden wir tun, wenn es wieder Sommer wird? Sobald die Wege gangbar sind, kommt er wieder hierher.«

»Ich habe es nicht vergessen.«

Keiner von beiden hatte es vergessen. Oft und oft tauchte mitten in einem Gespräch unvermittelt die

bange Frage auf, was sie tun sollten, wenn der Inquisitor zurückkehrte – denn das würde er ganz gewiß tun.

»Ich frage mich nur – wie kommst du gerade jetzt darauf?« fragte Morla neugierig.

Der Schwarze Baron errötete leicht. Einen Augenblick lang erwog er, zu lügen, aber das gelang bei Morla nicht leicht, und sie nahm es übel auf, wenn er sie anlog. Also erwiderte er aufrichtig: »Wir sprachen über Männer. Er ist ein sehr schöner Mann.«

»Gefällt er dir?«

Ofrim drückte sie fester an sich. »Du weißt, daß er mir nicht gefällt. Er ist ein Diener des kalten, goldenen Gottes, er ist der Mörder unserer Brüder und Schwestern. Ich sagte nur, er ist sehr schön. Das ist eine Tatsache.«

»Ja, natürlich. Du hast recht.« Sie lag eine Weile still da, dann griff sie unvermutet nach hinten und legte die Hand zwischen seine Beine. Sein Schaft war halb aufgerichtet, seine Levthansfrüchte prall. »Was ist mit dir?« fragte sie leise.

Obwohl sie ihm nicht in die Augen sah dabei, vertiefte sich die Röte auf Ofrims Wangen. Er schluckte heftig und verbarg das Gesicht in ihrem Nacken. Es dauerte eine Weile, bis er sich faßte. Dann fragte er leise: »Wie soll ich dir antworten? Er kommt hierher, um mich zu töten, und manchmal ... manchmal sehne ich mich danach, von ihm getötet zu werden.«

Morla legte eine Hand auf die seine, gab aber keine Antwort.

Er fuhr mit heiserer Stimme fort: »Als ich ihn durch das Auge des Maraskaners sah, da wurde in mir der Wunsch wach, ihm zu Füßen zu fallen. Ich wünschte, er würde seinen Fuß auf meinen Nacken setzen und mich zertreten. Ich wollte nicht nur unter seinen Händen sterben, ich sehnte mich danach, in der schlimmsten Schmach und Schande von ihm getötet zu werden.« Als sie weiter schwieg, fragte er bange: »Erzürnen dich meine Worte?«

Sie schüttelte kaum merklich den Kopf. »Nein, Bruder. Nichts, was du sagst, wird mich erzürnen.«

»Ich schäme mich.«

»Wir stehen einander so nahe wie kaum zwei andere Menschen. Zwischen uns soll es keine Scham geben. Sprich!«

Er setzte sich auf, schlang die Hände um die bloßen Füße und starrte das zerknitterte Bettzeug an. »Ich sah ihn durch das magische Auge, und die Furcht schnürte mir die Kehle zu, aber gleichzeitig war es mir ... als müßte es die höchste aller Wonnen sein, in seine Hände zu fallen. Es lockte mich; ich meinte Fesseln und Folter zu spüren, und meine Lenden wurden stark. Und seit damals überkommt es mich immer wieder ... wie köstlich es sein müßte, seine Verachtung zu spüren, seine Strafe zu leiden, sein Todesurteil entgegenzunehmen.

Ich sehe diesen Spieß in mein Innerstes dringen und fühle den blutigen Schmerz, und doch zuckt mein Herz, als würde es von der Dunklen Wonne ergriffen ...« Überwältigt schlug er die Hände vors Gesicht. »Bin ich denn von Sinnen, Schwester?!«

Sie setzte sich auf und zog ihm die Hände vom Gesicht. »Nein, Bruder. Du hast nur vergessen, was du gelernt hast. Hat unsere Mutter uns nicht immer wieder gesagt, wie tückisch die Waffen der Inquisitoren sind? Und ist es nicht ihre schlimmste Waffe, daß es ihnen gelingt, außer dem Körper auch den Geist zu zerbrechen?«

Ofrim blickte sie an. »Du meinst ... sie tun mir das an?«

»Hast du nicht auch gehört, daß manche Hexen ihren Peinigern dankbar zu Füßen fielen, wenn sie zum Scheiterhaufen geführt wurden? Daß sie Tränen der Reue vergossen und die Henkersknechte anflehten, sie nicht zu erdrosseln, sondern lebendigen Leibes verbrennen zu lassen, damit sie für ihre Sünden Genugtuung leisten könnten?«

Er drückte die Fingerknöchel gegen den Mund und nagte daran. »Ich habe es gehört, aber nicht geglaubt. Welcher Mensch könnte so rasend sein, denen Dank zu erweisen, die ihn zerstört haben?«

»Und dennoch vermögen die Priester es«, beharrte Morla. »Sie beherrschen die Kunst, den Geist so lange

aufs Rad zu flechten, bis er vollständig gebrochen ist; bis die Opfer selbst danach schreien, gerichtet zu werden. Dann erst ist ihr Triumph vollkommen – nicht wenn wir sterben, sondern wenn wir ihnen für unseren Tod danken.«

Sie saßen einander schweigend, mit untergeschlagenen Beinen, gegenüber. Dann faßte Ofrim nach der Hand seiner Schwester und hielt sie fest. »Ich will nicht so enden«, stieß er leise und entschieden hervor. »Ich wehre mich dagegen. Aber meine Kraft ist geringer als deine, Schwester – laß mich nicht los.«

»Nimmermehr«, erwiderte Morla.

Eine jähe Welle zornigen Mutes durchströmte ihn. »Khabla hat uns nicht geantwortet«, stieß er hervor. »Der Schöne Heilige wird uns nicht helfen. Ich gehe zu Bunsegur.«

»Geh zu ihm, aber traue ihm nicht«, befahl Morla.

Er schüttelte den Kopf. »Ich werde ihm nur sagen, daß wir ein dringendes Gebet an Levthan richten wollen, aber nicht, worum es geht.«

Meister Bunsegur blickte von dem altersschwarzen Folianten auf, in dem er blätterte, als Gmorxas ein warnendes Quarren von sich gab. Jemand war zu seiner Hütte gekommen – und es konnte niemand anders sein als eine Hexe, denn zur Zeit gab es kein Weiterkommen außer auf einem Besen. Dennoch war

er erstaunt, als er zum Guckloch hinausspähte und Ofrim von Roswylde draußen stehen sah. Mit so hohem Besuch hatte er nicht gerechnet.

Zögernd öffnete er die Türe und ließ den Gast eintreten. »Willkommen, mein Bruder. Gib mir deinen Mantel.« Er nahm den nassen Umhang entgegen und deutete auf die beiden Hocker am Kaminfeuer. »Setz dich. Und nimm einen Schluck von dem Kräuterschnaps, der dort steht, das wird dich wärmen.«

Er sah zu, wie der Schwarze Baron trank und krampfhaft hustete, als das dreifach gebrannte Getränk durch seine Kehle rann. Der Bursche war nichts wert, dachte er verächtlich. Nicht einmal einen rechten Trank vertrug er! Er war nichts weiter als der Lustklave seiner herrischen Schwester, ein hirnloser Bock, der sich mit den Bauernmägden im Heu wälzte, als wäre er ihresgleichen. Dennoch, es würde interessant sein, zu hören, weshalb er hierherkam.

Bunsegur setzte sich zu seinem Gast und nahm eine freundliche, aufmerksam lauschende Haltung ein.

»Du stehst Levthan sehr nahe«, begann Ofrim. Seine Worte kamen zögernd; er fühlte sich absolut nicht wohl in der dunklen, nur vom Feuerschein erhellten Steinhütte. »Du kannst Gebete befördern, so daß sie ihn um so sicherer erreichen.«

»Das kann ich«, bestätigte Bunsegur. »Nur – es ist nicht billig.«

»Mach dir keine Sorgen um das Silber. Ich habe genug davon. Ich möchte, daß du mein Gebet zu Levthan bringst.«

»Was willst du beten?«

Ofrim schüttelte abweisend den Kopf. »Das ist mein Geheimnis. Ich möchte nur, daß du ein Ritual für mich vollziehst, damit ich dem Hohen Herrn meine Bitte zu Füßen legen kann. Kannst du das bewerkstelligen?«

»Natürlich, aber es kostet dich einen Beutel voll Silber.«

Der Schloßherr machte eine ungeduldige Handbewegung. »Ich sagte schon, ich habe genug davon. Wann kannst du das Ritual vollziehen, und was habe ich dabei zu tun?«

»Ich werde es dir erklären«, erwiderte der Zauberer.

Sie steckten die Köpfe zusammen, während rundum die beinernen Schädel von Hirschen und Widern auf sie herabblickten und der Feuerschein auf ihren Gesichtern flackerte.

Zwei Tage, nachdem Ofrim Meister Bunsegur besucht hatte, geschah das Wunderbare: Khabla antwortete auf ihre Gebete. Die Geschwister lagen von der Liebe erschöpft im Bett, als mit einem Schlag aus dem Nichts der Duft von Rosen in den Raum drang,

so überwältigend schwer, daß sie sich verblüfft aufsetzten.

Ofrim sah mit einem Mal die Statue vor sich, die er vor Jahren in dem Tempel in Fasar erblickt hatte: Ein sehr schöner Mann in einem aprikosenfarbenen Gewand, dessen Falten ihn vom Hals bis zu den Füßen umhüllten. Rosen und Lilien blühten zu seinen Füßen. Ein weicher brauner Bart umrahmte sein Kinn, sein Haar fiel in Locken auf die Schultern herab. Milde braune Augen blickten den Hexer an. Eine sanfte Berührung streifte seine Schultern, eine nie gekannte Freude durchströmte ihn. Doch inmitten all seiner Glückseligkeit tauchte der bange Gedanke auf, ob es richtig gewesen war, den greulichen Bunsegur um Rat zu fragen. Das Bild des Schönen Heiligen ließ ihn an seiner Entscheidung zweifeln. Levthan war kein Freund der Schwachen, und was, wenn er einen hohen Preis für seine Hilfe forderte?

Plötzlich meinte er, seine Mutter vor sich zu sehen, wie sie ihm und Morla wiederholt eingeschärft hatte: »Hütet euch, daß ihr kein Menschenblut opfert, denn die Blutmagie führt in die niederhöllische Verdammnis!«

Der Duft der Rosen verblaßte. Ofrim und Morla fanden sich allein in ihrem Schlafgemach.

Der Schloßherr fühlte, wie ihn Ehrfurcht und Schrecken durchströmten. Er legte den Arm um Mor-

las Schulter, zog sie heran und hielt sie eng an sich gedrückt, bis ihrer beider wildes Herzklopfen nachließ. Schließlich sagte er leise: »Levthan wird unser Gebet erhören.«

»Ja, nur – er wird einen Preis fordern. Und vielleicht ist dieser Preis zu hoch für uns beide.«

»Ich würde ihm alles geben, um der Inquisition zu entkommen.«

Morla schüttelte tadelnd den Kopf. »Du sprichst zu rasch, Bruder. Was ist ›alles‹? Auch dein Herz? Möchtest du werden wie Bunsegur?«

»Nein«, murmelte er betroffen. Ein kalter Schauer überrann ihn. Seine Gefühle Levthan gegenüber waren durchaus zwiespältig. Er verehrte die wilde Kraft des Mannwidders, aber er fürchtete ihn zugleich. Die Begierde des dunklen Halbgotts kannte keine Schranken, sie schweifte über die Grenzen hinaus, die Sumu in ihrer Ordnung gesetzt hatte. Welches Opfer würde er fordern? Ofrim war bereit, bis zum letzten Stein von Roswylde alles aufzugeben, wenn er nur dem Inquisitor entrann. Aber es gab auch Dinge, die er nicht aufgeben wollte, nicht einmal, wenn er dafür in den Flammen sterben mußte.

»Was rätst du mir, Schwester?« fragte er demütig.

Sie zögerte kurz, dann entschied sie: »Wir wollen zu Bunsegur gehen, wie wir es vorhaben. Aber zuvor wollen wir den gütigen Bäumen ein Trankopfer brin-

gen, wie sie es lieben, und vor ihnen knien und zu Sautuaria beten, daß wir kein Unrecht tun. Komm! Wir wollen den Bäumen einen Trank aus Wasser, Wein und Spezereien mischen, um ihre Wurzeln damit zu erfreuen.«

Ofrim nickte erleichtert. »Du weißt es wie immer am besten«, murmelte er, das Herz voll Dank dafür, daß seine Mutter ihm diese Schwester geschenkt hatte. Er wagte nicht daran zu denken, was er tun sollte, wenn er jemals von Morla getrennt würde.





7. Kapitel

Die Nacht senkte sich schwer auf die Yalaiad-Hügel. Über den Kuppen glomm kurz noch ein rosiger Schein, als der Himmel schon schwarz war, dann verblaßte auch er. Die tausenden Sterne glitzerten in der klaren, frischen Luft des Peraine.

Zwei Pferde schritten vorsichtig den steinigen Bergpfad entlang, der auf den Paß führte. Ihnen folgten drei Schafe, die mit Stricken aneinandergebunden waren – die Opfertiere. Ofrim und Morla ritten stumm und mit gesenkten Köpfen dahin, während Bunsegur ihnen zu Fuß vorausging, denn kein Pferd wäre willens gewesen, ihn zu tragen. Den Pinienwald hatten sie hinter sich gelassen. An steilen Klippen und gähnenden Abgründen vorbei ritten sie auf den alten Echsenturm zu.

Der Baron fröstelte unter seinem wollenen Umhang. Er wußte, was ihm bevorstand, und ihn ekelte schon jetzt davor. Aber noch schlimmer erschienen ihm die Dinge, die er nicht wußte.

Er war überzeugt, daß Bunsegur ihm nicht alles gesagt hatte. Es mochte gut sein, daß der Levthansgeweihte einiges zurückgehalten hatte, um ihn nicht zu verstören, und erst im letzten Augenblick damit her-

ausrücken wollte, wenn es zu spät war. Levthan war tückisch, und seine Geweihten waren nicht besser als ihr Herr.

Ein schmaler Sichelmond stand am Himmel. In seinem schwachen Schein und dem Licht der Sterne konnten sie den uralten Weg erkennen, der sich vor ihnen dahinstreckte. Mächtige Könige der Echsen hatten einst ihre Straßen und Festungen in diesen Hügeln gebaut, vor langer Zeit, als Dere noch jung gewesen war, noch bevor die Güldenländer übers Meer gekommen waren.

Längst waren von diesen Reichen nur noch Ruinen geblieben, die kaum ein menschliches Auge erblickte. Die Bauern stiegen nicht auf die Berge, sie fürchteten sich vor Geistern in den einsamen Schluchten und den heulenden Windkobolden, die auf den Pässen ihr Unwesen trieben. Kein Fremder wagte sich in die steinige Einöde. Nur die Hexen kamen zuweilen hierher, und auch sie kamen nicht gerne.

Ofrim biß sich auf die Lippen. Ihm war zumute, als ritte er zwischen Totengebeinen dahin. Der Wind pfiff eisig vom Dairig Bhru-Paß herab. Hier im Reich der alten Echsenkönige hatten Dinge überlebt, von denen selbst die Töchter und Söhne Satuaris nichts mehr wußten. Manchmal erzählten sich die Bewohner des Yalaiad nachts am Feuer von einem Großen Grauen Mann, der auf der Paßhöhe sein Unwesen

trieb, oder von unheimlichen Erscheinungen in den Schluchten, aber sie taten es nur, wenn sie hinter verschlossenen Türen in ihren Hütten im Tal saßen.

Endlich erreichten sie die Paßhöhe. Kahl und steinig erstreckte sich die Senke des Dairig Bhru vor ihnen. Zur Linken erhob sich auf einem Hügel der Echsenturm – einst ein prunkvolles Bauwerk voll echsischer Ritter und Priester, die den Paß bewacht hatten, jetzt eine Ruine. Bunsegur deutete ihnen wortlos, ihm zu folgen.

Vor dem Turm stiegen sie von den Pferden und näherten sich dem Bauwerk. Die Schafe nahmen sie mit. Ofrim fühlte, wie es ihn kalt überrann, als strömte ein eisiger Luftzug aus dem türlosen Tor. Gährende Schwärze empfing ihn. Seine Schritte hallten in dem Raum, der einst die Kammer des Torwächters gewesen war. Links und rechts öffneten sich Eingänge von noch schwärzerer Finsternis in den Mauern. Gänge und Treppen führten dort in die Tiefe zu Räumen, die seit Jahrtausenden kein Fuß mehr betreten hatte.

Bunsegur hatte ihnen verboten, ein Licht anzuzünden, also tasteten sie sich mühsam in der Finsternis durch die Kammer, dann eine Treppe hinauf, so schmal, daß sie links und rechts an die Mauern anstießen. Die Schafe blökten kläglich, als ahnten sie, was ihnen bevorstand.

Ofrim atmete auf, als er am Ende der Treppe wieder ins Freie trat und den Mond und die Sterne über sich sah. Obwohl das Bauwerk knochentrocken war, hing ein schwacher, übler Dunst in der Luft, ein Reptiliengeruch, als hätte etwas Kaltblütiges, Sumpfgeborenes sich noch vor kurzem darin herumbewegt.

Sie standen auf der ersten Plattform, über der sich sechs weitere zu einem abgestuften Turm erhoben. Der Boden und die schrägen Mauern waren mit Basreliefs bedeckt: In den Stein gehauen waren Bilder von Kraken und Molchen, Echsen und Tausendfüßlern. So kraftvoll und lebendig waren diese Werke längst zu Staub zerfallener Bildhauer, daß es Ofrim schien, als glotzten ihn die vorquellenden Augen der Kreaturen an, als hätte sich da und dort ein Tentakel bewegt. Unbehaglich berührt wandte er sich ab und beeilte sich, auf die nächste Plattform zu gelangen.

Die Stufen führten nun im Freien den Turm hinauf. Vor endlos langer Zeit waren Echsenpriester hier heraufgestiegen, um dem Großen Schlinger Krr'Thon'Chh zu opfern, damit er ihr Reich beschützte – und halbvergessene Sagen erzählten, daß sie noch unsäglicheren Göttern geopfert hatten als den H'Rangarim, Göttern, die man die Uralten Wesen nannte. Jetzt sang der Wind um die mächtigen Quadern, und die Schritte der drei Menschen hallten laut in der schweigenden Nacht des Gebirges.

Auf der sechsten Plattform bedeutete Bunsegr seinen Begleitern durch Zeichen, sie möchten anhalten und sich ihrer Kleider entledigen. Er selbst tat es ihnen gleich. Bald standen sie nackt da, alle drei schauernd in der Kälte der Berge. Nackt und barfuß stiegen sie die letzten Stufen empor, wobei sie die blökenden Schafe hinter sich herzerzten.

So erreichten sie die oberste Plattform. Sie maß nur noch vier mal vier Schritt. Der Boden war hier mit einer Platte aus getriebenem Gold bedeckt, deren Basreliefs der Wind bis zur Unkenntlichkeit abgeschliffen hatte. In der Mitte der Plattform erhob sich ein Altar, einst ebenfalls mit Gold verkleidet, von dem nur noch schimmernde Reste geblieben waren.

Bunsegr griff in seinen Tragsack und zog eine tönernerne Flasche heraus. Immer noch schweigend trank er einige Schlucke daraus, dann bedeutete er Ofrim und Morla zu trinken. Das Getränk schmeckte gleichzeitig süßlich und scharf wie gärender Wein, es drehte Ofrim den Magen um, während es ihm die Sinne benebelte. Er war überzeugt, daß er ein Halbgift getrunken hatte. Aber jedenfalls hatte Bunsegr nicht vor, sie beide zu ermorden, sonst hätte er wohl kaum selbst getrunken.

Meister Bunsegr packte die Schafe und schnitt ihnen einem nach dem anderen die Kehle durch, wobei er das Blut über den Altar rinnen ließ. Dann zog er

ihnen die Häute ab. Der Baron mußte sich in die Häute wickeln und auf den blutbesudelten Altar legen, während Bunsegur das Fleisch zerteilte und um ihn her auf die Steinplatte häufte.

Der Hexer hatte Mühe, ein Würgen zurückzuhalten. Das Getränk sandte Fieberschauer durch seine Glieder und sein Hirn, er sah die Sterne über sich doppelt und dreifach, sah das Madamal in verschlungenen Arabesken über den Nachthimmel tanzen. Die Mauern und Plattformen der alten Steinpyramide drohten in den absonderlichsten Winkeln zu kippen, bis er nicht mehr wußte, ob sie eben oder schräg oder beides zugleich waren. Die frischen Häute rochen zum Erbrechen nach Blut und Fett, sie klebten an seinen Gliedern wie ein Leichenhemd. Das Blut der Schafe gerann in seinem Haar zu schwärzlichen Klumpen.

Abscheu ergriff ihn, aber er wagte nicht mehr, das Ritual abubrechen. Bunsegur hatte bereits begonnen, um ihn herumzuschreiten und mit weithin hallender Stimme zu singen. Eine Anrufung des Mannwidders war es, die da durch die sternenbesäte Nacht hallte. Morla kauerte auf den Fersen am Rand der Plattform und sah schweigend zu.

Eine Stunde oder eineinhalb mochten vergangen sein, seit Bunsegur angefangen hatte, nackt und singend den Altar zu umkreisen. Erst geschah weiter gar

nichts, als daß Ofrim halb vergiftet und vor Ekel würgend auf dem scheußlichen Opferstein lag. Dann fühlte er, wie sich die Szenerie um ihn herum veränderte. Er lag, in blutige Häute gewickelt, auf dem Altar, aber gleichzeitig meinte er danebenzustehen und eine Szene aus der dunkelsten Vergangenheit zu beobachten, die kein Mensch je mit leiblichen Augen gesehen hatte.

Die Sterne standen ihm wieder klar und deutlich vor Augen, nur – sie waren zu fremden Sternbildern angeordnet. Das Madamal hatte einen kleineren, rötlich leuchtenden Trabanten bei sich. Unbekannte Wandelsterne zogen so rasch über den Himmel, daß er sie von Stern zu Stern eilen sah. Er spürte die Anwesenheit vieler Wesen. Sie drängten sich schattenhaft am Fuß des Gebäudes, eine erwartungsvolle Menge, deren starre Schlangenaugen allesamt an der obersten Plattform hingen.

Hier standen unter den fremden Sternen Echsenpriester in steifen, kegelförmigen Mänteln, von Edelsteinen starrende Tiaren auf dem Kopf ... standen um ein Opfer herum, das mit Sumpflilien bekränzt auf dem Altar lag. Eine unbeschreibliche Musik – am ehesten einem abgestuften Quietschen oder Pfeifen vergleichbar – erfüllte die Luft. Einer der Priester beugte sich vor, hob ein mächtiges krummes Messer und dann schlitzte er mit einem einzigen Schnitt der

geschmückten Echse den Bauch auf. Bleiches Gekröse quoll übelriechend heraus. Diener sprangen herbei, schleppten das sterbende Opfer beiseite und führten gleich darauf ein anderes heran, das ebenfalls auf den Altar gelegt wurde ...

Bald sah Ofrim ein Dutzend verendender Echsenwesen mit aufgeschlitzten Bäuchen da liegen, während die Priester mit hoch erhobenen Schuppenarmen Anrufungen sangen. Ein fernes Donnern erfüllte die Luft, als stürzten Felsen in die Schluchten des Yalaiad. Es kam näher, und schon bald unterschied Ofrim in dem ohrenbetäubenden Lärm den Klang titanischer Schritte. Etwas näherte sich ...

Nun war es ihm, als sei er selbst eines der Opfer, die auf dem Altar den Tod erwarteten. Die schattenhafte Gestalt eines Priesters beugte sich über ihn, das krumme Messer erhoben, um ihm den Bauch aufzuschlitzen – und sein Fleisch dem unbeschreiblichen Wesen zu opfern, das in diesem Augenblick neben dem Turm erschien ... das die Sterbenden mit seinen gestaltlosen Vordertatzen packte und ihnen die Köpfe abnagte wie ein Kind, das an einem Stück Zuckerwerk knabbert ...

Ofrim stieß einen kreischenden Entsetzensschrei aus und verlor das Bewußtsein.

Er meinte in die Ohnmacht hineinzustürzen wie in einen Abgrund, auf dessen Boden er wieder zu sich

kam. Als er die Augen aufschlug, hatte die Welt sich völlig verändert. Er fand sich draußen auf dem Paß, an einer Gabelung von zwei Wegen, von denen der eine geradeaus weiterführte, während der andere allmählich in eine tiefe Schlucht hinabsank.

Von einem fremden Willen getrieben, folgte Ofrim Seidenhaar dem Pfad linker Hand, der erst sanft, dann in raschen, steilen Windungen in die Tiefe führte. Es dauerte nicht lange, bis er in einem bleichen, unbehaglichen grünen Zwielight in einer Schlucht aus schwarzem Gestein stand. Es war einst eine natürliche Schlucht gewesen, aber die Wände waren in einer höchst kunstvollen Weise behauen worden. Die Fassaden gewaltiger Tempel ragten rund um ihn auf, die Tor- und Fensterhöhlen zyklischer Paläste, aber diese alptraumhafte Architektur war vollkommen tot und offenkundig seit Jahrtausenden verlassen.

Dann schien es ihm, daß er sich im Inneren eines solchen Tempels befand, denn was vordem die Felswände der Schlucht gewesen waren, waren nun mit endlos mäandernden Reliefs behauene Mauern, und das Zwielight hatte sich in den magischen Glanz vieler Gwen-Petryl-Steine verwandelt. Aus dem Winseln und Jammern des Windes zwischen den Felsen war ein melodisches, aber seltsam böses Pfeifen mit einem hohen Tonumfang geworden, das halb wie die Musik eines vormenschlichen Instruments, halb wie

der Sprechgesang ebenso vormenschlicher Stimmen klang. Dennoch war nirgends ein lebendes Wesen zu sehen.

Ofrim blickte an den Mauern hoch. Ein Schock durchfuhr ihn, als er begriff, daß es keine Mauern waren, sondern die Sockel gewaltiger Säulen – Säulen, die um ihn herum bis zu einem tief im Dunkel versunkenen Dach reichten! Winzig und zerbrechlich stand er inmitten der gigantischen Halle. Da und dort öffneten sich Tunnel, die sich steil abfallend ins Bodenlose verloren. In die Pfosten und den Sturz, die die Türöffnung zierten, waren groteske Leviatanim eingemeißelt, die gleichsam Wache hielten über dem Eingang.

Ofrims Geist irrte in lichtlosen Labyrinthen herum, in Krypten, deren Bogengänge sich in sinnverwirrender Folge einer in den anderen öffneten. Die Gerüche von Weihrauch und Fäulnis mischten sich ineinander. Mißfarbenes, brackiges Wasser schlug gegen Simse aus schwarzem Obsidian.

Die Bilder, die auf sein zerquältes Hirn einstürmten, waren Visionen von Architektur: von Domen und Hallen und Brücken und Bastionen, die sich über gelben Wassern erhoben. Die Gebäude erschienen ihm altvertraut, und doch hatten sie ein unbestimmbares Etwas an sich, das sie als Spottgeburten eines

wüsten Traumes auswies – Fehler in den Maßen und Proportionen, in der Gestaltung, im Sinn der Konstruktion, wie Türen, die nur ein fliegendes Lebewesen erreichen konnte, oder in der Mauer verschwindende Treppen. Der Baron sah wie im Traum das Innere und das Äußere dieser gewaltigen Nekropole zur selben Zeit und mit demselben Blick und fand, daß die Hallen und Wandelgänge einmal über alles menschliche Maß hinaus hoch und weit konstruiert waren, dann wieder so niedrig und schmal, daß nur Kinder und Zwerge darin hätten leben können. Es war, als hätte der Architekt in einem Zustand fortschreitendem Wahnsinns geplant, aus Erinnerungen heraus, die immer trüber und undeutlicher wurden. Und war das nicht das Wesen des Todes – der Zerfall des Geistes, das Losreißen von allen Erinnerungen, allem Sinn, aller Weisheit und Vernunft – das Hinuntersinken in wüste Umnachtung?

Irgendwann auf seiner ziellosen Wanderung durch das Labyrinth fand Ofrim sich vor einem weit ausgedehnten See, dessen unsichtbare Zu- und Abflüsse im Zwielficht rieselten und plätscherten und tropften. An seinem fernen jenseitigen Ufer erhoben sich Gebäude, zu einer Höhe ansteigend, die kein Dach erkennen ließ. Mächtige, vielstöckige Häuser waren es, mit wunderlich verzierten glänzenden Kuppeln; hohe Türme; schimmernde Obeliskten; gewundene Säulen

und Piedestale, die die Abbilder finsterer Unwesen trugen – Krakenmolche, Sphingen, Harpyien und namenlose Nachtmahre, aber auch die starren Gestalten von Elfen, Zwergen und Menschen.

Die Stadt war beleuchtet: Alles atmete einen gespenstischen Schein aus, der keine Farbe hatte – ein blasses Spektrum unbeschreiblicher Zwischentöne, ein Regenbogen an der äußersten Grenze des Sichtbaren, als sei die Luft über dieser Gespensterstadt anders zusammengesetzt als die Luft unter der Sonne. Sie ähnelte der Fluoreszenz des Meeresleuchtens, der fahlen Intensität erstarrter Blitze. Denn dieses Licht brannte, brannte in einem bösen sengenden Glanz. Und es brannte nicht nur, es war in ununterbrochener, unruhiger und ständig wechselnder Bewegung. Auf den Knäufen und Kuppeln sprang es wie ein Irrwisch, durch die toten Häuser floß es wie Mondlicht, aus dem Wasser wehte es empor wie Nebelfahnen.

Ofrim staunte das gespenstische Bild an, hin und her gerissen zwischen tödlicher Furcht und einem krankhaften Entzücken. Die gelbgescheckte Wasserfläche, die bizarr verzierten Häusermauern, die monumentale Größe der Gebäude, die sich aus den Fundamenten erhoben wie durchbrochene, geschnitzte Juwelen aus einem breiten Ring – für das Auge war es eine vollkommene Freude, diese gespenstisch kalte

Pracht aus Stein und Wasser und dem Irrwischglimmer des Nebels zu sehen.

Eine Welle klatschte an das Sims aus Obsidian, und Ofrim wich angewidert zurück. Dieses fäulnisfleckige Wasser! Wie unnatürlich war der Geruch, gemischt aus Räucherwerk und Fäulnis, und wie unnatürlich das schwelende Leuchten, das daraus hervordampfte! Durchsichtig schillernde Blasen schwebten da, die sich bewegten wie Mengbillaer Feuer und von Zeit zu Zeit glitzernd zersprangen. Sie stiegen von großen, träge in kreisförmigen Bahnen treibenden Flecken und Lachen einer schwefelfarbenen Masse auf der Wasserfläche empor. Sie leuchteten in der schwarzen Suppe wie tausende übelwollende Augen, und wenn sie aufstiegen und verpufften, wurde ein scharfer Uringeruch wahrnehmbar.

»Nun, gefällt es dir, schöner Bruder?« sprach eine vertraute Stimme den Hexer an. Er fuhr herum, und ein neues wahnwitziges Bild sprang vor seinen Augen auf.

Zwischen den obsidianschwarzen Tempelpfeilern, deren Kapitelle sich weit, weit über seinem Kopf in der Finsternis verbargen, standen Diwans und Sofas, zerlumpt und zerschlissen, standen Stühle und Tische, standen zerbrochene Spiegel und – wie ein grotesker Thronessel – ein Lehnstuhl auf drei Beinen, von dem eine modrige grüne Fransendecke herab-

hing. Auf dem saß Meister Bunsegur und grinste mit glitzernden Zähnen.

Auf dem Tisch sah der Baron Teller und Becher, eine Suppenterrine, eine Unmenge Flaschen und eine mächtige Servierplatte aus Porzellan. Die Reste eines Schmauses lagen noch herum – Fischgräten, Kuchenbrösel, ein grau vertrocknetes Brot, ein Hühnergerippe zwischen Hummerschalen und leeren Muscheln. Aber das Tollste von allem, etwas, das er selbst in seinen wüstesten Rauschträumen nicht erlebt hatte, war das: Der Tisch war geschmückt – mit zwei Kerzenleuchtern und Schalen voll bleicher, süßlichen Pestgestank ausströmender Sumpflumen!

Und es waren Gäste zum Festmahl geladen!

Rudel von scheußlichen Kreaturen drängten sich in den unterirdischen Gängen, wo sie fraßen und schmatzten. Dinge umringten ihn, die seinen Geist überwältigten – Gezucht der Niederhöllen, das schweigsam vorbeikroch und dabei halb Verzehrtes in den Fangarmen hielt, dessen noch lebende Teile im Wahnsinn heulten. Manchmal schienen sie eine Gestalt zu haben, aber zumeist erfüllten sie die dunklen Räume als nebelhafte, nur halb sichtbare Massen, in denen schweflige Augen glänzten.

Schon war Bunsegur an seiner Seite, ergriff seine Hand, zog ihn weiter. »In die Tiefe hinunter – dort ist das Geheimnis begraben«, zischte er. Der Zauberer

und die Kröte, die auf seinem Kopf saß, schimmerten beide in fahlem Licht.

Dann tauchte eine zyklonische Gestalt vor ihnen auf – aus schwarzem Stein gehauen und glimmernd von Goldbeschlügen: Mächtige, schneckenförmig gedrehte Hörner ragten von seinem Haupt auf, lohgelbe Ziegenaugen mit längsgeschlitzten Pupillen funkelten wie zwei Schwefelflammen in seinem Gesicht, das halb tierisch, halb menschlich war. Levthan saß, die gespaltenen Hufe fest auf den Boden gestützt, breitbeinig auf einem schattenhaft erkennbaren Thron aus getriebenem Gold. Flammen umzuckten ihn, einmal leuchtend rot und süßen Rauch verströmend, dann wieder in einem kalten schillernden Glanz, aus dem üble Dünste aufstiegen. In der Klaue hielt er eine vielschwänzige Peitsche.

Ofrim fürchtete schon, erneut in Ohnmacht zu sinken, als das ungeheuerliche Standbild so unvermittelt vor ihm auftauchte, aber er bezwang sich. Die Augen weit aufgerissen, staunte er das Wesen an, das vier Schritt hoch vor ihm auftrug. Der riesenhafte Körper glomm, als huschten Leuchtkäferchen darüber hinweg.

»Hier ist er, den du zu sehen verlangst«, sprach Bunsegur. Seine Stimme klang wie der Lärm großer Kesselpauken. Sie dröhnte dem Hexer in den Ohren, als würde neben seinem Kopf ein Gong geschlagen. »Was ist dein Begehrt?«

Ofrim meinte zu ersticken. Nur die Angst vor dem Inquisitor befähigte ihn, die Worte über die Lippen zu pressen: »Sprich zu Levthan: Die Inquisition verfolgt uns. Beschütze uns, deine Dienerinnen und Diener.«

Die mit Gold und Edelstein eingelegten Augen der Statue drohten in sein Innerstes zu dringen. »Was gibst du dem Hohen Herrn dafür?«

Der Schwarze Baron hatte mit dieser Frage gerechnet, und er antwortete, was Morla ihm geraten hatte: »Alles, was ich habe, nur mein Herz und das meiner Schwester nicht.«

»Levthan wird seinen Lohn von dir fordern. Nun höre, was er dir sagen läßt.« Die unheimliche Gestalt des Zauberers richtete sich hoch auf, warf im Flammenlicht einen Schatten, der kaum weniger ungeheuerlich aussah als die Statue. Levthans goldene Ziegenaugen flammten. Sein Körper schien nun auf eine merkwürdige Weise zweigeteilt zu sein – die eine Hälfte leuchtete golden im Feuerschein, und das Auge auf dieser Seite war gelb wie Gold, die andere war pechschwarz und gloste in einem kranken, irrwisch-ähnlichen Licht, und das Auge war scharlachrot, von einem trüben, dumpfen Rot, als schwelte etwas in einem Keller.

Mit gewaltiger Stimme sprach Bunsegur: »Höre, was der Hohe Herr spricht: Ich verlange nicht viel

von dir. Wähle dir sieben Weiber aus deinen Dörfern, und deine Schwester soll sich sieben Männer aussuchen. Liebt sie und danach tötet sie und laßt ihr Blut in ein Becken fließen. Wenn ihr darin badet, wird kein Inquisitor euch mehr etwas anhaben können, so lange ihr lebt.« Seine Augen funkelten Ofrim an. »Sieh her!« rief er.

Als würde es vor seinen Augen enthüllt, erkannte Ofrim auf dem Fußboden des Tempels ein gewaltiges bronzenes Becken. Rand und Seiten waren verkrustet von Blut. Düsterrot flammte das Licht der Fackel auf dem dunklen Metall. »Wähle!« befahl Bunsegur. Und Ofrim sah, wie eine Reihe bleicher Traumgestalten an dem Blutbecken vorüberschritt – die Männer, Frauen und Kinder der Dörfer Roswylde, Llyndall und Olabith. Da war sein eigener Diener Ruban in seinem grauen Gewand, der tätowierte Schädel glänzend im Fackelschein. Da war Aisha, die Magd, die ihm den Kürbis gebracht hatte – er sah ihre prallen Brüste unter dem Kleid wippen, als sie mit geschlossenen Augen im roten Licht an ihm vorüberzog. Da war die Mutter mit dem zu früh geborenen Kind. Da war Zulhamin, die er als junge Frau geliebt hatte und die nun steinalt und verschrumpelt war wie eine Dörrpflaume.

»Wähle!« donnerte der Baß des Levthansgeweihten in seinen Ohren.

Ofrim spürte, wie ihm das Herz in der beengten

Brust hämmerte. Die Gesichter seiner Bauern flimmerten ihm vor Augen. Er wußte, daß er unbeschränkte Macht über sie hatte, daß er sie aufknüpfen oder köpfen lassen konnte, ohne daß ein weltliches Gericht ihn je zur Rechenschaft gezogen hätte. Nicht einmal die Inquisition hätte danach gefragt, wenn ein Herr seine Bauern töten ließ – war es nicht das preisgegebene Recht der Hohen, mit den Niedrigen zu tun, was ihnen beliebte? Und Ofrim hatte kein schlechtes Gewissen gehabt, als er die Bäckerin Burnsi schleifen und hängen ließ, weil sie mit den Raubweibern gemeinsame Sache gemacht hatte, auch nicht, als die greise Bäuerin Nurhan unter seinen Peitschenhieben der Schlagfluß traf, nachdem die Alte ihn beim Zehnten betrogen hatte. Das war sein Recht, daran rüttelte niemand.

Aber wenn er seine Bauern aus Willkür tötete, um sein eigenes Leben zu verlängern, würde der Fluch der Großen Mutter über ihn kommen – wie er über die kam, die das Wasser der Quellen vergifteten oder blühende Fluren verbrannten.

Mit brüchiger Stimme stammelte er: »Das ist gegen das Gesetz der Mutter, Hoher Herr.«

»Gesetz, pah!« lachte Bunsegur, und in seinen Augen glühte es auf, daß Ofrim zitternd zurückwich. »Willst du nun leben oder nicht?«

Und ebenfalls wie bleiche Träume erschien dem

Hexer der Zug der Inquisitoren und das blutige Gerät, das sie mit sich führten – die Hexenstühle mit ihren Dornen, die sich in zuckendes Fleisch bohrten, die knochenzerquetschenden Beilunker Stiefel, die Würgeeisen und glühenden Zangen. Jeder Nerv und Muskel in seinem Körper bebte bei dem Anblick vor Furcht. Er war schon als Knabe nicht sonderlich mutig gewesen – wenn die Mädchen ihn bei ihren rauen Spielen verletzten, hatte er sich weinend in Morlas Arme geschmiegt und sich von ihr trösten lassen. Und nun überfiel ihn der schlimmste Schrecken, der je seine Träume heimgesucht hatte.

Er sah sich auf immer von Morla getrennt.

Wie in seinen Alpträumen überkam es ihn, daß er sich selbst lebendig eingemauert in einem engen Kerkerloch liegen sah, seiner Männlichkeit grausam beraubt, den verstümmelten Leib mit stinkenden Lumpen bedeckt. Nur eine Luke in der Wand verband ihn mit der Außenwelt, eine Luke, durch die man ihm zuweilen schimmeliges Essen oder einen Schlauch voll brackigen Wassers hineinwarf. Das Schlimmste aber war, daß er wußte: Es ging Morla genauso. Sie war nicht weit von ihm, aber auch ihren Schoß hatten die glühenden Zangen des Henkers verstümmelt, auch sie litt lebendig begraben in einem steinernen Sarg, in dem es im Winter eisig kalt und im Sommer erstickend heiß war.

Sie würden beide noch sehr lange so leben, verkrüppelt, gefangen, dem grausamen Spott ihrer Wärter ausgesetzt ... und sie würden einander nie wieder von Angesicht zu Angesicht sehen.

Tränen der Verzweiflung perlten ihm über die Wangen.

Da meinte er Bunsegurs brummende Stimme im Ohr zu haben: »Niemand verlangt von dir, junge und kräftige Weiber zu opfern. Sagte der Widder denn etwas davon, welche sieben? Nimm Zulhamin, die alt und gebrechlich ist, oder Nurhabad, die schielend und schwachsinnig auf die Welt kam! Die Große Mutter wird dich nicht verfluchen, wenn du nur krankes und krüppeliges Leben nimmst.«

Augenblicklich sah Ofrim sie vor sich durch den obsidianschwarzen Saal schweben: Die arme Nurhabad, die von der Milde der Dorfbewohner lebte, die altersschwache Zulhamin, die einbeinige Bäuerin Birshen, ein dummes und geschwätziges Weib, gegen das Ofrim eine heftige Abneigung empfand ... Warum nicht sie? Wer würde ihren Tod beklagen? Niemand brauchte sie, niemandem waren sie nütze. War sein eigenes – und Morlas – Leben nicht um vieles kostbarer als das unedle Blut?

Die Furcht vor Schmerz und Schande stieg ihm zu Kopf wie vergifteter Wein. Schon wollte er die krampfhaft zitternde Hand heben, um auf Nurhabad

zu weisen, da durchzuckte ihn ein seltsamer Schauer. Ein glühender Strom schien vom Boden aufwärts durch seine Glieder zu fließen, bis er in seinen Kopf drang und seine Gedanken gefangennahm.

Ofrim Seidenhaar war ein Halbelf, und das bedeutete mehr als nur eine lange Jugend.

»Nimmermehr!« rief er laut.

»Nimmermehr!« widerhallte es von den Zyklopenmauern.

Ofrim stand in der niederhöllischen Krypta, umringt von Dämonengeschmeiß, halb erstickt von den ekelerregenden Dämpfen – aber in ihm war mit einem Schlag alles anders geworden. Ein Teil seines Wesens, von dem er selbst kaum noch gewußt hatte, tauchte auf wie das Madamal aus einem nächtlichen Sumpf. Ahnungen und Erinnerungen, die nicht die seinen waren, durchschauerten ihn. Seine Gedanken erschienen ihm plötzlich klar und still, die angstvolle Verwirrung verließ ihn, jeder Gedanke floß ruhig dahin wie ein frischer Bach in seinem natürlichen Bett.

Er sah Bunsegur in der Gestalt einer mächtigen Kröte in einem Winkel kauern, gelb und giftig, von scharlachfarbenen Warzen bedeckt. Er sah Levthans Standbild vor sich wie einen klobigen, formlosen Felsen, vom Gestank brennenden Schwefels umgeben. Um ihn herum murmelten Stimmen, die wie der Ton

dünnere Flöten oder das Heulen des Windes auf einsamen Bergspitzen klangen – sie murmelten eine düstere Litanei: »O Freund und Gefährte der Nacht, du, den das Bellen des Hundes und das vergossene Blut erfreut, der inmitten des Schattens zwischen den Gräbern wandelt, der nach Blut lechzt und den Sterblichen Schrecken bringt, Uob, Erhabener mit den tausend Augen, schaue gnädig auf unser Opfer!«

Aber in seiner Seele herrschte die klare Stille eines Frühsommerabends. Er meinte durch einen Wald grausilberner Stämme zu schweifen, unter lispelnden Baumkronen, in denen die Sterne glitzerten, hörte er fernen süßen Gesang, und sein Herz erbebte. Er war nie im Leben in einem solchen Wald gewesen, hatte nie einen solchen Gesang gehört, aber der Elf in ihm erinnerte sich an Dinge, die lange zurücklagen. Sein Herz klang wie eine Harfe, und ein gewaltiger Schauer des Abscheus ergriff ihn, als er Levthans Forderung bedachte.

Plötzlich spürte er das, was er selbst war. Er hatte immer gedacht –, soweit er über solche Dinge überhaupt nachdachte – sein Wesen sei pures *sikaryan*, Lebenskraft, wie sie auch Tiere und Pflanzen, ja selbst die Sterne und Steine durchströmte. Aber inmitten dieser todesschwangeren Finsternis begriff er, daß er auch Ofrim Roswylde war, daß ein Teil von ihm beständig war und etwas Komplizierteres als die bloße

Kraft der Natur. Die Zwölfgöttergläubigen nannten es die Seele und glaubten, es sei nicht nur beständiger als der Körper, sondern sogar unsterblich. Das erschien ihm zuviel – er konnte keine Ewigkeit auf seinen Schultern tragen. Aber er war so sehr Ofrim Roswylde wie nie zuvor. Alle seine Erinnerungen, seine Gefühle, seine Gedanken ballten sich zu einer Kugel von brennender Energie zusammen.

»Nein!« rief er aus und streckte abwehrend beide Arme von sich. »Beim Atem der Großen Mutter, nein, niemals! Das sei ferne von mir, daß ich andere für mich sterben lasse!«

Da erhob der Zauberer Bunsegur sich brüllend zu so titanischer Größe, daß der Hexer sein Haupt kaum noch sehen konnte. »Dann verdirb, elender Wurm!« donnerte er, und ein Windstoß fegte Ofrim in undurchdringliche Schwärze.





8. Kapitel

In der Badekammer von Roswylde brannte ein duftendes Holzfeuer. Der Holzzuber in der Mitte des Raumes war mit heißem Wasser gefüllt. Ruban war eifrig damit beschäftigt, seinem Herrn das geronnene Blut aus dem Haar und die eklige Schmiere, die ihn bedeckte, vom Körper zu waschen. Morla saß auf einem Sims und betrachtete ihren Bruder, der schlaff in dem Zuber lag und wie ein Fiebernder vor sich hinmurmelte.

Seit sie ihn mit Bunsegurs widerwilliger Hilfe aus den Bergen zurückgebracht hatte, hatte er kein vernünftiges Wort mehr gesprochen, sondern fuhr sich ständig mit den Händen im Haar herum, als plagte ihn Ungeziefer, und schwatzte unsinniges Zeug – zuweilen in einer zischenden und lispelnden Sprache, die sie nicht verstand. Er wehrte sich nicht, als sie ihn auskleideten und in den Zuber hoben, aber er wußte auch nicht, wo er war – ja nicht einmal, wer er war, denn als Morla ihn mit seinem Namen ansprach, reagierte er nicht.

»Verfluchter Bunsegur!« murmelte sie vor sich hin.
»Die Schrecken, in die du ihn gestürzt hast, haben seinen Verstand verfinstert ... wer konnte auch ahnen,

welches Gezücht der Niederhöllen du über uns lassen würdest!«

Sie war stärker als Ofrim, aber auch auf ihrer Seele lag es wie ein stinkender Schatten, auch ihre Sinne hatte eine Ohnmacht umfassen, als die Kreatur auftauchte – mit einem einzigen dunklen Flügelschlag aus den Dimensionen hervorfuhr, in die der Götter Fluch sie verbannt hatte. Morla war darauf gefaßt gewesen – wenn auch mit bebendem Herzen –, daß Bunsegurs Beschwörung ihr die alten Götter der Echten vor Augen führen würde, Krr'Thon'Chh, den bluttriefenden Schlinger, Charyb'Yzz, die Seeschlange, Chr'Ssir'Ssr, die Flugechse ... und so war es geschehen, und sie hatte den Anblick der H'Rangarim ertragen. Dann jedoch war etwas aus dem dunklen Himmel gekommen, das noch älter sein mußte, das vielleicht eines der Uralten Wesen war, ein Kind der Großen Vielleibigen Bestie.

Die anderen hatten alle eine Gestalt gehabt, wenn auch eine, die das Blut aus den Wangen trieb und die Zähne wie im Frost zusammenschlagen ließ. Dieses Geschöpf hatte keine.

Ofrim riß sie mit einem Aufschrei aus ihren Erinnerungen. »Die niederhöllische Grube!« rief er und fuhr sich gleich darauf mit den Händen an den Mund, als hätte das ausgesprochene Wort ihn zu Tode erschreckt. Hinter der vorgehaltenen Hand stammelte

er weiter. »Die Schwingen ... die Augen im Dunkeln ... Uob, der Gewaltige ... im Zentrum des Chaos ... Oh! Ach! Yä! Ein Ding, das in der Mitte endet ... laßt mich los, helft mir, laßt mich los!«

Dabei fuhr er auf, daß das Badewasser bis an die Ecken der Kammer spritzte, sank aber gleich wieder zurück und preßte beide Handflächen auf die Ohren. »Ssad'Huarr, Erbarmen!« schrie er dann wieder auf, panisches Entsetzen in den weit aufgerissenen Augen. Schon im nächsten Augenblick lachte er, ein irres, kindisches Lachen. »Seht es an!« rief er. »Ein halbes Ding! Wo ist seine andere Hälfte?«

Ruban blickte seine Herrin mit besorgtem Blick an, wagte aber nicht, sie anzureden.

Der Schloßherr stöhnte schwer. »Wo wollen sie alle hin?« stammelte er verwirrt. »Laß mich, Bunsegur, laß mich los! Ich will dich nicht ... aus deinem Rachen stinkt es wie ein offenes Grab! Hör auf, mich anzuglotzen! Verfluchter Bunsegur, ich werde dir deine Kröte ins Maul stopfen ... der dunkle Schacht der Ewigkeit ... das Grauen aus der Tiefe ...«

Mit vereinten Kräften gelang es Ruban und Morla schließlich, ihn aus dem Zuber zu hieven, abzutrocknen und in ein Laken gewickelt in sein Schlafgemach zu bringen. Er war sichtlich erschöpft. Wie ein Betrunkener vor sich hinnickend, kauerte er im Bett, wickelte sich nasse Haarsträhnen um den Finger,

zerrte daran, bis ihm vor Schmerz das Wasser in die Augen stieg, und nagte knirschend an seinen Nägeln.

Morla reichte ihm einen Silberkelch, in dem eine goldbraune Flüssigkeit glänzte. »Du bist durstig, Liebster. Trink!« befahl sie.

Er trank gehorsam. Wenige Minuten später lag er tief schlafend im Bett hingestreckt. Morla setzte sich an seine Seite, legte die Hand auf seine Stirn und dachte nach.

Unglücklicher, der das Ding an der kalten Grenze gesehen hatte! Jetzt wünschte sie, sie wäre an seiner Stelle gegangen. Und dennoch war sie, wie von Anfang an, auch jetzt überzeugt, daß Ofrim dazu auserwählt gewesen war, diese Reise in den Abgrund zu machen, daß sie nicht an seine Stelle hätte treten können, auch wenn sie darauf gedrängt hätte.

Ihre Finger spielten zärtlich um seinen Bart, seine Lippen. War er im Geiste dort unten geblieben? Würde er jemals ans Licht des Tages zurückkehren, oder würde sein Verstand von den Schrecken des Abgrunds umnachtet bleiben wie von dem bleichen, brodelnden Dampf, den sie um das Ding an der kalten Grenze hatte hervorquellen sehen?

Sie kannte das Übel, das ihn ergriffen hatte. Ein Dämon der Furcht war in seine Seele gefahren und hatte ihn in Umnachtung gestürzt. Die davon befallen waren, versanken in Schwermut, gaben sich abseitigen

Gelüsten und jäh aufflammendem Zorn hin. Sie irrten wie von Sinnen herum, solange man sie frei laufen ließ, achteten nicht auf die Bedürfnisse ihres Leibes, sondern tranken schmutziges Wasser, aßen Kot und besudelten sich selbst. Man mußte sie in Ketten legen, um sie selbst und andere vor ihnen zu schützen, denn unbewacht endeten sie oft auf blutige Weise durch eigene Hand.

Morlas Finger glitten zärtlich über die Brauen, die Wangen, den selbst im Schlaf qualverkniffenen Mund. Was sollte sie tun, um ihm zu helfen? Sie allein, das wußte sie jetzt schon, würde es niemals schaffen. Sie brauchte die Hilfe der Schwestern dazu.

Ihr Blick schweifte zum offenen Fenster. Die Zedern hoben sich starr und schwarz vom kobaltblauen Nachthimmel ab. Das Madamal schimmerte wie ein zierliches Hufeisen am Firmament. Da kam ihr ein Lied in den Sinn, das ihre Mutter sie als kleines Mädchen gelehrt hatte:

*Al themla alaya, bun sirge baya
nesachya, thilma, an feörn salaya ...*

Es war kein Hexenlied, sondern ein Lied der Elfen, die es in den Wäldern gesungen hatten, als Dere jung war. Morlas Mutter hatte es von ihrer eigenen elfischen Urgroßmutter gelernt, als sie selbst noch ein Kind gewesen war.

Die Hexe sang es leise vor sich hin, nach den Worten suchend.

»Nimm die Glieder der Alten, schneide grünende Zweige, schlage, umarme, gieß *feörn* zur Neige ...«

Feörn – so nannte sie das Elixier aus Wasser, Wein und Spezereien, das sie braute, um die alten Bäume zu erfreuen. Jeden Frühling und Herbst gingen sie und Ofrim mit einer Amphore voll in den Wald und opfer-ten den Alten, um ihres Wohlwollens sicher zu sein. Sie umarmten und küßten sie und tränkten ihre Wurzeln mit duftendem Wasser. Die Bäume waren die Schutz-geister von Roswylde. Solange sie standen, besagte die Familienlegende, würde auch das Schloß bestehen.

Jetzt wußte Morla, wie sie Ofrim helfen konnte, und sie schellte ungeduldig nach Ruban.

Einen Tag darauf dunkelte es kaum über Roswylde, da eilten die Schwestern aus der nächsten Umgebung herbei, die Morla zu Hilfe gerufen hatte. Besen und Zaunstecken, Weidenkörbe und Fensterläden lagen in der Halle zuhauf, während zwei Dutzend Hexen, alte und junge, im Schlafgemach oben den wahnsin-nigen Ofrim betrachteten. Er kauerte in dem zerwühl-ten Bett, schwatzte und stotterte vor sich hin, zauste sich das verfilzte Haar und klapperte wie im Fieber-frost mit den Zähnen.

»Er hat *taubra* gesehen«, murmelte Morla.

Eine alte Hexe – dieselbe, die in einem kupferroten Satinkleid auf dem Hexenfest gewesen war – faßte Ofrims Kopf unterm Kinn, hob sein Gesicht an und blickte in die wild lodernden dunklen Augen. »Ein Dämon des Schreckens ist in ihn gefahren«, befand sie. »Es steht schlecht um ihn ... was willst du für ihn tun, Schwester?«

»Ich werde ihn zu den gütigen Bäumen bringen«, erwiderte Morla. »Und ihr müßt mir helfen, den Dämon aus ihm zu vertreiben. Wenn die Kraft der Bäume in ihn eindringt, wird der Böse weichen, aber wir müssen alle zusammensein.«

Die anderen nickten, und ohne Zögern machten sie sich an das Ritual. Vier der Schwestern packten Ofrim an Armen und Beinen und schleppten ihn in die laue Nacht hinaus, in der ein helles Madamal über dem Zedernwald stand. Die anderen folgten ihnen. Sie trugen die Gefäße mit den Elixieren, die Morla zubereitet hatte. Sie nahmen kein Licht mit, denn die Bäume liebten das Feuer nicht. Wie Schatten huschten sie unter den dunklen Säulen der Zedern dahin, hasteten durch Thymian und Wacholder dem Ort zu, wo die großen Bäume wuchsen. Dort ließen sie Ofrim zu Boden sinken. Zwei setzten sich kurzerhand auf ihn, als er wild um sich schlagend zu entkommen versuchte, während Morla neben seinem Kopf kauerte und ihm beruhigend zuredete.

Die Schwestern wußten, was sie zu tun hatten. In aller Eile kleideten sie den Kranken aus, dann schnitten sie Gestrüpp und Unterholz und stopften es in Ofirms Kleider, bis sie eine lebensgroße Puppe geschaffen hatten. Die legten sie neben ihn hin. Dann kleideten sie selbst sich aus, um die Kraft des Heilungsrituals nicht durch Leder und Tuch zu behindern. Zwei kräftige junge Hexen zogen den Schwarzen Baron, der sich heftig sträubte und sinnlos vor sich hinschnatterte, auf die Füße und hielten ihn fest.

Morla trat in die Mitte des Kreises und verneigte sich tief vor den alten Bäumen. Dann redete sie sie an: »Ältere Brüder, wir kommen in bitterer Not zu euch. Einer aus unserer Mitte ist krank; ein Dämon der Furcht hat sein Herz ergriffen, und eure Kraft ist not, ihn zu heilen. Verzeiht uns, wenn wir euch Verletzungen zufügen, es geschieht um des Kranken willen, und wir haben euch das Elixier gebracht, das euch wohlgefällig ist, um euch zu trösten.« Mit einer weiteren Verneigung ergriff sie ein reichverziertes metalenes Gefäß, ging damit von Baum zu Baum und begoß mit dem duftenden Trank die Wurzeln.

Durch die hölzernen Leiber der Riesen ging ein wohliges Ächzen und Seufzen, als sie den Trank in sich aufsogen.

»Nun vergebt uns«, bat Morla, »und straft uns nicht, daß wir euch Schaden zufügen.« Damit zog sie

ein schweres Hiebmesser aus dem Gürtel und schlug von jedem Baum ein paar frische Zweige ab. Jede der Schwestern erhielt eine kräftige, grüne Rute.

»Laßt uns einander an den Händen fassen«, wies Morla sie an. »Und laßt uns das Lied der Heilung singen.«

Die hellen Stimmen der jungen Mädchen und das heisere Summen der Alten mischten sich zu einem schwermütig flehenden Chor. Morla sang vor, und die anderen fielen in den Refrain ein.

Ofrim stieß einen kreischenden Schrei aus, als er den Gesang hörte, und schlug und trat um sich, aber die beiden Frauen hielten ihn mit unerbittlichen Griffen fest. Eine nach der anderen lösten die Hexen sich aus dem Reigen. Sie traten auf Ofrim zu und schlugen ihn am ganzen Leib mit den grünen Ruten, bis seine Haut heiß und rot war. Dabei riefen sie immer wieder: »Fahr aus, Nachtgezücht, weiche aus unserem Bruder ... laß ab von ihm, Geschöpf der Finsternis, weiche aus seinem Leib ...«

Der Wahnsinnige bäumte sich mit einer wilden, obszönen Bewegung auf und gellte: »Ezzz! Ya-ia! Der Uob!« Sein Körper wand sich wie eine Schlange, die Zunge fuhr aus den spaltbreit geöffneten Lippen. In seinen Augen glomm ein irrwischbleiches Feuer auf. »Der Erhabene!« zischte er. »Das Grauen an der Grenze ... es kommt aus den Sphären herab ...«

»Haltet ihn!« schrie Morla, denn seine Kräfte schienen verdoppelt. Er krümmte sich mit unnatürlicher Gelenkigkeit in der Umklammerung der beiden Frauen, drohte glitschig aus ihren Fingern zu schlüpfen. Stinkender Schweiß trat aus seinen Poren und bedeckte die Oberfläche seines Körpers mit einer ekelerregenden öligen Schicht. In irrer Wut stampfend und fauchend, verlor er die Beherrschung über seinen Körper und besudelte sich widerwärtig.

Unglücklicher Bruder! dachte Morla betrübt. Sie wußte, was ihm den Verstand geraubt hatte. Er mußte sie auch gesehen haben, diese ungeheure, aber völlig gestaltlose Masse, diese Anhäufung tausender vergänglicher Augen, die sich rot und schillernd im stinkenden Dampf öffneten. Flüchtig wie Nebel war ihr das Gebilde erschienen und zugleich von einer geballten Kraft, daß es den Echsenturm unter sich hätte zermalmen können.

Wie seine Augen war auch seine Gestalt völlig unbeständig. Brodelnd wie kochender Schlamm, war es ihr anfangs wie eine Säule erschienen, gleich darauf wie ein zerklüfteter Hügel. Einen Augenblick hatte seine bizarre Form sie an einen nachtdunklen Wald erinnert, dessen Blätter, riesenhaft und urtümlich wie die Gewächse des Regengebirges, sanft im Nachtwind fächelten, dann war es wieder zur schleimigen Pfütze zerflossen.

Das Abstoßendste daran war jedoch, daß das unablässig seine Gestalt wechselnde Monstrum in jeder seiner Formen etwas grotesk Sinnliches an sich hatte, seien es seine lüstern schwellenden, von einem öligen Saft triefenden Protuberanzen, seien es die glitschigen Höhlen, die sich zu alles verschlingenden Saugmäulern öffneten. Eine formlose Masse urstofflicher Blasen, öffte es nicht nur den Schoß menschlicher Wesen nach, sondern auch den von Tieren, wobei es sich unaufhörlich selbst begattete, neue Massen gebärte, die wiederum brodelnd zerschmolzen. *Uob* hatte *Ofrim* es in seinem Wahnsinn genannt, dieses Ding an der kalten Grenze – den augenlosen, hirnlosen Strudel chaotischer Lust.

»Fahr aus, Dämon des Entsetzens!« rief *Morla* und peitschte die Glieder ihres Bruders mit aller Kraft, während die beiden Hexen ihn an sich drückten und versuchten, so viel wie möglich von ihrem *sikaryan* in ihn übergehen zu lassen. Als die Blätter der Ruten in Fetzen hingen, umdrängten sie ihn im Chor und rieben ihm alle Glieder mit süßduftenden Kräutern ein, die eine heilende und bannende Kraft in sich hatten. Das Gefäß mit dem Elixier ging von Hand zu Hand, und jede tauchte die Finger ein und bestrich und besprengte den Rasenden mit dem zaubermächtigen Trank.

Unvermittelt krampfte er sich zusammen, als schüttelte ihn eine Riesenfaust, bäumte sich auf und spie mit weitgeöffnetem Mund einen scheußlichen

Schwall über die Lumpenpuppe zu seinen Füßen. Winziges rotes Gewürm krümmte sich in skorpionartigem Gewimmel in der Lache, aus der übelriechender Dampf aufstieg. Ofrim schrie kläglich auf und sackte mitten auf der Lichtung in sich zusammen. Im selben Augenblick fuhr die struppige Puppe, die auf der Erde gelegen hatte, mit einem Ruck hoch und stand aufrecht da.

Morla sprang wie alle anderen einen Schritt zurück, aber ihr Herz pochte freudig. Ihr Plan war gelungen – der Dämon war, von Schlägen und Kräuterduft vertrieben, ausgefahren und in die Puppe geschlüpft! Wäre diese Puppe nicht gewesen, so wäre er in eine der ihren gefahren. Nun stand das unheimliche Ding schwankend da, die knorrigen Hände ausgestreckt, den Kopf erhoben, und krächzte heiser vor sich hin, während es täppische Schritte in die eine oder andere Richtung versuchte.

Da begann es aber auch schon zu schmoren. Brandige Flecken glost auf seinen Kleidern. Flämmchen züngelten aus dem Wirrwarr des Kopfes. Es war, als flammten grüne Augen darin auf, unmenschlich langgeschnittene, schräge Augen mit längsgeschlitzten Pupillen – Rauch stieg auf, der Brandgeruch wurde stärker und stärker, und der Popanz loderte von innen heraus auf.

Feuerschein leckte an den Bäumen empor, als die

armlangen Flammen nach allen Richtungen schlugen. Das dürre Gestrüpp knisterte und prasselte. Die Kleider zerfielen zu Asche.

In kürzester Zeit hatte das Feuer des Dämons die Puppe verzehrt und einen kreisrunden, verbrannten Fleck zurückgelassen. Das sanfte Halbdunkel einer Mondnacht senkte sich von neuem über den Wald von Roswylde.

Der Schloßherr lag ausgestreckt auf dem Waldboden und gaffte verwirrt die Frauen an, die ihn umstanden. Dann bemerkte er, wie beschmutzt er war, und senkte beschämt den Blick. »Was habe ich getan?« fragte er schuldbewußt.

»Erst komm an den Bach und laß dich waschen«, befahl die Alte in dem kupferroten Kleid. »Dann wollen wir dir ein Kleid aus Blättern machen, damit du nicht nackt heimkehren mußt. Du warst krank, aber du bist wieder gesund geworden.«

Ruban schlug in stummer Freude die Hände zusammen, als sein Herr in der Morgendämmerung wach und vernünftig ins Schloß zurückkehrte. Er wagte nicht, viel zu sagen, aber er sank vor ihm auf die Knie und küßte seine Hand. Dann hastete er in die Küche, um die Mägde aufzuscheuchen und ein Mahl zu bereiten – wenn die Herrschaften zusammenkamen, hatten sie immer gewaltigen Appetit.

Bald darauf brannten Fackeln in der Halle von Roswylde, und die Gäste saßen laut durcheinanderschwatzend um den Tisch, der sich unter der Last von Kräutersuppe, frischem Brot, Kuchen, gedörrten und eingemachten Früchten und Raschtulswaller Wein bog.

Morla beobachtete ihren Bruder von der Seite. Er saß still da, den Kopf gesenkt, so daß das Haar wie ein Schleier um seine Wangen hing. Im Schoß hielt er Merewin, die er mit inniger Zärtlichkeit streichelte. Die Frauen machten ein großes Getue um ihn, hätschelten ihn wie ein eben genesenes Kind, schenkten ihm Wein nach und steckten ihm süße Leckerbissen in den Mund.

Natürlich barsten alle vor Neugier, was es denn eigentlich gewesen war, das ihn in die Arme des Dämons getrieben hatte, aber er gab keine Antwort auf ihre Fragen. Er stammelte nur leise, inmitten eines Rituals habe sich »eine unerwartete Tür geöffnet«. »Ich bin sehr müde«, fügte er hinzu. »Und ich muß über die Dinge nachdenken, die ich erlebt habe. Sobald ich wieder bei Kräften bin, werde ich alles meiner Schwester erzählen, und von ihr werdet ihr es erfahren.«

Das befriedigte das neugierige Nachtvolk nun nicht im Geringsten, aber sie sahen selbst, daß er erschöpft und verstört war, also ließen sie ihn schließlich in

Ruhe. Das reichliche Essen bot ihnen Ablenkung genug.

Als es draußen allmählich hell wurde, dankte Morla den Schwestern mit bewegten Worten und verabschiedete sie alle. Dann führte sie Ofrim hinauf in ihr gemeinsames Schlafgemach.

Der eifrige Ruban hatte das Bett frisch bezogen und saubere Decken bereitgelegt. Ofrim entkleidete sich träge, wusch sich mit dem warmen Wasser, das der Diener ihm brachte, und stieg dann mit schweren Gliedern ins Bett. Die Arme über der Brust verschränkt, sah er Morla an. »Setz dich zu mir, Schwester, und leg deine Hand auf meine Brust. Ich habe Schreckliches durchgemacht.«

»Du hast das Ding an der kalten Grenze gesehen, nicht wahr?«

Er nickte stumm.

Es war ein langes und tieferntes Gespräch, das die Geschwister bei Kerzenschein in ihrem Schlafzimmer führten. Der Sichelmond war bereits hinter den Bergen versunken, als sie endlich einschliefen, in zärtlicher Umarmung Brust an Brust aneinander geklammert.

Und Ofrim hatte den seltsamsten Traum seit langem.

Er träumte, daß er – wie so oft in seinen Nachtgesichten – in einem tiefen unterirdischen Kerker saß, in

ein schmutziges rauhes Hemd gekleidet, Handgelenke und Fußknöchel in Eisen geschmiedet. Er hockte auf einem steinernen Sims in einem von Salpeter glitzernden Loch, in dem nicht einmal ein Bund Stroh auf dem Boden lag. Nur – diesmal übermannte ihn nicht die Verzweiflung. Er fühlte sich unglaublich leicht und froh, und doch war es keine Stunde her, seit ihm das Todesurteil verkündet worden war. Er begriff selbst nicht, wie er so beherzt sein konnte, nachdem man ihn eben vor seine Richter geführt und ihm das schreckliche Urteil vorgelesen hatte. Noch standen ihm die bleichen flimmernden Kerzen vor Augen, die grausamen Züge des Inquisitors, die Fratzen der Knechte, die ihn die Treppe hinabgestoßen hatten – und zugleich hätte er singen können vor Freude. Es war nicht die kranke Lust am Untergang, die ihn zuvor geplatzt hatte; es war eine gute, warme Freude, die sein Herz wärmte wie Herdfeuer.

Da blickte er auf und sah zu seinem Erstaunen, daß Josmabith zu ihm gekommen war. Sie trug ihr prächtiges Gewand und hatte ihr Haar in der kompliziertesten Frisur aus Zöpfchen und Schneckchen aufgesteckt, die er je gesehen hatte. Im Halbdunkel des Kerkers leuchtete sie, als ginge ein Licht von ihr aus.

»Josmabith!« flüsterte er und wollte aufstehen, um sich samt seiner Ketten zu ihr zu schleppen, aber sie schüttelte mit einem tadelnden Lächeln den Kopf.

»Ich bin nicht Josmabith«, erwiderte sie mit warmer, wohlklingender Stimme. »Ich bin nur in dieser Gestalt zu dir gekommen, um dich nicht zu erschrecken. Ich habe dir eine Botschaft zu überbringen.«

Er starrte die schöne Frau atemlos an. »Nicht Josmabith? Aber wer seid Ihr dann?«

»Fühlst du meine Gegenwart nicht?« fragte sie zurück.

»Ich weiß nicht ... mir ist zumute, als sei ich von Sinnen. Morgen wird man mich pfählen und noch lebend verbrennen, und im selben Atemzug fühle ich Freude.«

»Du fühlst mich«, lächelte sie. »Ich bin Sulvo, die Freude. Meine Herrin hat mich zu dir gesandt – Rahja, die Göttin der Liebe. Sie läßt dir sagen, daß deine Feinde nicht triumphieren werden.«

Der Baron kauerte starr vor Erstaunen auf seinem Sitz. »Ich bin kein Verehrer der Zwölfgötter«, stammelte er. »Warum tut die Herrin Rahja ein Wunder für mich? Denn nur ein Wunder kann mich noch retten.«

Die Botin blickte ihn vorwurfsvoll an. »Meinst du denn, Rahja handelt mit den Menschen wie eine Krämerin – soviel Verehrung von dir, soviel Wunder? Wo sie schenkt, schenkt sie mit vollen Händen und fragt nicht danach, ob du gläubig bist oder nicht.«

Er widersprach verwirrt. »Die einzige der Zwölf-

götter, der ich je die Ehre gegeben habe, ist Peraine; ihre Geweihten habe ich gastfreundlich aufgenommen, und alle fünf Jahre habe ich ein Geschenk an ihren Tempel in Zorgan geschickt.«

»So denke, es sei Peraine, die dich rettet, da du ihr geopfert hast, oder Satuaria, nach der du dich nennst. Was sind Namen? Im Gewebe der Ewigkeit sind sie alle nur güldene Fäden, und der Teppich als Ganzes ist das Werk der Kraft. Höre! Es hat der Herrin gefallen, wie du Levthan widerstanden hast, und sie verabscheut den Inquisitor, der Leben und Liebe gleichermaßen mit Füßen tritt. Deshalb hat sie mich zu dir gesandt.«

»Ihr könnt mir helfen?«

»Ja«, erwiderte Sulvo. »Laß dich morgen ruhig hinausführen und bange auch nicht um Morla. Noch ehe Praios vom Firmament sinkt, wirst du frei sein.«

Seine Hände begannen zu zittern. »Ich wage es kaum, Euch zu glauben.«

»Wage es ruhig. Ich werde unsichtbar an deiner Seite sein, was auch geschieht. Höre, was ich dir sage: Wenn der Inquisitor dich fragt, wer und was du bist, so antworte ihm, was er hören will. Versprichst du das?«

Er zögerte. »Sie werden mich bedrängen, zu verraten, wer die anderen sind.«

»Und du wirst es ihnen sagen. Es wird niemandem daraus ein Leid erwachsen, allein dem Inquisitor.«

»Dann verspreche ich es.«

Sie faßte seine Hand und war Josmabith, wie er sie kannte, aber aus ihren Augen strömte eine ungleich gewaltigere Kraft auf ihn ein. Die Augen der Tulamidin waren wie glühendes Metall gewesen, diese Augen waren Seen aus Feuer. Als sein Blick in ihre Tiefen sank, glaubte er Lidschläge lang in ungeheure Räume zu tauchen. Eine Ahnung unbeschreiblicher Sphären durchschauerte ihn. Er begriff, daß die Gestalt, die er vor sich sah, eine Marionette war, wie die Puppenspieler sie auf den Jahrmärkten zeigten. Die Hand, die die Fäden führte, überstieg sein Verständnis.

Sie war ihm gnädig gewesen, soviel verstand er, sie war in diese winzige Form geschlüpft, um seinen schwachen Geist nicht zu zerrütten, sein Herz nicht mitten im Schlag erstarren zu lassen. In Wirklichkeit war sie wie eine Feuersäule, die von der Erde bis zum Firmament reichte.

Dann verschwand sie, und Ofrim stellte fest, daß die Dunkelheit, in die er starrte, die Dunkelheit seines eigenen Schlafgemachs war. Ein Streifen Mondlicht fiel über den tulamidischen Teppich, der das Lager bedeckte, und neben ihm schlummerte Morla, wie ein Kätzchen zusammengerollt.

Er atmete tief durch und tastete nach seinen Hand- und Fußgelenken. Sie waren frei, und das Hemd, das

er trug, war sein eigenes seidenes Nachthemd. Mit einem schweren Seufzer der Erleichterung sank er in die Kissen zurück und überdachte den Traum.

Eine gute Stunde lang lag er so da und grübelte, dann weckte er Morla und fragte sie um Rat.

Sie dachte lange nach, ehe sie antwortete. Schließlich sagte sie: »Du hast sehr geheimnisvolle Träume, aber ich meine, dieser hier ist uns zu unserem Heil gesandt worden – denn die Dämonen können wohl unseren Verstand und selbst unsere Sinne betören, nur – sie können keine Freude schenken.«

»Ich versichere dir, mir war mitten in diesem entsetzlichen Kerker so wohl, als wäre ich ein Knabe, der zu seinem ersten Liebesabenteuer aufbricht. Der eiserne Pfahl und der Holzstoß hatten all ihren Schrecken verloren.«

»So wollen wir denken, daß es ein guter Traum war«, entschied Morla. »Die fremde Göttin mag den einen oder anderen Grund haben, warum sie uns hilft; mir ist ihre Hilfe willkommen. Vielleicht hat Khabla bei seiner göttlichen Geliebten Fürbitte für uns eingelegt?« Sie setzte sich auf und begann mit den Fingern ihr lockiges, nachtschwarzes Haar zu kämmen. »Höre, Bruder, wir müssen zusehen, daß wir sie ehren, wie es ihr gefällt. Laß einen Boten durch unsere Dörfer reiten und fragen, welche Frauen und Männer noch niemanden haben, der ihr Bett teilt, und dann wollen wir ein Fest

für sie geben. Das, denke ich, wird der Göttin gefallen. Wir wollen aber auch Peraine ehren, denn sie ist uns wohlgesonnen.«

»Du machst mich noch zu einem Verehrer der Zwölfgötter«, neckte Ofrim sie lächelnd. »Aber du hast recht.«

Der warme Südwind wehte von Mhanadistan herauf und überzog Aranien mit lichten, lieblichen Tagen. Ofrim war sehr beschäftigt. Er ritt durch alle drei Dörfer und rief die Ledigen zusammen, fragte sie nach ihren Wünschen und gab ihnen, wo es möglich war, die Männer und Weiber, nach denen sie Verlangen hatten. Zugleich gab er Befehl, alle Hütten zu reinigen, alles Unbrauchbare und Verdorbene auf dem Dorfanger zu verbrennen und die Häuser zum nächsten Vollmond mit frischen Zweigen und Blumen zu schmücken.

Die Dörfler stürzten sich in die Arbeit. Vom Morgenrauen bis zur Dämmerung wurden Häuser und Ställe geputzt, Wäsche gewaschen und Festtagskleider ausgebürstet. Als der Tag des Festes herankam, erstrahlten Roswylde, Llyndall und Olabith in all ihrem bescheidenen Glanz.

Die Männer, die an diesem Tag heirateten, trugen Blumengewinde um die Lenden, die sie Rahja – oder war es Peraine, oder Satuaría? – zu Ehren im Dorf-

weiher schwimmen ließen. Morla hatte aus ihrer Kräuterküche die Samen einiger seltener und ungewöhnlicher Pflanzen mitgebracht, die der Gütigen Göttin zum Opfer in den Gärten angepflanzt wurden. Dann wurde gegessen und getrunken und jeder, selbst die arme Nurhabad, bekam mehr als genug. Zuletzt dösten die Dorfköter faul und vollgefressen im Sonnenschein, während die frischgebackenen Paare sich in den kühlen Schatten ihrer Hütten zurückzogen. Jedes hatte von den beiden Hexen eine Amphore guten Weins erhalten, um den süßen Rausch der Liebe durch den süßen Rausch des alten Raschtulswallers zu beflügeln.

Allmählich wurde das Fest ausgelassen. Die Bauern – die sich an diesem Tag nach Herzenslust betrinken durften – drehten sich jauchzend und lachend im Tanz. Die Kinder stopften sich den Mund voll mit Süßigkeiten. Junge Leute trugen Kränze aus frischen Zweigen im Haar und sangen Lieder, manche fromm und heilig, manche ungezügelt und frech, bis alle durcheinander lachten und sangen und die Göttinnen priesen.

Erst in den frühen Morgenstunden wurde das Feuer gelöscht, und Ofrim und Morla kehrten in ihre Burg zurück, welkende Kränze im aufgelösten Haar und das feurige Glänzen des Rauschkrauts in den umschatteten Augen. Ruban mußte sie in ihr Schlaf-

gemach führen, so sinnlos berauscht waren sie beide. Sie fielen, noch voll angekleidet, wie Klötze ins Bett und waren sofort in tiefen Schlaf gesunken.

Am Morgen weckten sie die Knechte des Inquisitors.





9. Kapitel

In der Halle von Roswylde drängte sich das Gefolge des Ordentlichen Inquisitionsrates. Rüstungen und Roben glitzerten, das Greifenbanner hing schlaff von seiner vergoldeten Stange.

Kunrad von Marmelund überrann ein Schauer des Widerwillens, als er die beiden Gefangenen vor sich sah. Das Laster stand ihnen beiden, dem Mann wie dem Weib, auf die Stirne geschrieben, und als sein lodernder Blick sich in ihre Seelen senkte, erkannte er voll Abscheu, daß sie jegliche Sitte und Ehrbarkeit hinter sich gelassen hatten und Blutschande miteinander trieben wie tolle Tiere. Sein Zorn brannte grell und heiß. Er würde sie dafür strafen, das wußte er jetzt schon; er würde ihnen beiden mit glühenden Zangen die lustbesudelten Teile ausreißen lassen, mochten sie daran sterben oder nicht.

»Bist du Ofrim Mawr Bian?« wandte er sich an den Mann. Der Bursche mußte eine wüste Orgie hinter sich haben, so bleich und zerknittert stand er da. Die Knechte hatten ihn an den Beinen aus dem Bett geschleift, ehe er überhaupt richtig zu sich gekommen war. Kunrad wußte, wie robust Hexen waren, wie unbeschadet sie sich bis zur Besinnungslosigkeit be-

trinken und sich die Nächte um die Ohren schlagen konnten. Er konnte sich vorstellen, wie ungezügelt es gestern zugegangen sein mußte, daß der Mann bleiche Wangen, umflorte Augen und zitternde Hände hatte. Seine Schwester sah ebenfalls aus wie eine Rose, die der erste Frost überkommen hat. Aber beide blitzten ihn aus frechen Augen an.

»Frag meine Schwester«, erwiderte der Hexer. Er hatte eine angenehme, tiefe und zugleich weiche Stimme, bei der es Kunrad überlief wie beim Klang einer Holzpfeife. »Sie ist die Herrin hier.«

Der Inquisitor bezwang mit eisernem Willen seine Wut. Er ließ sich nie gehen, wenn er ein Verhör führte; niemand sollte denken, daß ihn persönliche Gier oder Abneigung dazu bewogen, seines schweren Amtes zu walten. Sein Gesicht blieb steinern, sein saphirblauer Blick klar wie ein Gebirgssee. Dennoch gab es nichts, das ihn mehr ärgerte als diese sklavisches Art der aranischen Männer, sich hinter ihren Weibern zu verstecken.

»Ich frage *dich*«, gab er mit kalter Stimme zurück. »Und ich habe die Vollmacht des Wahrers der Ordnung, dich peinlicher Frage zu unterziehen, wenn du dich weigerst.«

Morla ergriff das Wort. »Der Wahrer der Ordnung gilt nichts in meinem Hause«, erwiderte sie ebenso frostig. »Mein Bruder hat dich an Anstand und gute

Sitte erinnert, wie es einem gebildeten Manne geziemt. Da du aber nichts davon weißt, frag ihn, was dir beliebt. Ich erlaube ihm, dir darauf Antwort zu geben.«

Kunrad biß sich auf die Lippen. »Der Ordentliche Inquisitionsrat der Praioskirche, Kunrad von Marmelund, ist es, der vor dir steht, Weib, und wage es nicht noch einmal, mich anzureden wie einen rechtlosen Bauern!«

Morla erwiderte seinen Blick aus funkelnden Augen. »Da du als erster mit mir geredet hast wie unter Bauern, bin ich nur deinem Beispiel gefolgt. Noch bin ich nicht verurteilt, Euer Eminenz. Wahrt also die Etikette, wie es unter Leuten von Stande üblich ist.«

Kunrad begriff, daß er einen Fehler gemacht hatte, als er Ofrim duzte. Der Abscheu hatte ihm dieses Du eingegeben, das er jetzt bereute. Hier war nicht der Ort, seinem Ärger freien Lauf zu lassen. Er war immer stolz darauf gewesen, daß er sich bis ins Kleinste an die Halsgerichtsordnung hielt. Nie hatte er eine Hexe im Zorn geschlagen oder gar unzüchtig berührt, wie es andere – Praios sei es geklagt, auch andere aus der Geweihtenschaft – manchmal taten. Sein Herz mußte rein bleiben, um einen Praios wohlgefälligen Brandaltar mit dem Fleisch der Verworfenen zu entzünden.

»Ich bin kein Aranier, aber ich beuge mich der Sitte Araniens«, erwiderte er steif. Die beiden sollten nur

wissen, daß er aus einem anderen Lande kam, einem Lande, in dem ein aufrechter Mann etwas galt und die Menschen in Zucht und Sitte wandelten. »Man wird Euch auf Euer Zimmer führen, Baronin Roswylde, wo Ihr Euch mir zu Verfügung haltet. Diese beiden ehrbaren Frauen werden Euch begleiten.«

In Zorgan hatte man ihn vor der Schönheit dieser adeligen Hexe gewarnt, und in weiser Voraussicht hatte er zwei schwarzgekleidete Matronen mitgebracht, alte und ehrbare Weiber, die darauf achten sollten, daß der Frau nichts Ungebührliches widerfuhr. Kunrad wußte, daß weder er noch Zachaban sich je an einem Weibe beflecken würden, und sei sie schön wie Rahja selbst, aber er traute den Knechten und den Soldaten nicht – nicht einmal seinen eigenen, ganz zu schweigen von den Eisernen Tigern unter ihrem Hauptmann Hilbord Nebadjan.

Er sah Morla nach, die gelassenen Schrittes zwischen ihren beiden Bewacherinnen davonging. Dann wandte er sich an den Mann. »Ofrim Roswylde, Ihr steht unter der Anklage der fluchwürdigen Hexerei und des Paktes mit Borbarad, dem Meister der finsternen Mächte. Wollt Ihr Euch schuldig bekennen oder nicht?«

In diesem Stadium, das wußte er aus Erfahrung, waren Hexen noch nicht bereit, ein umfassendes Geständnis abzulegen; sie protestierten und beteuerten,

flehten und fluchten vielmehr. Deshalb kam es dem Inquisitor völlig überraschend, als der Mann ruhig antwortete: »Ich bin ein Hexer, wie meine Schwester eine Hexe ist und alle vor mir Hexen waren, nur – ich habe niemals *taubra* getan. Ich habe keinen Pakt mit Borbarad oder seinen Dämonen geschlossen.«

Kunrad verbarg seine Überraschung so geschickt, wie er zuerst seinen Ärger verborgen hatte. Kein Muskel in seinem Gesicht zuckte, als er mit gleichmütiger Stimme fragte: »Dann bekennt Ihr zum wenigsten dies, daß Ihr ein Hexer seid?«

»Ja.«

»Daß Ihr die widerliche und götterlästerliche Fluchzauberei beherrscht?«

»Ja.«

»Daß Ihr zu den lästerlichen Festen des Nachtvolls auf einem Besen geritten seid und dem Widder den Hintern geküßt habt?«

»Ja.«

Ein gedämpftes Murmeln wurde unter den Umstehenden laut, erstarb aber augenblicklich unter dem strengen Blick des Inquisitionsrates. Kunrad selbst brauchte all seine Selbstbeherrschung, um ruhig weiterzufragen. Insgeheim dachte er: Der Mensch mußte wahnsinnig sein! Er hatte kaum eine Viertelstunde mit ihm gesprochen und schon hatte er genug Verbrechen einbekannt, um ihn und seine Schwester

auf den Scheiterhaufen zu bringen und die Gebeine seiner Vorfahren aus ihren Gräbern reißen zu lassen. Furcht war es nicht, was ihn dazu bewog, das wußte der erfahrene Inquisitor. Der Hexer schien – obwohl er nicht in bester Verfassung war – kaum Furcht zu empfinden; im Gegenteil, sein Verhalten war so kühn und herausfordernd, als stützte ihn eine Macht, die größer war als er selbst.

Kunrad fand, daß dieses Rätsel eingehendere Betrachtung verdiente, als es im Augenblick möglich war. Sobald der Schreiber mit seinem Protokoll fertig war, befahl er: »Da der Mann so viel gestanden hat, ist die peinliche Frage gerechtfertigt, um zu erforschen, was er noch mehr zu bekennen hat. Bringt ihn in die Kerker des Schlosses. Aber hütet euch vor ihm – berührt ihn nicht und gebt ihm keine Antwort, wenn er zu euch spricht! Bedenkt, daß er eine giftige Schlange ist, die sich jederzeit um euren Arm wickeln kann!«

Wenig später saß Kunrad allein mit Zachaban in dem spitzbogig gewölbten Zimmer, in dem einst Josmabith den Geschwistern ihren guten Rat gegeben hatte. Es war erst früher Nachmittag, aber seine Aufgabe war so gut wie erfüllt. Die Soldaten hatten unter Zachabans Leitung das Dorf durchforscht und unter den vom Wolf geplagten und unausgeschlafenen Bauern ein paar ausgewählt, die sie näher befragten. Ebenso

war es den Dienern und Dienerinnen im Schloß ergangen, die alle unter Bewachung in der Küche saßen. Die Protokolle waren recht aufschlußreich.

Nur – eigentlich waren sie unnötig. Ofrim und Morla Roswylde hatten beide kein Hehl daraus gemacht, wer und was sie waren. Kunrad konnte sie mit gutem Gewissen schon morgen früh auf dem Dorfanger – unter den Augen ihrer Untertanen – pfählen und verbrennen lassen und sein Auftrag wäre erledigt gewesen. Bei so gefährlichen Hexen wie diesen beiden war es das Beste, sie an Ort und Stelle hinzurichten, darauf hatte er sich von Anfang an eingerichtet: Sein Karren mit allem Notwendigen stand im Burghof. Dennoch ...

»Die Sache gefällt mir nicht, Zachaban«, bemerkte er. »Ich habe den Eindruck, daß dieser Hexenbalg mich hereinlegt. Warum hat er ohne peinliche Frage alles gestanden?«

»Die Aranier sind Feiglinge«, erwiderte der Garetier verächtlich. »Gewiß hat er Angst vor der Folter und hat deshalb gleich alles eingestanden, ehe wir ihm Beilunker Stiefel anlegen.«

»Er hatte keine Angst, das ist es eben«, schnappte der Inquisitor. »Ich gebe dir recht, daß er ein Feigling ist, wie alles Männervolk in diesem Land, nur – was gibt ihm Mut? Hat er einen Trank getrunken, der ihn stärkt?«

Zachaban zuckte die Achseln. »Um das herauszufinden, Eminenz, braucht Ihr ihn nur zwei oder drei Tage im Kerker schmoren zu lassen, bis dahin ist die Wirkung jedes Trankes verflogen.«

Kunrad von Marmelund begann in dem Zimmer auf und ab zu gehen wie ein Gefangener in seiner Zelle. »Ich glaube nicht, daß es ein Trank ist. Wir haben ihn aus tiefem Schlaf geweckt; er hatte gar keine Zeit, irgend etwas zu trinken. Nein, er hat übernatürliche Hilfe bekommen. Freilich wüßte ich es, wenn es ein Dämon wäre – seine Gegenwart würde einen Schatten auf meine Seele werfen. Es ist kein Dämon. Was dann, Zachaban?«

»Befragt ihn selbst«, schlug der Garetier lächelnd vor. »Da er so gerne Auskunft gibt, wird er es Euch sicher erzählen. Nein, Eminenz, ernsthaft gesprochen: Dieser Baron Roswylde ist viel mehr wert, als wir dachten. Ich rate Euch, behandelt ihn gut.«

»Ich lasse ihn morgen pfählen und noch lebend verbrennen. Was sollte ich sonst mit ihm tun?«

Zachabans wäßrige graue Augen funkelten im Halbschatten unter der Kapuze. »Ihr könnt diesen Wurm zum Köder am Haken der Angel machen, mit der ihr alle Hexen Araniens fangt.«

Der Inquisitor erstarrte mitten in seinem unruhigen Schritt. »Wie das?« fragte er neugierig. »Meinst du, er wird die Namen anderer Hexen nennen?«

»Das auch. Aber es kommt noch viel besser für uns. Seht Ihr – Ihr kennt das Gemunkel im Volk und am Fürstenhofe so gut wie ich. Man sagt uns nach, wir heben Unschuldige aus und brechen sie auf der Folter, bis sie unter Tränen und Bitten gestehen, und dann überantworten wir sie einem bitteren Tod. Aber nun haben wir diesen Menschen hier, der – Praios mag wissen, warum – darauf besteht, ein offenes Geständnis abzulegen. Behandelt diesen Narren gut, sage ich Euch. Bringt ihn unbeschadet nach Zorgan und macht ihm einen öffentlichen Prozeß. Dann haben wir einen Hexer, der freiwillig all die abscheulichen Sünden ans Licht bringt, die sie heimlich begehen.« Zachabans Stimme wurde leiser, verschwörerisch. »Wenn Ihr ihn klug befragt, wird er Euch auch bekennen, was sie mit den Echsen verbindet.«

Kunrad hatte aufmerksam zugehört. Jetzt lobte er ihn voll Bewunderung: »Ich mag ein guter Inquisitor sein, aber du bist der bessere Politiker. Ja, du hast recht! Wir werden ihn befragen – in aller Sanftmut und Liebe.«

So kam es, daß Ofrim Roswylde eine Stunde später in seinem eigenen Kerker stand, splinternackt, die Hände über dem Kopf an einen Balken gefesselt, und der Inquisitor ihn von allen Seiten betrachtete. Düsterrer Feuerschein erhellte nur unregelmäßig das dumpf-

fe Gewölbe. Der Torturmeister hatte eine Kerze entzündet, um bei ihrem Licht den entblößten Leib des Inquisiten genauer in Augenschein nehmen zu können. Die Kerze brannte in einem zinnernen Leuchter, und der Meister fuhr damit an den Gliedern auf und ab, um genauer zu sehen.

Kunrad suchte nicht nach dem Hexenmal. Das, wußte er, war unsichtbar. Er suchte Schuppen.

Die Hände auf dem Rücken, damit er nicht versehentlich an den Unseligen anstieß, stand er vornübergebeugt da und folgte mit gespannten Blicken den groben roten Händen des Torturmeisters, die mit kundigen Griffen jeden Zollbreit des nackten Körpers untersuchten. Er selbst war zu klug, den Gefangenen zu berühren. Er argwöhnte, daß die bloße Berührung einer Hexe Levthans Feuer in ihrem Opfer entzünden könnte, so daß es sich vor brünstigem Verlangen verzehrte, und das mochte für einen Mann so gut wie für eine Frau gelten. Kunrad hatte nicht vor, es darauf ankommen zu lassen.

Der Torturmeister strich das braune Haar des Inquisiten beiseite, beugte seinen Nacken nach vorn und fuhr mit rotgedunsenen Fingern den eleganten Schwung des Halses entlang. »Hier ist nichts, Euer Eminenz. Mit Eurer Erlaubnis sollte man ihm die Schamhaare abrasieren, vielleicht ist darunter etwas verborgen.«

Ein Knecht kam mit einem Wasserbecken, Seife und einem Rasiermesser, und außer dem Kopfhair wurde jedes Hair am Körper des Gefangenen abgeschoren, bis seine Haut so blank wie die eines Kindes war. Kunrad betrachtete voll Ekel die entblößte Männlichkeit, die sich deutlich vom kahlen Hintergrund der Hüften abhob. Er empfand schon im allgemeinen einen Widerwillen gegen dieses schändliche und grotesk gestaltete fünfte Glied am Leibe, das den übelsten Säften zur Ableitung diente, aber an diesem Menschen stieß es ihn noch mehr ab als gewöhnlich. Es war, als betrachtete er ein nacktes Tier. Die langen, sehnigen Beine, der flache Bauch, die schmalen Hände mit ihren tierkrallenähnlichen Nägeln – alles hatte etwas abstoßend Animalisches an sich, als sei der Baron Roswylde nur ein halber Mensch.

Und vielleicht war er das ja auch.

Kunrad ballte seine Fäuste. Äußerlich war dieser Körper der eines wohlgestalteten, ja – um der Wahrheit die Ehre zu geben – eines schönen Mannes, aber so schlau er sich auch getarnt haben mochte, ganz würde es ihm nicht gelingen, seine wahre Natur zu verbergen. Irgendwo würde ein Stückchen Echse unter der Verkleidung hervorlugen.

Mit einem Schlag überkam Kunrad ein überraschender Gedanke: Wenn er dem Menschen die Haut

abzüge, dann würde er diese Echse mit Leichtigkeit finden. Wenn er ein Messer nahm und einen Schnitt durch diese täuschende Haut machte, würde der Schuppenpanzer der Echse hervorplatzen.

Er schob den Gedanken irritiert beiseite und befahl: »Laß mich sehen, was er zwischen seinen Hinterbacken verbirgt.«

Aber auch hier fand sich keine Spur eines Schuppenpanzers.

Enttäuscht befahl Kunrad, den Mann loszubinden und wieder in einer Zelle einzuschließen. Er beobachtete, wie Ofrim sich anzog – mit geschmeidigen, katzenhaften Bewegungen, bei denen sich die Muskeln unter seiner Haut in glänzendem Spiel abwechselten – und atmete erleichtert auf, als der Elende endlich seine geschorene Scham bedeckt hatte. Dann stellte er ihm durch das rostige Eisengitter hindurch seine Fragen.

Es kümmerte ihn nicht mehr, ob Ofrim Roswylde seinen Feinden die Warzen ins Gesicht gehext oder sich die Augen von Toten beschafft hatte, um damit in die Ferne zu sehen. Kunrad wußte, daß er all das und noch mehr getan hatte. Nicht einmal die widerlichen Abartigkeiten zwischen den beiden Geschwistern interessierten ihn mehr. Dafür würden sie zu gegebener Zeit bitter büßen. Jetzt ging es um ernste, um tiefere Dinge, und der Inquisitor spürte, wie ihn

ein Schauer erwartungsvoller Unruhe durchfloß. Er schickte die Knechte weg, befahl nur Zachaban und den beiden Schreibern zu bleiben.

»Du bist ein Halbblut«, begann er. In seinem Eifer verzichtete er von neuem auf die Förmlichkeit, einen Mann korrekt anzusprechen, der, was ihn betraf, bereits in Flammen stand.

Der Schloßherr nickte bereitwillig. »Ja. Meine Ur-Urgroßmutter war Amárandel Mawr Bian, eine Elfe aus dem Norden. Wir verehren ihr Angedenken.«

»Anderes Blut hast du nicht in dir?«

Der Gefangene schien den Sinn der Frage nicht zu begreifen. »Wir Aranier sind alle gemischten Blutes, Tulamiden, Mittelreicher, Novadis, selbst Mohas ...«

»Ich meinte Echsenblut.« Das Wort sprang Kunrad über die Lippen, als hätte es sich aus eigener Kraft herausgedrängt.

»Nein«, erwiderte Ofrim verwundert. »Davon weiß ich nichts.«

Dieses Nein wirst du dir auf der Folter noch überlegen, dachte Kunrad, aber laut fragte er: »Kennst du die H'Rangarim?«

»So nannten die Achaz ihre alten Götter.«

»Hast du ihnen jemals geopfert?« Seinen wachsamen Augen entging nicht, daß der Befragte zögerte, und er setzte scharf nach: »Nun?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Ofrim. »Es gibt ein

altes und ungewöhnliches Ritual in unserer Familie, das wir einmal im Jahr auf dem Echsenturm am Dai-rig Bhru-Paß vollziehen ... wir verstehen seinen Sinn nicht. Wir tun es einfach, weil es immer so Brauch war.«

Kunrad rückte näher an die Gitterstäbe heran. Sein Blick bohrte sich in die feuchtdunklen Augen des Gefangenen. Er konnte nicht verhindern, daß seine Stimme vor Anspannung bebte, als er verlangte: »Beschreibe mir dieses Ritual.« Sein Blick flog besorgt zu den beiden Schreibern. Schiefen sie etwa? Nein, sie waren wach und notierten aufmerksam jedes Wort des Inquisiten.

Der Baron erzählte bereitwillig.

Der Inquisitor spürte, wie sein Herz hämmerte. Er konnte kaum glauben, welches Wunder geschehen war. Da saß dieser dreimal verdammte Dämonenknecht und berichtete ihm in aller Ausführlichkeit von einem Ritual zu Ehren des Uob, des Unausprechlichen, des Wesens an der kalten Grenze zwischen Sein und Nichtsein! Hatte Praios ein Wunder gewirkt, hatte er den Geist dieses Elenden mit seinem hellen Glanz so überwältigt, daß es darin keinen Winkel mehr gab, in dem eine Lüge Zuflucht gefunden hätte? Nie hatte Kunrad erlebt, daß ein Inquisit so Unsägliches so offen gestanden hatte.

»Sind dir die H'Rangarim und das andere – der

Unaussprechliche – jemals erschienen?« forschte er weiter. Wieder bemerkte er ein kurzes Zögern, wieder schlug seine Stimme wie eine Peitsche zu: »Sprich!«

»Ja, sie sind mir erschienen. Aber es war nicht mein Plan, daß sie erscheinen sollten. Es ist mir ferne, *taubra* zu sagen. Es war ... Bunsegurs Ritual, das sie herabrief.«

Kunrad war bereits informiert über Meister Bunsegur – auch sein Name stand auf den vertraulichen Listen des Tempels zu Fasar. Er notierte in Gedanken, daß sie mehr Brennholz als erwartet brauchen würden. Aber jetzt beschäftigte ihn etwas anderes. »Du hast sie gesehen und lebst?« fragte er ungläubig.

»Ich wurde wahnsinnig. Meine Schwester hat mich geheilt.«

»Hast du jemals mit Echsen ... Umgang gehabt?«

»Es gibt hier keine«, antwortete Ofrim schlicht.

»Ich meinte ... geschlechtlichen Umgang.«

»Es gibt hier keine.«

»Waren sie nicht bei euren Festen zugegen? Nahmen sie nicht menschliche Gestalt an und tanzten mit euch?«

»Davon weiß ich nichts.«

Kunrad erhob sich so abrupt, daß seine weißgoldenen Roben rauschten. »Ich sehe, du bist nicht so völlig geständig, wie Praios' väterliches Herz es erhofft

hat. Ich werde dich ein wenig drängen müssen. Morgen werden wir mit dem ersten Grad der Folter beginnen. Inzwischen wird mein getreuer Zachaban dir zur Erbauung deiner Seele aus den ›Liedern des Praios‹ vorlesen, damit wir dich morgen offen und bußfertig vorfinden.«

Der Schwarze Baron lag auf einem Bündel Stroh in der Tiefe seines eigenen Kerkers und fand, daß die Wirklichkeit noch weitaus schlimmer als seine Alpträume war. In der Krypta herrschte tiefe Finsternis und Stille. Nur hin und wieder flackerte der Glanz des Feuers, das die Wachen draußen in einem der Gewölbe unterhielten, in rotem Widerschein auf. Es war kalt hier unten, und ihm wurde noch kälter, als er an den kommenden Morgen dachte.

Jetzt, wo Sulvo nicht bei ihm war, hatte ihn jeglicher Mut verlassen. Er kauerte sich auf dem schmutzigen Strohbündel zusammen wie ein krankes Kind, umklammerte die gefesselten Fußgelenke mit den Händen und drängte sich an die Wand, als wollte er sich in den Felsen verkriechen. Das Blut rauschte wie ein Wasserfall in seinen Ohren. Der Speichel in seinem Mund schmeckte bitter wie Galle.

Ein Augenblick der Umnachtung umfing ihn, und er fluchte in seinem Herzen der Sulvo. Warum hatte er nicht gelehnet? Warum hatte die Götterbotin ihm

nicht zur Flucht verholfen, statt ihn zu diesen wahnwitzigen Geständnissen zu verleiten? Hatte die fremde Göttin etwa von allem Anfang an sein Verderben geplant und seinen Geist so verwirrt, daß er zum Werkzeug seines eigenen Untergangs wurde?

Aber da berührte eine Hand seine Stirn, und als er die Augen aufschlug, sah er Sulvo in Josmabiths Gestalt auf dem Boden sitzen. Trotz der Finsternis sah er sie deutlich vor sich, jede Schnecke und Locke ihrer Frisur, jeden Zollbreit ihres Gewandes. »Schäme dich deiner Gedanken«, verwies sie ihn sanft. »Habe ich dir nicht versprochen, an deiner Seite zu bleiben? Wenn du Rahja nicht lästern willst, tu, was ich sage. All dies ist größer, als du verstehst.«

Er fuhr mit einer zitternden Hand über seine Brust, die noch von der scharfen Schneide des Rasiermessers juckte. »Hohe Herrin«, flüsterte er demütig, »ich bin nur ein Mensch und ich fürchte den Tod.«

»Ihr fürchtet ihn alle zu sehr«, erwiderte Sulvo leise, wie zu sich selbst, dann wandte sie sich wieder ihm zu. »Es gebührt dir nicht, Rahjas Beweggründe zu verstehen, aber ich sage dir noch einmal, was ihr Befehl ist: Steh auf und sage dem Inquisitor, was er hören will, und Sorge dich nicht, was daraus kommen könnte.«

»Sie wollen mich morgen foltern.«

»Dann sprich, ehe sie es tun.«

Er seufzte verzweifelt. »Der Inquisitor will Dinge von mir hören, die ich ihm nicht sagen kann. Er fragt mich nach den H'Rangarim, nach den Echsenpriestern und –«

»Du machst mich müde mit deinen Fragen, Halb-elf«, wehrte Sulvo ab. »Suche zu schlafen und tu dein Teil, dann werde ich das meine tun.«

Plötzlich verschwand sie, und Ofrim sank zurück in Angst und Verzweiflung. Ihre Rede hatte ihn zwar ein wenig getröstet, aber eben nur ein wenig. Er fühlte sich von allen Seiten umzingelt, von Feinden umgeben. Die Gedanken drehten sich in einem wirren Tanz in seinem Kopf wie zerlumpfte Gespenster. Borbarads Boten, die beiden Praiosgeweihten, Meister Bunsegur und seine Kröte, alle umwirbelten ihn hohläugig wie die Fratzen des Todes.

Deshalb meinte er auch im ersten Augenblick, eine Erscheinung zu sehen, als eine Kerze in der Dunkelheit aufleuchtete und in ihrem trüben gelblichen Schein der Inquisitor Kunrad von Marmelund in vollem Ornat an seine Zelle herantrat. Zitternd richtete er sich auf – doch die Erscheinung verschwand nicht, das starre Gesicht des Hochgeweihten betrachtete ihn weiterhin mit brennenden Augen. Ofrim fühlte, wie ihn der Mut gänzlich verließ. Er rutschte an die Wand zurück, so weit er konnte, und schleppte dabei klirrende Ketten mit sich.

Der Inquisitor hob wortlos den Arm. Der Ärmel glitt zurück und enthüllte das Sonnenzepter, von dem feurige Strahlen ausfuhren.

Ofrim wich aufschreiend zurück, verkroch sich im Stroh wie ein getretener Hund und deckte beide Hände über die Augen. Die Wirkung der geweihten Waffe war furchtbar. Das Licht tat ihm weh, es brannte ihn mit einem sengenden Schmerz, als fegten Peitschenschnüre über sein zuckendes Fleisch. Noch schlimmer freilich war, daß es ihm die Sinne verwirrte. Es sprengte sein Innerstes auf wie eine riesige Wunde. Als sei ein Stern in seinem Kopf explodiert, kauerte er totenbleich und verstört auf der Erde, unfähig, seinen zitternden Lippen einen sinnvollen Satz abzurufen.

»Nenn mir deinen wahren Namen«, zischte der Inquisitor, »zeig mir deine wahre Gestalt – oder ich verbrenne dir das Herz im Leibe.«

»Dies ist meine wahre Gestalt«, stammelte Ofrim in heller Panik. Er war überzeugt, daß der Mann nicht nur ein Fanatiker, sondern ein Irrer war. Die Fäuste an den Mund gepreßt, kauerte er auf den Fersen und stierte mit aufgerissenen Augen durchs Gitter.

»Du lügst«, erwiderte der Inquisitor mit derselben sanften, böse zischenden Stimme. »Ich weiß, daß du eine Echse bist.«

Der Baron hatte alles Mögliche erwartet, nur das

nicht, und er gaffte den Geweihten mit offenem Mund an.

»Ich weiß, wie du dich versteckst«, fuhr Kunrad fort, und ein hinterhältiges Lächeln spielte um seine Lippen. »Doch ich habe Mittel und Wege, dich zu entlarven. Sieh her!«

Ofrim dachte an das Sonnenzepter und zog den Kopf zwischen die Schultern, aber Kunrad hielt ihm etwas anderes hin: ein Messer mit flachem Griff und schmaler Klinge.

»Die Anatomen, Praios strafe sie, verwenden es«, zischte der Inquisitor, »um ins Innere der Leichen vorzudringen. Ich werde es verwenden, um in dein Inneres vorzudringen. Du täuschst mich nicht. Ich weiß, daß du dich unter deiner Haut versteckst. Ich werde sie aufschneiden, bis ich deinen Schuppenpanzer vor mir sehe. Bedenke dich! Du hast nicht mehr viel Zeit, dich freiwillig zu stellen, ehe ich dir dein Geheimnis mit Gewalt entreiße.«

Damit ging er. Ofrim blieb im Finstern zurück, zu Tode erschrocken und völlig verwirrt. Er wußte nicht mehr, was er mehr fürchtete, das Anatomenmesser oder das Sonnenzepter, dessen Strahlen noch schmerzhaft auf seiner Haut glühten. In seiner Angst flehte er in stummen Bitten alle Mächte und Heiligen an, die ihm nur einfielen. *Oh alte Mutter Amárandel, oh Sulvo, oh ihr hohen Bäume, oh Khabla, oh Peraine, errettet*

mich ... oh – oh Rahja, gepriesene Herrin, errette mich! Ich bin schwach und voll Angst, ich bin Erde zu euren Füßen. Habt Erbarmen mit mir, und ich will Euch opfern, was Euch gefällt ...

Da lachte eine sanfte Frauenstimme in sein Ohr. »Sieh an, Halbelf, wie rasch du gelernt hast, die Holde mit hübschen Worten zu bitten«, neckte ihn Sulvo. »Wie furchtsam du bist! Du zitterst vor einem toten Hund, schöner Ungläubiger.«

Der Schloßherr fuhr auf, zornig trotz seiner Verzweiflung. »Euer toter Hund ist ein tollwütiger Hund, der vorhat, mir morgen den Bauch aufzuschlitzen, weil er mich für einen Echten hält! Wieviel Angst und Schrecken soll ich ertragen? Ihr treibt Eure Scherze mit mir, und ich leide!« Die jähe, leidenschaftliche Wut der Hexen flammte in seinem gepeinigten Geist auf, während Tränen ihm über die Wangen rannen. »Haben die Zwölfe und ihre Boten denn ihre Lust daran, einen Sterblichen leiden zu sehen?« stieß er zitternd hervor.

»Nein«, erwiderte Sulvo sanft und ernst, und ihre zimtbraune Hand – Josmabiths Hand – legte sich warnend auf seine Lippen. »Sollte ich dich nicht auch schelten, Halbelf? Kaum lasse ich deine Hand einen Augenblick los, krümmst du dich vor Furcht wie ein Wurm.«

Ofrim senkte den Kopf und bekannte: »Im Augen-

blick bin ich ein Wurm. Ich habe Todesangst vor der Folter. Wenn dieser Wahnsinnige mir sein Messer ansetzt, werde ich mir die Beine benässen.«

Sie lachte leise. Ihre Hand verließ seinen Mund und glitt liebkosend über das lange, vom Angstschweiß durchtränkte Haar. »Es ist gut, wenn ein Mann seinen Mut recht einzuschätzen weiß.«

Ofrim stieg der süßvertraute Duft von Ulikkaneel und Nelken in die Nase. Die Furcht, die ihn umklammert hatte, ließ nach. Sein Herz schlug ruhiger. Er tastete nach der braunen Hand. »Laßt mich nicht wieder allein«, flehte er. »Ich will Euch und Eurer Herrin alles geben, was ihr von mir verlangt. Wir wollen jedes Jahr ein Fest für Rahja feiern, wir wollen einen Schrein für sie errichten, wir –«

»Still!« befahl sie. »Meinst du, du kannst die Gunst der Holden kaufen? Sie hat sie dir bereits geschenkt. Meinst du, sie fragt nach Lohn? Du bist ein Narr, Halbelf. Steh auf und singe, du bist der Sieger in diesem Kampf. Komm, ich will dich singen lehren.«

Wieder sah er Josmabith vor sich, die die Hände auf seine Schultern legte und ihm in die Augen blickte, aber aus ihrem vertrauten Gesicht sahen ihn fremde Augen an. Oder sah er durch ihre Augen hindurch in eine grenzenlose, von den Klängen der Sphären widerhallende Leere? Wesenheiten erfüllten diese Leere, so gewaltig wie Sternbilder. Er konnte sie so

wenig erfassen, wie eine Ameise die Berggipfel des Raschtulswalles erfassen konnte. Die Wesenheiten waren unsichtbar, aber er meinte die tiefen, harmonischen Klänge zu hören, mit denen sie ihre Bahn zogen – hörte sie nicht mit den Ohren, sondern fühlte sie irgendwo an den äußersten Rändern seines Bewußtseins. Das Erlebnis überwältigte ihn so sehr, daß er niederbrach und mit dem Kopf auf den Knien der Frau zu Füßen lag.

Er merkte nicht, wie sie ging. Das Gefühl unendlicher Weiten und eines singenden, summenden Wandels blieb bei ihm, bis er vor Erschöpfung einschlief.

Zachaban Malle machte sich Sorgen. Er trank in kleinen Schlucken den gewässerten Wein in seinem Becher – Wein aus den Kellern von Roswylde – und betrachtete seinen Herrn aus den Augenwinkeln heraus. Kunrad, so fürchtete er, war drauf und dran, ihre beste Chance zu zerstören. Da hatten sie endlich einmal einen Hexer, der wie geschaffen zum Kronzeugen war: Kein halbtrotteliges altes Mütterchen, sondern ein Mann in den besten Jahren, ein Adeliger, angenehm anzusehen und von offenkundiger Bildung – und irrsinnig genug, freiwillig all seine Schandtaten zu bekennen. Sie mußten ihn unbedingt nach Zorgan bringen, um ihm so rasch wie möglich einen öffentlichen Prozeß zu machen. Nur – was tat

Kunrad? Er bestand darauf, ihn halb zu Tode zu foltern, nur um zu hören, was er von den alten Echsen zu sagen hatte!

Er mußte einen Weg finden, ihn davon abzubringen. Ofrim Mawr Bian war nur wertvoll für sie, solange er freiwillig bekannte. Sonst würden ihre Feinde augenblicklich wieder die alte Leier anstimmen: Was auf der Folter gesprochen wurde, galt nicht; halb irre vor Schmerzen, bekannten die Unglücklichen alles, was ihnen vorgesagt wurde ...

Zachaban trank von neuem von seinem Wein. Allmählich formte sich ein Argument in seinem Kopf. »Euer Eminenz«, begann er vorsichtig, »ich habe nachgedacht, wie wir den Schlag gegen das Nachvolk am besten führen.«

»Und was haben deine Gedanken erbracht, mein getreuer Zachaban?« fragte Kunrad leutselig. Er sah sich nahe am Ziel seiner Wünsche und war deshalb in guter Stimmung.

Der Geißler erwiderte: »Ich schlage vor, daß wir den Baron Roswylde zuerst – und zwar ohne Folter – nach Zorgan bringen und der Fürstin Sybia vorführen. Laßt Ihre Durchlaucht selbst hören, was er bekennt, dann kann sie uns nicht mehr widerstreben. Befragt ihn nach allem, was er euch über die Schwesternschaften Satuarias zu sagen hat, und protokolliert es wohl.«

Kunrads Stirn verfinsterte sich. »Ich will wissen, was er über die Echsen zu sagen hat. Er weiß davon.«

»So ist es, so ist es, Eminenz, aber Eile mit Weile! Bedenkt, wir werden alle Hände voll zu tun haben, seine Geständnisse auszuwerten. Es wird viele Prozesse geben. Wir müssen alle ausheben, deren Namen er angibt. Die Scheiterhaufen werden in ganz Aranien brennen. Das wird Euch fürs erste nicht viel Zeit lassen, Euch mit den Echsen zu beschäftigen.«

»Worauf willst du hinaus, Zachaban?« fragte der Inquisitor gereizt.

Der Garetier fuhr sich lächelnd mit dem Daumen nagel über die Zähne. »Bewahrt den Elenden wohl auf – in einem tiefen Kerker.«

»Du meinst, ich soll ihn ungestraft lassen, nur weil er geständig ist?« fuhr Kunrad auf. »Das sei ferne von mir!«

»Wer sagt denn, daß er ungestraft bleibt? Laßt seinen Schoß mit glühenden Zangen zerfleischen, wie Ihr es vorhabt, nur – seht zu, daß er nicht daran stirbt. Dann habt Ihr ihn gestraft und könnt ihn zugleich weiter befragen. Und am Schluß, wenn er Euch alles gesagt hat, könnt Ihr ihn immer noch pfählen und verbrennen lassen.«

Er beugte sich vor. Aus langer Erfahrung wußte er, wie Kunrad am besten beizukommen war, und jetzt setzte er seine ganze Kunst ein. Seine Stimme wurde

verschwörerisch. »Euer Eminenz, diese *causa* der Echsenkulte ist eine dunkle und tiefe Sache, die viel Forschens und Erkundens bedarf, um die Götzenanbeter – Praios strafe sie! – mit den Wurzeln auszurotten. Laßt uns nichts übereilen. Roswylde ist vielleicht nur ein unbedeutender Mitläufer. Wir müssen sehen, daß er uns zu den Großen, den Meistern unter diesen Dämonenanbetern führt. Das könnt Ihr nur, wenn Ihr ihn sorgfältig und in Ruhe befragt.«

Kunrad dachte nach. Dann nickte er langsam. »Du hast recht, mein guter Zachaban. Laß uns zuerst das Hexenvolk ausräuchern. Wenn Aranien von ihnen gereinigt ist, wollen wir uns tieferen Dingen zuwenden.«





10. Kapitel

Der Peraine in Aranien war so warm wie andernorts erst der Ingerimm oder gar der Rahja. Flauschige Wölkchen segelten über den Himmel. Die Bäume und Büsche standen im frischesten Grün. Vögel sangen, und die Bäuerinnen arbeiteten fleißig auf den üppig aufschießenden Feldern.

Das Greifenbanner wehte golden im frischen Wind, als der Troß des Inquisitors zur Küste hinabzog. Inmitten des Zuges rollte ein Leiterwagen, auf dem Ofrim und Morla saßen, jeder an einem anderen Ende, damit sie einander nicht nahekamen. Beide trugen ihre vornehmen Kleider, und das Haar hing ihnen lang über die Schultern, wie es Adeligen geziemt – Kunrad hatte Zachabans Rat beherzigt; nichts sollte den Eindruck erwecken, daß er den beiden ihre Geständnisse abgequält hatte.

Aber er war vorsichtig, wohl wissend um die Macht der Hexen, die sie mit einem Wort, einer Geste entfesseln konnten. Beiden Gefangenen steckte ein hölzerner Knebel im Mund, den man ihnen nur einmal am Tag zum Essen und Trinken herausnahm. Beide waren mit schweren Ketten gefesselt und trugen eiserne Kragen um den Hals, um ihre Zauber-

kraft zu brechen. Neben Morla saßen wachsam die beiden Matronen, um zu verhindern, daß einer der Knechte oder Soldaten ihr zu nahtet.

Der Wagen rumpelte und rollte über den holprigen Weg und die Bewaffneten zogen nebenher, die Eisernen Tiger unter Hilbord Neadjan stumm und grimmig, die Praiosdiener mit einem Loblied auf den Lippen.

Kunrad war glücklich. Noch war es freilich nur Vorfreude; die höchsten Augenblicke des Glücks erlebte er erst, wenn er das Todesurteil einer Hexe verlas und es vollstreckt sah. Einen Augenblick lang klaffte dann eine Lücke in den Reihen der dämonischen Feinde, die ihn unablässig bedrängten – groteske Gestalten mit Rüsseln und Fledermausflügeln, glühenden Katzen- und Eulenaugen und struppig aufstehendem Haar. Dann atmete er leichter, der Alpdruck der Wut und Bitterkeit wich für ein oder zwei Stunden von seiner Brust, und er fühlte sich beinahe als Sieger.

Freilich nur beinahe, denn kaum war der Todeschrei einer Hexe verhallt, fiel ihm wieder ein, wie viele noch ungefangen und unbekannt ihre tödlichen Netze webten!

In letzter Zeit war die Drangsal schlimmer geworden, mit der sie seine Nächte zermarterten. Ihre Gestalten wurden immer scheußlicher, immer obszöner,

und es waren so viele, daß die Dunkelheit von ihren Wespenflügeln schwirrte und ihre Augen funkelten wie die Sterne am Himmel.

Und dann war da noch ein neuer, besonders tückischer Feind.

Kunrad zügelte einen Augenblick lang seinen feurigen Schimmel und warf einen Blick auf Ofrim, der mit den Händen auf dem Rücken auf dem Karren hockte und trübselig auf das frühsommerliche Land blickte. Du wirst es nie wiedersehen, dachte Kunrad befriedigt. Du wirst den Rest deines Lebens entmannt und in Ketten geschmiedet in einem Kerker verbringen, bis es mir gefällt, dich töten zu lassen.

Er versuchte, sich einzureden, es sei heiliger Zorn, aber ihm war deutlich bewußt, daß er den Mann haßte. Ihm graute vor Ofrim wie vor einem eklen Gewürm. Selbst jetzt, wo der Mensch seine tulamidische Tracht – die engen Beinlinge und das lange Obergewand – trug, meinte Kunrad den Umriß seiner Levthansfrüchte in den Falten zu erkennen ... und vor allem roch er den Moschusgeruch, den sie ausströmten, diesen fischigen, sumpfigen Geruch, der die Echsenwesen verriet. Sie verbargen sich listig, aber Männer wie Weiber verriet ihr Geruch. Es würde nötig sein, diese Körperstellen einer neuerlichen und strengeren Prüfung zu unterziehen.

Aber etwas anderes beschäftigte ihn noch viel mehr.

Er kam nicht dahinter, was den Hexer beschützte.

Kunrad war ein sehr erfahrener Inquisitor und hatte hunderte Prozesse abgewickelt. Er kannte einen Feigling auf den ersten Blick, und der aranische Baron war – wie alle Männer in diesem verfluchten Land – ein Weichling und Feigling, boshaft und grausam zwar, aber ohne persönlichen Mut. Hin und wieder kam dieses weibische Wesen auch deutlich zum Vorschein – dann kroch der Gefangene in sich zusammen, duckte den Kopf auf die Knie und rieb sich verstohlen übers Gesicht, um seine Tränen zu verbergen. Aber die meiste Zeit sah er Kunrad kühn aus seinen umdüsterten Augen an und sprach mit einer Offenheit, die etwas Herausforderndes an sich hatte ... als wüßte er, daß er unbeschadet aus dem Prozeß hervorgehen würde.

Und es war kein Dämon, der ihm half. Dessen Anwesenheit hätte Kunrad gespürt wie einen kalten, bedrohlichen Schatten.

War es möglich? fuhr es ihm durch den Kopf. Hatten die eingeschüchterten Bauern Zachaban nicht erzählt, daß sie der Rahja zu Ehren ein Fest gefeiert hatten, am Tag bevor er nach Roswylde gekommen war? Die Dörfler waren noch ganz überrascht gewesen über den neuen Götterdienst, hatten ihn aber gern angenommen, als sie merkten, daß es ein loser und ausgelassener Dienst war, mit Schmaus und Tanz und brünstigem Treiben.

Rahja?

Aber natürlich! War Rahjas Gespiele Khabla nicht der Muttervater des verfluchten Levthan, den die Hexen in Gestalt eines Widders verehrten? Und war die Göttin des Nachtvolks, die finstere Satuaria, nicht in unauslöschlicher Haßliebe diesem Levthan verbunden?

In Kunrads Augen glomm ein eisiger Glanz auf, und sein Mund verhärtete sich. Ein Zwiespalt zerriß seine Seele. Einerseits war Rahja eine der zwölfgöttlichen Geschwister und verdiente Ehre und Anerkennung, nur – diese Anerkennung war bei Kunrad und den meisten anderen Praiosgeweihten ein bloßes Lippenbekenntnis. Freilich hätten sie niemals offen gegen Rahja gesprochen, das hätte bedeutet, an der von Ewigkeit her gültigen Ordnung, an den Thronen der Götter selbst zu rütteln. Also ließen sie die Holde Göttin in Worten bestehen, aber sie sahen ihren Gläubigen scharf auf die Finger.

Rahja also beschützte diesen Verdammten. Natürlich nicht in eigener Person – vermutlich hatte sie Sulvo gesandt, ihre Botin und Dienerin.

Und gegen die Freude war Kunrad machtlos. Die Inquisition lebte von Angst und Not; wie sollte er einen Delinquenten in heilsamen Schrecken versetzen, dessen Herz von Freude erfüllt war? Ohne die Angst war der körperliche Schmerz wertlos. Ein von Sulvo

Erfüllter würde die Tortur stumm ertragen oder vor Schmerzen brüllen, je nachdem, wie stark er war, aber er würde nicht zusammenbrechen.

Nur – welchen Plan verfolgte die Göttin? Wenn sie den Schwarzen Baron schon beschützte, warum stärkte sie ihn dann nicht, so daß er eisern leugnete und mit aller List und Tücke zu entfliehen versuchte. Warum bewog sie ihn zu einem vollen Geständnis? Kunrad fiel es trotz all seiner geistlichen Gelehrsamkeit schwer, sich Rahjas Wege auch nur entfernt vorzustellen, denn die Freude bedeutete ihm nichts und den Rausch kannte er nur als die Lust am Untergang. Aber irgendeine List wob die Göttin, und er würde auf der Hut sein, von ihr nicht betrogen zu werden.





11. Kapitel

Fürstin Sybia von Aranien schritt am Fenster ihres Arbeitszimmers auf und ab, während ihre Hofdamen schweigend auf ihre Anweisungen warteten.

Mit mittlerweile sechzig Jahren war die Fürstin immer noch eine eindrucksvolle Erscheinung. Ihr rotes Haar, ihre vornehm blasse Haut, ihr prächtig mit Perlen und Spitzen geziertes Staatskleid mit dem eng geschnürten Mieder machten sie zu einer faszinierenden Frau, auch wenn das Alter bereits seine Furchen und Fältchen in ihr großäugiges Gesicht gegraben hatte. Sie nahm es mit Leichtigkeit, daß sie alt wurde – mochte sie ein paar Runzeln bekommen, solange sie nur rüstig genug war, die Staatsgeschäfte zu führen und ihrer geliebten Falknerei nachzugehen!

Im Augenblick freilich erfüllten düstere Gedanken den Sinn der hohen Frau. Es hatte eine Weile gedauert, bis sie sich erinnerte, wer mit dem Namen Ofrim Roswylde gemeint war – es gab Barone in ihrem Reich, die nur die Zehntgrafen kannten. Jetzt war es ihr wieder eingefallen. Vor Jahren hatte sie ihn bei einer offiziellen Feierlichkeit im Spiegelpalast gesehen ... einen hochgewachsenen Mann mit sehr schönem, reichem Haar, der immer zwei Schritt hinter seiner Schwester herlief.

Sybia hatte sich ihren Teil gedacht, als sie die beiden nach dem Bankett Hand in Hand beisammensitzen sah, aber nichts weiter gesagt. Diese Landadeligen in der Einöde waren alle ein wenig absonderlich. Man mußte ihre kleinen Schrullen stillschweigend hinnehmen.

Ihre Ratgeberinnen hatten ihr gesagt, daß die Geschwister ein großes Gut führten, sehr erfolgreich, wie es aussah, denn sie schickten viel Silber nach Zorgan. Angeblich waren sie Hexen, und ihre Gärten und Felder gerieten deshalb so gut, weil sie sie mit Magie fruchtbar machten. Nun, wenn schon. In Aranien war jede zehnte, die einem auf der Straße begegnete, eine Hexe, und niemand außer dem Inquisitor nahm Anstoß daran.

Nur – jetzt war eine kritische Wendung eingetreten.

Mit einem Seufzer wandte Sybia sich an die Wächterinnen an der Tür, zwei kräftige Rondragefällige in schimmerndem Küraß. »Bringt den Baron Roswylde herein.«

Sie wunderte sich ein wenig, als sie ihn von den beiden Soldatinnen begleitet durch die Tür treten sah. Kunrad von Marmelund – der draußen im Vorzimmer wartete – hatte seinen Gefangenen überraschend gut behandelt. Der Mann sah genauso aus, wie sie ihn in Erinnerung hatte: glänzende Haarflechten – länger,

als so manche Frau sie trug –, ein etwas kümmerlicher brauner Bart auf Kinn und Oberlippe, kohlschwarze Augen in umschatteten Höhlen. Anscheinend hatte Kunrad nicht gelogen, als er ihr geschworen hatte, daß er die beiden Gefangenen hinreichend essen und schlafen ließ und ihnen sogar ein Bad einmal in der Woche gewährte, wie es die Sitte der eiteln Aranier war.

Der Baron trug seine eigenen Kleider, enge rotsamtene Beinlinge und eine wadenlange violette Robe, die gut zu seiner blassen Haut paßte. Er wirkte ruhig und selbstsicher, trotz der Kette, die um seine Mitte gewickelt war und die eisernen Schließen an seinen Armen und Beinen verband. Als er die Fürstin vor sich sah, legte er eine der angeketteten Hände aufs Herz, verneigte sich tief und sank gleichzeitig auf die Knie nieder. Sybia staunte, wie elegant er diese komplizierte Bewegung vollzog, trotz der Ketten, die schwer an seinem Leib hingen.

»Steht auf«, befahl die Fürstin, nachdem sie den Wachen gewinkt hatte, sich zu entfernen. Dann sprach sie ihn geradeheraus an, aber mit gedämpfter Stimme, damit die Hofdamen am anderen Ende des Raumes nicht alles mithörten. »Hat der Inquisitor Euch oder Eure Schwester gefoltert?«

»Nein, Euer Durchlaucht«, erwiderte Ofrim mit ebenso leiser Stimme.

»Hat er Euch mit Drohungen oder Versprechungen gefügig gemacht?«

»Nein.«

»Warum in aller Welt gesteht Ihr dann die erstaunlichsten Dinge?« Sie blickte ihn aufmerksam an, suchte nach einer Spur von Mißhandlung auf seiner glatten Haut, einem Ausdruck der Furcht in den feuchtdunklen Augen, aber sie fand nichts.

Er erwiderte sanft: »Diese Dinge sind wahr.«

Sybia preßte die Lippen zusammen. Noch leiser als zuvor zischte sie: »Das weiß ich. Das weiß ganz Aranen. Aber müßtet Ihr es ohne Not dem Inquisitor erzählen? Welcher Dämon ist in Euch gefahren? Ihr bringt mir das halbe Land auf den Scheiterhaufen.«

Er schüttelte ruhig den Kopf, so daß das dunkle Haar seine Wangen streichelte. »Niemand wird ein Leid geschehen.«

Sie forschte in seinen Augen. »Hinter dieser Sache steckt mehr, als Ihr mich wissen laßt. Heraus mit dem Rest.«

Sie sah, wie der Mann tief durchatmete, dann hörte sie ihn sagen: »Ich hatte eine Vision ... Sulvo kam zu mir, in der Gestalt einer Freundin, und überbrachte mir den Befehl der Herrin Rahja, alles frei zu gestehen. Sie versprach mir, es würde niemand daraus Schaden erwachsen als allein dem Inquisitor.«

»Weiß der Inquisitor davon?«

»Ja. Er fragte mich danach, und ich gestand es ihm.«

»Ihr seid verdammt geschwätzig, Baron Roswyld. Was sagte er darauf?«

»Er wurde bleich und war sehr zornig, aber ich denke, meine Antwort kam ihm nicht unerwartet.«

»Er ist sehr klug«, bemerkte die Fürstin nachdenklich. »Aber was planen die Götter mit uns? Erzählt mir noch einmal Eure Vision. Mit allen Einzelheiten.« Ofrim gehorchte, und sie hörte ihm aufmerksam zu. Dann sagte sie: »Es scheint mir eher, als sei es Peraine, die Euch beschützt, auch wenn Sulvo die Botin war. Man erzählte mir, Ihr hättet alle fünf Jahre ein Opfer an ihren Tempel geschickt. Ist es nun Rahja oder ist es nicht doch Peraine?«

Ofrim antwortete leise: »Die Botin sagte, Namen hätten nichts zu bedeuten. Selbst die Hohen Herrinnen seien nur güldene Fäden, der Teppich selbst sei das Werk der Kraft. Ich verstehe nichts von diesen Dingen. Wenn ich bitten und opfern will, gehe ich zu den gütigen Bäumen.«

Sybia nickte. Sie wußte, daß viele Menschen in entlegenen Landesteilen Araniens noch viel älteren Religionen anhängen, als es selbst die Schwesternschaften Satuarias waren. Manche verehrten in kaum verhüllter Form die Götter der Achaz, andere die Gestirne, die meisten aber hatten ihre heimlichen Schreine, in

denen wie in grauer Vorzeit ihre Garten- und Feldgötzen saßen. Die Roswyldes hatten, da sie die Bäume verehrten, wohl viel elfisches Glaubensgut in der Familie bewahrt.

Sybia sagte mit ruhiger Stimme: »Ich hoffe, die Vision hat Euch nicht getrogen. Ich kann Euch gegen den Inquisitor nicht helfen, nachdem Ihr schon so viel gestanden habt. Wenn Ihr einer Täuschung erlegen seid, werdet Ihr brennen. Aber ich denke, Peraine ist gesonnen, Euch hilfreich zu sein, da Ihr Euer Land gut bestellt und Euch auf die Heilkunde versteht.« Sie beugte sich nahe zu ihm und flüsterte ihm ins Ohr. »Ich muß selbst vorsichtig sein, sonst hält man mich für eine Gehilfin Borbarads. Aber ich werde den Geweihten am Perainetempel sagen, sie möchten die Gütige Göttin bitten, daß sie alles zum Besten wendet. Nun geht.«

Er machte wiederum einen Hofknicks und wandte sich bereits zum Gehen, als Sybia mit gedämpfter Stimme hinter ihm herzsichte: »Ich hoffe sehr, Ihr täuscht Euch nicht, Ofrim Roswylde. Wenn Ihr der Heiligen Inquisition meine Untertanen ans Messer liefert, sollt Ihr vom Scheiterhaufen geradewegs in die kältesten Niederhöllen hinausfahren.«

Kunrad von Marmelund stellte fest, daß er vor einem Problem stand.

Anfangs war die Arbeit gut vorangegangen. Jeden Morgen ließ er den Hexer zu sich bringen und verhörte ihn zwei oder drei Stunden lang, dann ließ er ihm Essen geben, erlaubte ihm, ein wenig zu ruhen, und befragte ihn am Nachmittag weiter. Bei den Gesprächen waren außer Zachaban und den Schreibern immer zwei Hofdamen der Fürstin Sybia anwesend. Sie sollten ihr bezeugen, daß der Inquisit satt und ausgeschlafen war und niemand ihm ein Haar krümmte.

Sie konnten auch jederzeit die beiden Kammern im Obergeschoß des Inquisitionsturmes besichtigen, in denen der Inquisitionsrat die Geschwister untergebracht hatte. Beide Räume waren sauber und hell – aber sie lagen auch hoch oben im Turm, und Kunrad stellte mit Befriedigung fest, daß der Hexer sich näher am Erdboden entschieden wohler gefühlt hätte.

Die täglichen Gespräche hatten einen eigentümlichen Charakter angenommen. Stets wurde Ofrim – in schweren Eisen, aber in seinen eigenen Kleidern, frisch gewaschen und gekämmt – von zwei Eisernen Tigern in das Befragungszimmer, einen nüchternen weißgekalkten Raum, gebracht. Dort hieß man ihn, sich auf einen hölzernen Stuhl zu setzen, und die Soldaten zogen die Kette so straff darunter hindurch, daß er nicht aufstehen konnte. Während der Befragung wurden auch seine Hände auf den Rücken gefesselt, damit es ihm nicht etwa einfiel, die Inquisito-

ren mit einem Hexenfluch zu belegen. Kunrad kannte die Hinterlist des Nachtvolks und ging kein Risiko ein.

Die Befragung, die dann folgte, verlief in einem ruhigen, fast vertraulichen Ton. Die Echsen kamen nicht zur Sprache, und das Anatomenmesser blieb unsichtbar. Hauptsächlich ging es um Einzelheiten, die nur wichtig waren, um ein umfassendes Verhörprotokoll zu erstellen.

»Wenn du zum Hexenfest fliegst, worauf reitest du dann? Auf einem Besen?«

»Nein, wir besitzen zwei mannslange Pfosten aus Eichenholz, sehr schön geschnitzt, die schon lange in der Familie sind. Beide tragen Sattel und Zaumzeug wie Pferde. Meine Frau Mutter und meine Frau Großmutter haben sie auch benutzt.«

»Woraus bereitet ihr die Flugsalbe zu?«

»Aus Kräutern, Baumharz und Talg.«

»Nicht aus dem Fett eines neugeborenen Kindes?«

»Nein, wir haben nie *taubra* getan.«

»Auf diesen Festen ... hast du da Umgang mit den Weibern?«

»Oh, gewiß«, erwiderte Ofrim mit sichtlichem Selbstbewußtsein, »so viele mich wollen.« Sein Tonfall deutete an, daß er durchaus in der Lage war, auch mit einem größeren Ansturm fertig zu werden, und Kunrad haßte ihn mehr denn je.

»Und mit den Männern?«

Der Inquisit zuckte die Achseln. »Wenn ihre Frauen es wollen. Manche haben ihre Lust daran, zuzusehen.«

»Tust du das gern?«

»Nicht besonders.«

»Warum nicht?«

»Es langweilt mich, da es nicht meiner Neigung entspricht; aber die Sitte gebietet, den Frauen den Willen zu tun.«

In solchen Momenten hätte Kunrad von Marmelund ihm ohne weitere Feierlichkeiten den Pfahl durch den Leib treiben können. Im allgemeinen aber blieben sie beide ruhig, und die Federn der Schreiber kratzten eifrig über das Pergament. Der Schwarze Baron gab bereitwillig an, wen er auf den Hexenfesten getroffen hatte, und die Liste der Verratenen wurde lang und länger.

Ende Ingerimm stellte der Hochgeweihte des Praios fest, *daß sie allzu lang war.*

Er hatte die Liste bislang geheimgehalten und noch niemanden verhaftet; er wollte gewissermaßen mit einem einzigen Besenstrich ganz Aranien ausfegen, sobald er Ofrim den öffentlichen Prozeß gemacht und dieser die Namen auch vor Gericht genannt hatte. Nur – jetzt wurde ihm klar, daß er dazu eine Schwadron gebraucht hätte. Was heißt eine Schwadron – eine Armee!

Erst hatte er dem verfluchten Hexer die Liste der Verdächtigen, die er selbst erstellt hatte, vorgelesen, und Ofrim hatte ihm jeden Namen bestätigt. Dann hatte er ihm die vertraulichen Listen des Tempels vorgelesen und mit Befriedigung festgestellt, daß der Inquisit auch hier nicht hinter dem Berg hielt. Damit bestätigte er zwar Kunrads Verdacht, daß das Hexenwesen weitaus verbreiteter und tiefer verwurzelt war, als man dachte, und die höchsten Gesellschaftskreise darin verwickelt waren – aber selbst der Platz vor dem Spiegelpalast hätte nicht Raum genug geboten für die Massenverbrennung, die darauf folgen mußte. Ganz zu schweigen davon, daß im Korn- und Gartenland Aranien das Brennholz knapp war.

Mit dem Schwert oder dem Strick aber durfte man Hexen nicht richten. Die kirchliche Halsgerichtsordnung verlangte, daß sie verbrannt wurden, mitsamt ihrem persönlichen Besitz und ihren *familiarii*, um sie zur Gänze von Dere zu tilgen und ins Nichts zu zerstreuen. Eine andere Hinrichtungsart erbrachte gar nichts, ja sie trug die Gefahr in sich, daß die dämonischen Nephazz in die Leichen der Gerichteten fuhren und sie zu untotem Wesen erweckten.

Kunrad mußte gestehen, daß er nicht weiter wußte. Die Flut der Inkulpierten überschwemmte ihn. Nicht einmal der Schatzmeister in Fasar hätte ihm genug Häscher und Folterknechte und Holzscheiter schik-

ken können. Nur – er konnte auch auf keinen einzigen Namen verzichten; er hing fiebrig an den Lippen des Verräters, um noch mehr und noch weitere Namen zu hören. Der Gedanke, daß auch nur eine einzige der Beschuldigten ihm ungestraft entkommen könnte, machte ihn krank.

Vor seinem inneren Auge stand die Vision, ganz Aranien auf einmal auszufegen, die letzte Hexe schreiend aus ihrem Winkel zu zerren und auf den Scheiterhaufen zu stoßen, dessen Rauch als ein wohlgefälliges Opfer zum Himmel aufsteigen sollte. Dann würde Praios' Zorn gestillt und seine eigene Qual zu Ende sein – dann konnte er ruhen von seinem Werk und des Nachts friedlich schlummern, statt von den Nachtmahren der Verfluchten gepeinigt auf seinem Bette zu kauern.

Denn die Hexen wußten um sein Werk und taten ihm jeden Tort an, der ihren verderbten Hirnen nur einfiel. Vor allem Männer waren es in letzter Zeit, die ihn mit Traumgestalten heimsuchten, als hätte Ofrims Gegenwart sie zu ihrem bösen Tun angestachelt. Die glühenden Augen aufgesperrt wie Käuzchen, die Arme und Beine verrenkt wie Wasserspeier, hockten sie auf seinem Bett. Die ganze Nacht lang verfolgte ihn oft der Moschusgeruch, der ihre wahre Natur anzeigte. Sie schoben sich lüstern herausfordernd an ihn heran, und immer wieder lockten sie ihn, in die gifti-

gen Früchte zu beißen, aber immer wieder bewahrte ihn Praios. Immer sah er im letzten Augenblick ihre Haut an der einen oder anderen Stelle aufplatzen und darunter den grünlich-glatten Schuppenpanzer hervorglänzen.

Manchmal kam Kunrad sogar der Gedanke, daß sie den Baron Roswylde zu ihm geschickt hatten, um ihn zu peinigen, so qualvoll war ihm die Gegenwart des Verderbten.

Mit aller Vorsicht achtete er darauf, ihn nie zu berühren, ja ihm nicht einmal nahezukommen. Aber er bekam den dumpfen, sumpfigen Reptiliengeruch nicht aus der Nase, der von ihm ausging. Er ertappte sich immer wieder dabei, wie er grübelnd die blasse Haut des Gefangenen anstierte und an die metallischen Schuppen dachte, die sich darunter verbargen. Oft widerstand er nur mit Mühe dem Verlangen, das Anatomenmesser aus seiner Scheide zu ziehen und sich an Ort und Stelle zu überzeugen.

Aber es wäre Torheit gewesen, ihm zu diesem Zeitpunkt auch nur einen leichten Schnitt am Arm zuzufügen. Später, wenn die Prozesse und die Hinrichtungen vorbei waren, wenn er ihn ganz für sich allein hatte, dann würde er nachsehen – überall an seinem Leib und als erstes dort, wo er ihn am meisten verdächtigte.

An einem dieser Tage stellte Kunrad dem Inquisi-

ten die Frage, wie er seine Vertraute genährt habe. Der Baron antwortete wie immer offen und ehrlich. »Ich legte Merewin an die Brust, wie eine Mutter ihr Kind stillt. Es kam ein wenig Hexenmilch heraus, gerade so viel, daß sie satt war.«

»Öffnet ihm die Kleider«, befahl Kunrad den beiden Knechten, die hinter dem Gefangenen bereitstanden. Sie gehorchten, und der Inquisitor starrte die Brustwarzen des Mannes an, um die sich bereits wieder dünnes dunkles Haar rankte – nicht viel, nur ein Streifen in der Mitte und ein wenig auf den Brustmuskeln. Es war eine geschickte Täuschung, denn Echsen sind glatt wie Metall. Kunrad dachte: Wenn ich dir erst die falsche Haut abgezogen habe, werde ich sie mit Stroh ausstopfen und durchs Land schicken lassen, damit deinesgleichen weiß, was ihnen bevorsteht.

Laut bemerkte er aber nur: »Es ist gut. Schließt seine Kleider.«

Er spürte, wie seine Hände zitterten. Als er den Mann angesehen hatte, hatte ihn eine seltsame Versuchung überkommen. Nicht Lust – ihm graute bei dem bloßen Gedanken daran, diese Haut, dieses Fleisch unter den Fingern zu spüren. Nie war ihm etwas ferner gelegen als der Wunsch, einen anderen Menschen zu berühren, schon gar einen Mann – und am allerwenigsten einen Hexer.

Aber in unheimlicher Verkehrtheit war es justament dieser Abscheu, der sein Verlangen nährte. Eben das Wissen, daß ihm nichts mehr Widerwillen verursachte, fachte es an. Ein Dämon der Perversion versuchte ihn und lockte ihn, zu tun, was er am meisten verabscheute – was er kaum zu denken wagte, so sehr ekelte ihn davor.

Und es war mehr als das. Er wußte, daß Praios ihn vor seinem Angesicht verstoßen, ihn in die fernsten Niederhöllen verbannen würde, wenn er einen so unsäglichen Greuel beging; er wußte, daß es das Ende all seiner Hoffnungen, all seiner Träume gewesen wäre, den Mann unzüchtig zu berühren ... er wußte, daß er sich damit rettungslos in die Verdammnis gestürzt hätte. Und ein grauenhaftes Verlangen ergriff ihn, genau das zu tun, wie einen die Lust ergreifen mag, sich von einem hohen Balkon in die Tiefe zu stürzen.

Die Knechte glotzten ihn erstaunt an, als er mit einer ungewohnt abrupten Bewegung aufstand. »Ich will gehen und beten«, sagte er. »Schafft den Menschen hier fort!«

Die Aranier waren von Natur aus geborene Klatschmäuler, und so geheim die beiden Inquisitoren auch arbeiteten, so machte doch bald ein Gerücht in der Stadt die Runde – nicht nur unter den Töchtern Sa-

tuarias, sondern auch unter dem Volk, den Bürgern und Adeligen. Es dauerte nicht lange, bis alle Rahjas List erkannt hatten. Die Leute lachten über die Inquisitoren – wenn auch nur hinter der vorgehaltenen Hand.

Fürstin Sybia war eine der ersten, die begriff, was hier gespielt wurde – kein Wunder, da sie stets aus erster Hand informiert war – und sie gab einer ihrer Hofdamen den Befehl, Josmabith von Zorgan zu ihr zu bringen. Als die Kurtisane heimlich und unauffällig in die fürstlichen Gemächer geleitet wurde, nickte Sybia ihr zu und deutete auf einen der mit Goldsamt bezogenen Stühle. »Ihr dürft Euch setzen.«

Josmabith knickte, daß ihr kunstvoll gebauschtes, zimtfarbenes Kleid raschelte. Im Licht der Kerzen schimmerte ihre Haut in einem golden braunen Ton. Sie trug einen Turban aus Goldstoff auf dem Kopf. Bei jeder Bewegung strömte eine berauschende Ulikaneel-Duftwolke von ihr aus, die Fürstin Sybia etwas dick aufgetragen erschien.

»Ich möchte eine offene Antwort von Euch, Josmabith«, befahl die Fürstin. »Ofrim Roswylde hat dem Inquisitor unter vielen anderen Euren Namen genannt, als er die Hexen Araniens angab, und er nannte Euch die Oberste unter den Hexen. Hat er gelogen?«

Josmabith zögerte kurz, dann schüttelte sie mit einer gemessenen Bewegung den Kopf. »Nein.«

»Wie viele Hexen kennt Ihr persönlich?«

Nach kurzem Überlegen antwortete die Kurtisane:
»Etwa hundert Namen könnte ich Euch sofort nennen.«

»Wie viele, meint Ihr, sind es insgesamt?«

»Genau es kann niemand sagen, Euer Durchlaucht, da viele in der Einsamkeit wohnen, aber es werden wohl zwei von hundert in Aranien sein.«

»Könnt Ihr sie alle zum Rahjafest zusammenrufen?«

»Ohne Schwierigkeiten, denn die Schwestern – aber Euer Durchlaucht!« Die Augen der schönen Frau wurden so groß, daß das Weiße hervorblitzte. »Euer Durchlaucht!«

Sybia lächelte verhalten. »Ich habe Euch nichts befohlen und Euch keinen Vorschlag gemacht. Wenn sich etwas ergibt ... nun gut, das ist Eure Sache.« Ihr Lächeln erlosch, und das edle Gesicht wurde ernst. »Seht, Josmabith ... in Aranien hat es seit Menschengedenken keine Hexenverfolgungen mehr gegeben, und ich will nicht die erste Fürstin sein, unter der sie anfangen. Ich habe allzu lange geschwiegen, aus Furcht, sonst ein noch größeres Übel über Aranien zu bringen.«

»Es sind Schwestern ermordet worden«, mahnte Josmabith.

»Ja, das weiß ich. Aber die Verantwortung wiegt schwer in meinen Händen. Borbarads Statthalter streckt die Klaue nach meinen Grenzen aus. Manche

Hexen, heißt es, seien ihm gefällig; und auch hier im Lande ballen sich düstere Dinge zusammen. Darum kann ich mir es nicht leisten, generell der Inquisition die Augen zu verbinden ... So kommt es, daß ich einige geopfert habe, in der Hoffnung, die vielen zu retten. Aber nun weiß ich, daß Kunrad von Marmelund nimmer ruhen und rasten wird, bis er alles Nachtvolk Araniens vor Gericht gezerzt hat.«

Sie fuhr sich langsam mit der welkenden Hand über die Stirn. »Ich habe dieses Land von meiner Mutter geerbt, wie es ist – mit so vielen unterschiedlichen Völkern und so vielen Religionen. Mir liegt daran, daß die Leute in Frieden miteinander leben, Wohlstand schaffen und gedeihen. Wo die Hexen zu boshaft wurden, habe ich sie gezüchtigt, und wenn sie sich duckten, habe ich sie in Frieden gelassen. Es soll so bleiben. Die Streitigkeiten unter den Geweihten interessieren mich nicht. Ich bin eine Staatsfrau und keine Priesterin, und wer mir Lehnsfrau ist, mag anbeten, wen sie will, solange sie für Landfrieden sorgt und den Zehnten bezahlt.«

»Ihr seid eine gütige Landesmutter, Euer Durchlaucht«, murmelte Josmabith und neigte den Kopf.

Die Fürstin erhob sich, zum Zeichen, daß die Audienz beendet war, nur in ihren Mundwinkeln nistete noch ein leises, verschwörerisches Lächeln.

In den folgenden Tagen begann sich Zorgan mit Gästen zu füllen, unauffällig zuerst, aber bald sehr merkbar, bis die Schenken und Tavernen keine freie Kammer mehr hatten. Niemand wußte genau, woher die Leute – fast alles Frauen – eigentlich in die Stadt strömten. Sie kamen in aufgeputzten Kaleschen, hinter denen Diener und Sklaven herrannten, und auf den Eselskarren der Bürstenbinder, auf feurigen Rossen und mit Ochsengespannen, die gesenkten Hauptes dahintrotteten. Viele kamen zu Fuß. Manche tauchten in der Stadt auf, ohne daß man wußte, mit welchem Verkehrsmittel sie eingelangt waren. Zahlreiche Häuser, vornehme und schlichte, hatten Besuch. Die Stadt wimmelte von Fremden, und viele purpurne Blicke des Wiedererkennens wurden gewechselt.

Sogar im traditionellen Trubel vor den Rahjafeiertagen fiel dieses sonderbare Anschwellen der Bevölkerung auf, aber niemand vermochte sich aufs erste einen Reim darauf zu machen. Die Händler freuten sich, daß die Besucherinnen bei ihnen Kleider und Kostüme für den Festumzug kauften, die Putzmacherinnen und die Apotheker hatten alle Hände voll zu tun, die Nachfrage nach allerlei Putz, Schönheitsmitteln und zierlichem Tand zu befriedigen, und auch die Süßwarenhändler kamen auf ihre Rechnung, denn die zugereisten Damen waren sämtlich Leckermäuler. Dann kam das Gerücht auf, daß viel Nacht-

volk in die Stadt gekommen war, und am ersten Rahjafeiertag erwies es sich als wahr.

Das siebentägige Rahjafest war in Aranien (wie auch im übrigen Aventurien) eine Zeit, die den Narren und Schelmen, den Trunkenen und Berauschten gehörte; eine Zeit, in der die Griesgrame und Spielverderber in ihren vier Wänden verblieben, wenn sie nicht unbarmherzig geneckt und gequält werden wollten. Die Apotheker stockten ihre Vorräte an Rauschkraut mit frischen Lieferungen aus Al'Anfa auf und verkauften es an jeden, der wollte; die Weinhändler schleppten ans Tageslicht, was in den dunklen Kellern gereift war, die Hurenhäuser stopften frisches Stroh in die Betten, und die Rahjageweiheten warteten mit offenen Armen auf Gläubige.

Die Hauptstraßen von Zorgan waren mit Rosen und wildem Weinlaub geschmückt, allerorten hingen Fahnen und Girlanden von den Türmchen und Giebeln herab. Überall schallte Musik, in den Parks und öffentlichen Gärten wimmelte es von fröhlichen Gästen, die im Gras saßen und tranken oder sich in den Büschen vergnügten. Ein endloser Strom von Feiern den wälzte sich durch die Straßen – und alle trugen frech das rote Hexenmal auf der Stirne zur Schau, das ihre Kunst sonst vor fremden Augen verbarg!

Kunrad schäumte. Als er den Massenzustrom an Hexen bemerkte, erkannte schließlich auch er Rahjas

List, und nun stob er mit rauschenden Roben die Treppe hinauf und fuhr am Wachtposten vorbei in die Zelle des Gefangenen wie ein wütender Greif.

»Malefikus!« zischte er den erschrockenen Ofrim an. »Das wird dich teuer zu stehen kommen!«

Der Hexer wich alarmiert in den Mauerwinkel zurück, so rasch, daß die Ketten wie wildgewordene Schellen klirrten und rasselten. »Was habe ich Euch getan?« fragte er mit pochendem Herzen. »Ihr seid sehr zornig.«

»Als ob du das nicht wüßtest! Soll ich eine Armee aufbieten? Sie strömen in Scharen über die Straßen, eine frecher als die andere, und tragen alle das rote Mal auf der Stirn ... Bestie! Aber wenn sie mir auch entkommen, dich habe ich.« Seine Brust hob und senkte sich in einem wilden, keuchenden Atemzug. »Dich habe ich und dich lasse ich in Fasar auf offenem Markt entmannen und pfählen, Kreatur der Finsternis – aber zuerst lasse ich dich zusehen, wie es deiner Schwester ergeht.« Ein jähes böses Lächeln verzerrte seine Lippen wie im Krampf. »Du wirst einen greulichen Tod sterben, Ofrim Roswylde.«





12. Kapitel

Der frühe Rahjaabend breitete sich wie ein duftender, blauer Baldachin über die gewaltige Stadt Fasar. Das Firmament war noch hell, aber in den Parks und in den Häusern nistete bereits die Dunkelheit der Nacht, so daß in jedem Fenster Kerzen und Öllampen brannten. Rufus Bela Crontz-Fornsay lag in seinem gewohnten Diwan hingerekelt da und hörte sich an, was der Inquisitor ihm über sein Versagen in Aranien zu berichten hatte.

Das meiste davon hatten ihm seine Spione bereits mitgeteilt, aber er genoß es, Kunrad die peinliche Geschichte selbst erzählen zu lassen. Der Mann sah erbärmlich aus, grau wie Asche, mit zitternden Händen, und in seinem kurzgelockten blonden Haar glitzerten weiße Strähnchen. Seine Augen brannten wie zwei saphirblaue Flammen unter dem roten Filzrand der Kegelmütze. Rufus hatte den Eindruck, daß er nahe daran war, den Verstand zu verlieren, denn seine Zähne klapperten beim Reden, als säßen sie lose im Mund, und er flocht unablässig die Finger ineinander.

»Habt Ihr wenigstens die beiden Geschwister noch in der Hand?« fragte der Schatzmeister spöttisch. »Oder sind diese Vögel Euch auch ausgeflogen?«

»Die habe ich«, knirschte Kunrad. »Und bei Praios' Ehre, ich werde ihnen einen grausamen Tod bereiten.«

»Ein schwacher Trost, nachdem sämtliche Hexen Araniens uns auf der Nase herumtanzen! Aber ich würde diese beiden Ungeheuer gern sehen. Man sagte mir, sie seien sehr schön.«

Kunrad zuckte abfällig die Achseln. »Schöne Tiere – blanke Augen, seidiges Fell, gesunde Zähne. Sie sind kaum menschlich, Euer Hochwürden. Als sie in Zorgan in Gefangenschaft saßen, im Vorhof des Todes, da hatten sie keinen anderen Gedanken als den, ob sie Salböl in ihr Bad bekommen könnten. Ihre Götter sind ihr Bauch und ihr Schoß, sie sind eitel und nichtig, genäschig und brünstig, zu keiner höheren Regung fähig. Sie stehen so niedrig, daß sie die stummen Bäume anbeten und nackt um sie herumtanzen, wenn das Madamal krumm ist.«

Er holte tief Atem und beugte sich vor. »Aber es ist noch nicht alles verloren, Euer Hochwürden. Ich habe von dem Menschen gewisse Aufschlüsse bekommen und muß jetzt keine Rücksicht mehr darauf nehmen, ihn heil und gesund zu erhalten. Ich werde ihn solange foltern lassen, bis er mir alles über die Echsenwesen gesagt hat.«

Rufus machte eine abwehrende Handbewegung. »Nicht zu stürmisch, mein guter Kunrad. Bedenkt, es

gibt nicht viele so erfreulich geschwätzige Hexer. Ihr tut Praios' Sache mehr Schaden als Nutzen, wenn der Mann Euch unter den Händen stirbt. Bezähmt Euren Eifer und seht zu, daß Ihr mit Versprechungen und Drohungen etwas erreicht.«

Der Inquisitor nahm sich diesen Rat zu Herzen. Am nächsten Morgen ließ er den Hexer in die Folterkammer des Tempels bringen und verbrachte zwei gute Stunden damit, ihm jedes einzelne Folterinstrument aufs ausführlichste zu erklären. Und damit es nur ja kein Mißverständnis gab, ließ er ihn sogar die Finger in die Daumenschrauben stecken und probierte ihm den eisernen Ring mit dem Dorn an, den der kunstreiche Zachaban konstruiert hatte.

Kunrad stellte mit Befriedigung fest, daß Ofrim sehr bleich und nachdenklich war, als er ihn schließlich in seine Zelle zurückführen ließ.

Gegen neun Uhr am nächsten Morgen wurde der Hexer in die Folterkammer gebracht, wo schon die beiden Inquisitoren, der Gerichtsschreiber, der Torturmeister und sein Knecht sowie ein Wundarzt bereitstanden. Man befragte ihn, ob er von den Echsenwesen wüßte; er antwortete mit Nein.

Daraufhin drohte Zachaban: »Wenn du nicht bekennt, Malefikus, mußt du die hochnotpeinliche Frage erleiden.«

Ofrim biß sich auf die Lippen und schwieg.

»Hast du all die Werkzeuge, die zur Erkenntnis der Wahrheit notwendig sind?« fragte Zachaban den Henker.

Der Mann antwortete: »Sie liegen bereit.«

Dann wurde der Inquisit entkleidet und nackt vor die Augen der Anwesenden gestellt. Der Henker untersuchte ihn noch ein weiteres Mal, ob er Fischschuppen am Körper oder andere verräterische Zeichen hätte, aber er fand nicht mehr als das erste Mal. Auf Befehl des Inquisitors wurden Ofrims Hände dann an zwei Stricke gebunden, die über eine an der Decke befestigte Rolle liefen. Der Henker konnte ihn nach den Anweisungen der Inquisitoren mit heftigem Rucken hochziehen oder herunterlassen. Nun hängte man ihm an jedes Bein ein Gewicht von zwölf Stein und zog ihn hoch.

Ofrim brüllte wie ein Stier.

»Was weißt du von den Echsen?« fragte der Inquisitor.

Er bekam keine Antwort.

Daraufhin zog man ihn ein zweites und drittes Mal hoch, und jedesmal schrie er, daß den Zuhörern die Ohren gellten, aber er bekannte nicht. Die Haut an seinen Handgelenken und Fußknöcheln zerriß, und die Knochen der Beine traten aus ihren Gelenken.

»Was weißt du von den Echsen?«

Wiederum fragte der Inquisitor vergeblich.

Daraufhin fachte der Henker auf seinen Befehl hin ein Becken mit glühenden Kohlen an, und sein Knecht entzündete zwei Kerzen.

»Zieht ihn vier Spann hoch vom Boden«, befahl Kunrad, »stellt ihm das Kohlenbecken unter die Füße und haltet eine Kerze unter jede Achsel.«

Der Torturmeister gehorchte. Die Haare unter den Achseln des Inquisiten knisterten und rauchten in der Flamme, und Ofrim schrie gellend. Die Kerzen wurden ausgelöscht, und das Becken mit den glühenden Kohlen unter seine Füße gestellt. Die Schreie des Gefolterten gingen in ein rauhes, tierisches Gebrüll über.

Kunrad saß unbeweglich auf seinem gepolsterten Stuhl. »Was weißt du von den Echsenwesen?«

»Laßt mich los«, keuchte Ofrim.

»Wenn du bekennst, lassen wir dich los.«

Der Hexer knirschte mit den Zähnen, aber dann stieß er hervor: »Ich will bekennen.«

Daraufhin zog der Henker das Becken weg, nahm die Gewichte von seinen Beinen und ließ ihn herunter. Der Gefolterte brach auf dem Boden zusammen, als hätte er keinen Knochen mehr im Leibe.

»Feiger Weiberknecht«, murmelte Zachaban. Dann wies er die Knechte an, den Gefangenen an der Wand hinzusetzen.

Eine Weile saß Ofrim dort mit hängendem Kopf

und verdrehten Augen, aber nachdem man ihm ein Glas Rum mit Wasser gegeben hatte, erholte er sich und begann seufzend zu sprechen. »Was wollt Ihr wissen, Herr?«

Kunrad preßte erwartungsvoll die Handflächen gegeneinander. »Bist du eine Echse?«

»Ja.«

»Ist deine Schwester eine?«

»Ja.«

»Zeig mir deine wahre Gestalt.«

»Das kann ich nicht.«

»Wenn du es nicht tust, werde ich dir die Haut abziehen, unter der du deinen Schuppenpanzer versteckst.«

»Ich kann es nicht. Bei dem Ritual, das wir jährlich vollziehen, legen wir unsere Echsenhaut ab und können sie erst nach einem Jahr wieder erlangen.«

»Wie lautet dein wahrer Name?«

»Ssr'thon'choth, das heißt ›Fieberfluch‹.«

»Du bist ein Echsenpriester?«

»Ja.«

»Und deine Schwester?«

»Sie auch.«

Es war der Anfang eines sehr langen Gesprächs. Um sicherzugehen, daß der Inquisit es sich nicht mehr anders überlegte, ließ Kunrad ihn auf einen hölzernen Stuhl binden und ihm die Schraubstöcke

an die Hände legen. Das waren Stäbchen aus Buchsbaumholz, die mit Schnüren verbunden waren. Sie wurden so zwischen die Finger gesteckt, daß sie die Knochen berührten. Der Torturmeister konnte durch Zug an den Schnüren die Finger zusammenpressen, bis sich das Fleisch von den Knochen löste und sie zerbrachen.

Hin und wieder mußte er in den nächsten Stunden davon Gebrauch machen, aber der Gefangene trotzte nie lange. Sobald der Henker schnürte, brach er in schrille Schreie aus – wie das Gekreisch von Katzen klangen sie in Kunrads Ohren – und ließ sich sehr rasch überzeugen, daß es nur zu seinem Besten war, wenn er nachgab.

Kunrad befragte ihn bis spät in den Abend hinein. Er mußte dreimal den Schreiber wechseln, weil dem die Hand vom Schreibkrampf steif geworden war, aber er war nicht willens, sich ein Wort entgehen zu lassen. Erst als Ofrim ihm trotz der Schmerzen einschloß, gab er nach und ließ ihn in seine Zelle zurückbringen.

Der Hexer lag auf seinem Strohlager hingestreckt und starrte durch die schmale Luke in der Mauer in den Nachthimmel über Fasar hinauf. Der Wundarzt hatte ihm Hand- und Fußgelenke verbunden und ihm eine Salbe in die verbrannten Achseln geschmiert; den-

noch tat ihm alles lästerlich weh. Er bewegte sich vorsichtig. Sie hatten ihm die Ketten für die Nacht abgenommen, nur der eiserne Ring, der seine Zauberkraft brechen sollte, lag um seinen Hals.

Ofrim wünschte, er könnte ein *balsamsalabunde* über seine Verletzungen sprechen, aber Kunrad durfte nicht wissen, daß ihm trotz des Eisens einiges an Zauberkraft geblieben war. Vermutlich hing es mit seinem elfischen Erbe zusammen, daß das magiefeindliche Metall ihn nicht so völlig hemmte, wie der Inquisitor erwartete. Es war besser, die Kraft geheimzuhalten; vielleicht konnte sie ihm eines Tages von Nutzen sein. Also blieb ihm fürs erste nichts anderes übrig, als Schmerzen zu leiden.

Dennoch war er überaus zufrieden mit sich. Es ging alles nach Plan. Morla würde stolz auf ihren listigen Bruder sein. Kunrad war überzeugt, daß er ihm ein geheimes Wissen abgequält hatte. Er würde begierig seinen Worten lauschen und kein einziges Mal den Verdacht hegen, daß Ofrim ihm das Blaue vom Himmel herunterlog.

Was hätte ich sonst tun sollen? fragte der Hexer sich selbst. Dieser Irre wäre tatsächlich imstande gewesen, mir den Bauch aufzuschlitzen ... ich mußte ihn irgendwie überzeugen, daß ich ihm die Wahrheit sage. Ich hoffe nur, er kann mir nicht so tief ins Herz sehen, daß er meinen Betrug durchschaut, sonst läßt

er mich foltern, bis mir die Sonne durch den Leib scheint.

Jetzt blieb ihm nur noch übrig, sich eine gute Geschichte auszudenken. Darauf verstand er sich: Er hatte Morla nicht selten damit unterhalten, daß er ihr fantastische Geschichten erzählte, von Schafen, die über den Mond sprangen, und Katzen, die die Fiedel spielten, und Gabel und Löffel, die Menuett tanzten.

Am besten, er kramte einmal alles aus, was er an Erinnerungen an die Echsen besaß. Kunrad würde es nicht auffallen, wenn er hin und wieder ein wenig stotterte und stockte; er dachte ja, daß er ihm jedes Wort gegen ein gewaltiges inneres Widerstreben herausriß.

Mein Name ist Ssr'thon'choth, ich bin ein Priester der H'Rangarim. Ich bin unermesslich alt, ich habe meine Seele von einem Körper zum anderen getragen, bis zu diesem menschlichen Leib. Der Kult, dem ich vorstehe, ist grauenhaft ...

Mitten in seinem Grübeln schlief er erschöpft ein. Und da die Gedanken ihn so sehr beschäftigten, träumte er von den Echsen. Er befand sich in einer nächtlichen Landschaft titanischer Felsblöcke, an denen wie Frauenhaar schwarzer Tang herabhing. Sie waren deutlich sichtbar, denn die Sterne waren ungewöhnlich hell. Es mußte irgendwo am Meeresstrand sein, denn er hörte das rhythmische Glucksen

der Flut, die in kleine Buchten und Löcher spülte. Glitzernde Sterne standen ihm klar und deutlich vor Augen, aber sie waren zu fremden Sternbildern angeordnet. Das Madamal hatte einen kleineren, rötlich leuchtenden Trabanten bei sich. Unbekannte Wandelsterne zogen so rasch über den Himmel, daß er sie von Stern zu Stern eilen sah. Er spürte die Anwesenheit vieler Wesen. Sie drängten sich schattenhaft am Fuß der Blöcke, eine erwartungsvolle Menge, deren starre Schlangenaugen allesamt an ihm hingen.

In seinem Traum war er ein Echsenpriester in einem steifen, kegelförmigen Mantel, eine vor Edelsteinen starrende Tiara auf dem Kopf, einen Hakenstab in den schuppigen Klauen. Er stand vor einem Altar, auf dem ein undeutlich sichtbares Opfer lag. Eine unbeschreibliche Musik – am ehesten einem quäkenden Pfeifen vergleichbar – erfüllte die Luft. Er beugte sich vor, hob ein mächtiges krummes Messer und dann schlitze er mit einem einzigen Schnitt dem schemenhaften Opfer den Bauch auf. Bleiches Gekröse quoll übelriechend heraus. Dienstbare Leviatanim sprangen herbei, schleppten das sterbende Opfer beiseite und führten gleich darauf ein anderes heran, das ebenfalls auf den Altar gelegt wurde ...

Ofrim sah und hörte sich selbst mit hoch erhobenen Schuppenarmen Anrufungen singen. Seine Sprache zischte und lispelte mit gespaltener Zunge. Ein fernes

Donnern erfüllte die Luft, als rumpelten Felsstürze von den gewaltigen Blöcken. Es kam näher, und schon bald unterschied er in dem ohrenbetäubenden Lärm den Klang titanischer Schritte. Etwas näherte sich im Halbdunkel, eine Masse wie ein kohlschwarzer Berg, der sich tappend näherwälzte ...

Er fuhr atemringend aus dem Schlaf hoch und brauchte eine Weile, bis er begriff, wo und was er war. Der Traum hatte ihn erschreckt, aber nun, da er wach war, war er durchaus zufrieden damit. Jedenfalls wußte er jetzt, was er Kunrad morgen als erstes erzählen würde.

In den ersten Tagen danach wurde Ofrim noch in die Folterkammer gebracht, wenn der Inquisitor ihn befragen wollte, aber bald war Kunrad überzeugt, daß er den Willen des Hexers gebrochen hatte. Ein- oder zweimal versuchte er, den lodernden Blick tief in das Herz des Inquisiten zu senken, nur – was er dort sah, verwirrte ihn. Er fand weder Gedanken noch Pläne, sondern nur einen konfusen Strom innerer Bilder, die wie ein Zug von Phantomen an ihm vorbeistürzten. Schließlich kam er zu der Überzeugung, daß der Hexer überhaupt nicht fähig war, in sinnvollen Zusammenhängen zu denken, und er verachtete ihn noch mehr als zuvor.

Ofrim ging es mittlerweile von Tag zu Tag besser.

Die Wunden der Folter verheilten, und Kunrad ließ ihn seit kurzem in einer gewölbten Kammer neben der Folterkammer befragen, so daß er die schrecklichen Instrumente wenigstens nicht andauernd vor Augen hatte. Er brauchte sich auch keine Sorgen zu machen, daß ihm etwa nichts einfiele. Die Verhöre beschäftigten ihn so sehr, daß er Nacht für Nacht von Echsen träumte, ein Traum wüster als der andere, und am Morgen hatte er dann genug zu erzählen. Kunrad sog seine Worte auf wie ein Schwamm.

Das Seltsame an der Sache war freilich, daß seine Träume irgendwie folgerichtig waren. Sie schienen eine Geschichte zu erzählen, die mit dem Opfer unter den titanischen Blöcken begann und sich in nächtlichen Folgen fortsetzte. Anfangs träumte er von den Monolithen, die wie vom Himmel gestürzt in einer flachen Landschaft standen. Ihre Wände und Flanken, die von grünem Schlamm getroffen, waren von Hieroglyphen bedeckt. Aus der stickigen Luft um ihn war eine Stimme erkungen, die in Worten sprach, aber was für Worten! Selbst die zungenbrecherischen Laute des Rssahh vermochten die chaotische Unordnung von Buchstaben nicht wiederzugeben, die einem unsichtbaren Schlund entquollen, aber sie fraßen sich quälend in das Gehirn wie ein unlösbares Rätsel.

Immer war er in diesen schlammtropfenden Unheilstätten damit beschäftigt, blutige Opfer zu brin-

gen, und allmählich wurden die Umrisse dieser Opfer deutlicher. Er sah, daß es Kinder waren, die er tötete, Kinder jeden Alters vom Säugling bis zum fast erwachsenen Zwölfjährigen. In noch späteren Traumsequenzen erkannte er, daß es sehr schöne Kinder waren, als wären sie besonders für dieses Ritual ausgesucht worden. Im Traum warf er ihre Glieder und Köpfe in einen Topf und kochte sie, bis das Fleisch von den Knochen fiel; den gräßlichen Brei schütteten die Zelebranten auf den Boden, einem unbestimmbaren dunklen Etwas zur Nahrung und zum Opfer. Wenn er dann erwachte, schauderte ihn vor dem Traum, denn er mochte Kinder, und der Anblick der zarten Glieder, die zerstückelt auf dem Altar lagen, erfüllte ihn mit Grauen und Schmerz.

Später waren es nicht mehr die finsternen Monolithen, unter denen er stand, sondern eine in Mondlicht gebadete Stadt. Sie wirkte unbeschreiblich alt, und doch wußte er, daß sie erst lange nach den Opferstätten unter den Felsen erbaut worden war. Das dumpfe Trommeln der Dablas – oder eines vergleichbaren Instruments – widerhallte in den Gassen und Durchgängen. Ein anderes Instrument brachte ein dünnes, auf- und abschwellendes Pfeifen hervor, dem bösarigen Singen des Windes vergleichbar, wenn er über eine Paßhöhe weht. Wieder stand Ofrim vor einem Altar, den ein fahles Feuer umzuckte, und um ihn

herum wieherten, heulten und piffen Scharen ekstatischer Zelebranten, als er das im Madalicht funkeln-de Messer hob und das Opfer zerfleischte.

Kunrad lauschte begierig, wenn Ofrim ihm diese Ereignisse erzählte. Als eine Pause eintrat, fragte er: »Wie bist du geworden, was du heute bist?«

»Gebt mir einen Becher Wasser«, bat Ofrim. Seit er sich sicherer fühlte, hatte er angefangen, um kleine Erleichterungen zu bitten – einen Becher Wasser oder die Erlaubnis, ein paar Schritte auf und ab zu gehen, weil ihm vom langen Sitzen die Glieder steif wurden.

Kunrad gewährte es ihm, drängte jedoch: »Beantworte meine Frage.«

Das fiel Ofrim nicht schwer, denn in der vergangenen Nacht hatte er geträumt, daß er ein abstoßendes Ritual vollzog, das sicherstellen sollte, daß seine Seele schon zu Lebzeiten ihren Körper wechseln konnte. »Ich suchte einen, in dessen Körper ich weiterleben konnte«, berichtete er. »Da sah ich den Knaben – einen hübschen Knaben mit Elfenblut in den Adern, dem ein langes Leben bevorstand. Ich tauschte meine Seele mit der seinen und schickte ihn in meinem wurmzerfressenen Krötenkörper zurück in die Sümpfe, während ich seinen Platz einnahm. Meine Gefährtin Ych'thszz tat dasselbe mit seiner Schwester. Wenn die Körper abgelebt waren, tauschten wir sie.«

»Du wirst keinen Körper mehr tauschen, Malefikus«, bemerkte Kunrad zufrieden. »Ich werde dich zu Asche verbrennen lassen, dich und deine Schwester, und ihr werdet tot sein und tot bleiben. Nun sage mir ...«

Allmählich begann sich Ofrim zu wundern. In stillen Stunden, wenn er alleine in seiner Zelle lag, dachte er über die Träume nach. Es stimmte, er war immer schon ein Lügner und Geschichtenerzähler gewesen, aber diese Traumgesichte schlugen seine wildesten Fantasien. Und wie verblüffend folgerichtig sie waren! Es schien ihm wirklich, daß er nicht wirre Traumfragmente wiedergab, sondern einem alten, vom Staub der Jahrtausende bedeckten Geheimnis auf die Spur gekommen war. Hin und wieder überkam ihn sogar der Gedanke, daß seine Erinnerungen auf geheimnisvolle Weise zurückgewandert waren in eine Zeit lange vor seiner Zeit, daß er zurückkehren konnte ins alte echsische Elem und zu noch älteren Stätten.

Bevor er jedoch noch eine Lösung finden konnte, geschah etwas anderes.

Zwei Wochen später erstattete Kunrad seinem Vorgesetzten von neuem Bericht und vergaß nicht zu erwähnen, daß er nun etwas Besseres in Händen hatte als alle Hexen Zorgans. »Ich weiß jetzt, wie sie die

Verbindung herstellen«, erklärte er. »Als die Feindseligkeit gegen die Echten immer größer wurde und sie sich zurückziehen mußten, tauschten gewisse Priester ihre Seelen mit denen von Menschen. So glitten sie unbemerkt in die Gesellschaft der Menschen hinüber und wurden zu H'Echten.«

Ein schräges Lächeln kräuselte die Lippen des Schatzmeisters. »Das hört sich sehr interessant an. Laßt den Echtenpriester zu mir bringen, ich möchte ihn selbst sehen. Die Dame vorzuführen wäre wohl nicht schicklich.«

Er bemerkte den Blick, den Kunrad ihm zuwarf, reagierte aber nicht weiter darauf.

Wenig später führten zwei Soldaten der Tempelwache und zwei dienende Brüder den Gefangenen herein. Rufus blickte ihn an und mußte sich bezwingen, um nicht durch die Zähne zu pfeifen. Schöne Tiere! Nur ein Narr wie Kunrad war blind dafür, wie faszinierend dieser Bursche aussah, der die sinnlichen Züge der Tulamiden, aber die feine helle Haut der Mittelreicher hatte. Bronzebraunes Haar, das in einer seidig schimmernden Welle über Schultern und Rücken floß. Lippen, so rot und feucht wie Granatäpfelschalen. Eine Gestalt wie ein junger Baum. Schöne Hände, freilich mit tierhaft langen, gebogenen Nägeln. Und wie kühn er stehenblieb, anstatt augenblicklich auf die Knie zu fallen!

»Du stehst vor dem Schatzmeister des Praiostempels, Hexer«, ermahnte er ihn in einem trügerisch sanften Ton.

»Ich sehe es«, erwiderte der Gefangene.

Rufus gab den Wachen ein Zeichen, und sie stießen Ofrim so grob zu Boden, daß er kettenrasselnd der Länge nach hinschlug und sich im Fall die Lippen blutig biß. Als sie ihn wieder hochgezerrt hatten, lächelte der Geweihte immer noch.

»So ist es besser, mein Freund. Zeige stets Ehrerbietung vor einem Höhergestellten, wenn du Praios gefällig sein willst.« Er beobachtete mit Befriedigung, wie Ofrim das blutige Rinnsal abzulecken versuchte, das ihm von der zerbissenen Lippe in den kärglichen Kinnbart rann. »Ich habe dich einiges zu fragen, und ich hoffe um deinetwillen, daß du mir ebenso offen Auskunft gibst wie dem Inquisitionsrat hier. Was Euch betrifft, Kunrad – Ihr könnt gehen.«

Der Geweihte bäumte sich auf, als wollte er sich der Entlassung widersetzen; auf einen scharfen Blick des Schatzmeisters hin duckte er sich jedoch und schritt mit flatternden Roben zur Türe hinaus. Rufus winkte seinen Diener Chadim herbei und befahl den Wachen, sie mit dem Gefangenen alleinzulassen.

Sobald die Männer gegangen waren, streckte er sich bequem aus, griff nachlässig in die Schüssel mit kandiertem Kürbis, die an seinem Ellbogen stand,

und betrachtete den Mann von oben bis unten. Chadim kauerte unterwürfig an der Seite des Diwans und wartete auf seine Befehle.

Der Praiosgeweihte fragte dies und jenes, aber er kümmerte sich nicht sehr um die Antwort; er fragte nur, um sicherzugehen, daß der Mensch ihm tatsächlich antwortete. Seine Gedanken waren bei dem Äffchen in seinem Käfig. Er spürte, wie es sich in seinem Leib regte, und diesmal waren es keine Blähungen. Schließlich bemerkte er: »Der Inquisitor erzählte mir, er würde dich entmannen und pfählen lassen, ehe er dich den Flammen übergibt. Das scheint mir eine gute Idee – ein schöner Delinquent gefällt den Leuten. Dein Haar wird brennen wie ein Feuerschweif. Wie alt bist du?«

»Um die neunzig.«

Rufus Bela kaute an seinem Daumennagel, der bereits bis ins Fleisch hinein abgekaut war. »Sieh an. Dann hast du also Elfenblut in dir?«

»Ja.«

»Deshalb also bist du so schön.« Der Blick des hochwürdigen Schatzmeisters wanderte mit zweideutigem Ausdruck über die Hüften des Inquisiten. Er wandte sich seinem Diener zu. »Bring ihn näher zu mir, Chadim.«

Als Ofrim, von Chadim geführt, mit mühseligen Schritten an ihn herantrat und vor ihm stehenblieb,

befahl Rufus Bela Crontz-Fornsay dem Diener: »Öffne ihm die Kleider.«

Chadim gehorchte.

Ofrim stand bewegungslos da, mit ausdruckslosen Augen und fest zusammengepreßten Lippen.

Rufus glotzte seine Levthansfrüchte an und hätte etwas dafür gegeben, sie in die Hand zu nehmen, nur – er war ein vorsichtiger Mann und wußte, daß es gefährlich war, einen Hexer zu berühren. Also griff er nach dem langstieligen, elfenbeinernen Händchen, mit dem er sich den Rücken zu kratzen pflegte, und fuhr damit zwischen die Schenkel des Gefangenen.

»Schönes Tier!« flüsterte der Praiosgeweihte. »Du hast sicherlich nichts dagegen, mir noch ein wenig Freude zu bereiten, bevor du stirbst? Nein, sag nichts. Schweige. Dein Fleisch ist für alle da, also soll es auch für mich dasein.« Er wandte sich an Chadim. »Bring mir mein Instrument.«

Der Diener öffnete eine geheime Lade und kehrte mit einem faustdicken Schaft aus poliertem Ebenholz zurück, dessen gerundeter Kopf aus Elfenbein bestand.

»Kleide ihn aus, Chadim«, befahl Rufus Bela Crontz-Fornsay. »Und beuge ihn über den Tisch dort. Ja, so ist es gut. Und nun laß uns dieses köstliche Fleisch genießen, mein lieber Chadim, solange es noch nicht gebraten ist.«

Ofrim Seidenhaar torkelte zwischen zwei Wachen den Gang entlang, der zu seiner Zelle führte. Sein Haar war verwirrt, sein Körper schweißbedeckt. Er wimmerte bei jedem Schritt. Dunkles Blut rann zwischen seinen Hinterbacken hinunter und verkrustete auf den Oberschenkeln. Er stolperte und schluchzte, bis sie ihn gewaltsam in seine Zelle schleiften, ihm die Ketten für die Nacht abnahmen und die Türe hinter ihm ins Schloß warfen.

Sobald sie ihn alleingelassen hatten, schwieg er still. Der Schmerz fuhr immer noch sengend durch seinen Körper, aber er beachtete ihn nicht mehr. Er ließ sich auf sein Lager sinken, und dort, in der Dunkelheit, überließ er sich ungehemmt wie ein Kind seiner Wut.

Die Erfahrung war ihm vollkommen neu und ein gewaltiger Schock gewesen. Nie hatte er daran gedacht, daß jemand ihn mit Gewalt nehmen könnte. *Nam mandra bhaile da'o* war nach dem Willen der Großen Mutter ein Geschenk, das zwei Menschen einander machten. Auch wenn ihm nicht alle gefielen, denen er auf den Hexenfesten zu Willen war, so hatte er es doch in einer freundlichen Stimmung getan, weil sie ihn begehrten oder jemand Dritter ihnen zusehen wollte. Nie war ihm in den Sinn gekommen, jemanden zu zwingen, und obwohl er wußte, daß es so etwas gab, hatte er immer gedacht, daß nur Verrückte

zu so peinlichen Abartigkeiten imstande waren – wie manche Irren Kot aßen und andere mit dem Kopf an die Wand schlugen.

Er hatte einen rasenden Schmerz empfunden, als würde ihm das Innerste im Leibe zerrissen, und dieser Schmerz hatte nicht nur seinen Körper betroffen. Mit grausamer Klarheit war ihm bewußt geworden, daß er eine Person war und daß diese Person in einem Strudel von Schmerz, Ekel und Entsetzen unterging. Nie hatte er sich so sehr als ein Ganzes gefühlt und nie war dieses Ganze so furchtbar bedroht worden. Mit aller Kraft hatte er sich gezwungen, stumm und leblos wie eine Puppe zu bleiben, aber nun, fernab von allen neugierigen Augen, ließ er seiner Wut freien Lauf.

Niemand ist zu einem so rasenden Zorn fähig wie eine Hexe. Ofrim schlug mit Armen und Beinen um sich, er fauchte und zischte, sein Körper wurde vom Hals bis zu den Zehen starr. Die Muskeln in seinem Rücken spannten sich krampfhaft, so daß sein Leib sich bog wie eine Brücke. Die Augen weit aufgerissen, knirschte er mit den Zähnen, ballte die Fäuste, daß die spitzen Nägel ihm roh in die Handflächen drangen. Fleckiger Schaum trat auf seine Lippen. Er krümmte und wand sich in seiner Raserei, grub die Zähne in die eigenen Fäuste, zerfetzte sein Gewand zwischen den Fingern. Eine gute Stunde tobte er so,

ehe der Krampf nachließ und er bleich, mit bläulichen Lippen, aufs Stroh niedersank.

Allmählich kam er wieder zu sich, und der körperliche Schmerz drang von neuem in sein Bewußtsein. Jetzt war die Zeit gekommen, seine Kraft auszunutzen. Er legte sich auf die Seite, spuckte sich auf die Fingerspitzen, fuhr damit unter den Kleidern zwischen die Hinterbacken und murmelte die alte elfische Formel des *balsamsalabunde* vor sich hin: »*Bhalsama sala bian da'o* ... heile, Wunde.«

Mit einem tiefen Stöhnen der Erleichterung spürte er, wie das Brennen nachließ und die zerrissene Haut wieder heil wurde. Der Schmerz verebbte, und er konnte wieder gleichmäßig atmen, aber seine Seele schmerzte noch immer.

Bis dahin war Ofrim Seidenhaar nicht bewußt gewesen, daß er überhaupt eine Seele hatte. Er hatte sich als einen Strom lebendiger Energie empfunden, der durch die Tage und Nächte floß, durch Lust und Unbehagen, Schlaf und Wachen, Erregung und Langeweile, aber nie als ein festes und abgezirkeltes Ganzes. Es war ihm schwergefallen, sich an Vergangenes zu erinnern oder sich Zukünftiges auszumalen, er hatte stets im Augenblick gelebt, ganz in der bunten Welt seiner Sinne befangen. Nun war es, als wäre dieser Strom erstarrt, und die kristallene Kugel, zu der er geworden war, war sehr zerbrechlich.

Die Hände um die Knöchel geschlungen, hockte er an der Mauer seines Gefängnisses und durchbohrte mit den Blicken die graue Dunkelheit, die ihn umwob. Sein Kerker hatte eine Luke, durch die er zuweilen einen Stern oder eine der vielen Sternschnuppen sah, die im Rahja niedergingen. Lauer Wind strich herein und erfüllte das triste Loch mit dem Duft eines warmen Sommerabends. Der Baron preßte die Stirn auf die hochgezogenen Knie und dachte nach.

Es war ihm ungewohnt, über solche Dinge nachzudenken, und erst sprangen die Gedanken in seinem Kopf herum wie Zicklein auf der Weide, aber allmählich ließen sie sich einfangen. Das Nachdenken berauschte ihn: In seinem Kopf spannen sich Arabesken, Dinge schoben sich zusammen und trennten sich voneinander. Es erinnerte ihn an das Schattenspiel mit den beweglichen Figuren, mit denen reisende tulamidische Gaukler ihn und Morla ergötzt hatten. Er war mit staunenden Augen dagesessen und hatte nicht genug bekommen von den zierlichen Schatten, die das Gauklerpaar für ihn tanzen ließ.

Dann ordneten sich seine störrischen Gedanken allmählich. Er erinnerte sich, daß er schon einmal so ganz er selbst gewesen war – in der obsidianschwarzen Krypta unten, in der Levthan ihn versucht hatte. Jetzt war er es wieder. Es war ein kühner, zugleich nüchterner und berauschender Zustand, in dem eine

neue Not und ein neuer Schmerz ihn bedrängten. Er fürchtete um dieses neuentdeckte Wesen.

Mit einem Schlag dachte er daran, daß er dort unten in der Finsternis an sein elfisches Erbe erinnert worden war, und sofort kehrten die Gedanken, die ihn damals erfaßt hatten, wieder. Erinnerungen an graue, sternerhellte Nächte durchströmten ihn, an silbrige Wipfel, die im Sommerwind raschelten, an Sterne, so groß, daß sie in Griffweite zu hängen schienen. Er wußte, daß er diese Nächte und Wipfel und Bäume nie gesehen hatte. Das Land, in dem Amárandel und ihr Volk herumgeschweift waren, lag fern im Norden, wo die Bäche im Winter zu Stein wurden und fremde Sterne am Himmel standen, und Ofrim Roswylde hatte von Dere nie mehr gesehen als seinen Winkel Araniens.

Er grub die Finger ins Haar und seufzte. Diese Dinge zu bedenken war schwierig, sehr schwierig. Früher war es einfach gewesen, da hatte er kurzerhand Morla gefragt, wenn etwas über seinen Verstand ging. Aber diese Nuß mußte er alleine knacken.

Der Geweihte hatte Böses an ihm getan, dachte er bitter. Und nicht nur an ihm allein: Er hatte ins Netz der Welt gefaßt und den harmonischen Fluß der Dinge gestört. Er hatte etwas getan, das niemand tun durfte ... so wie Levthan damals etwas von ihm ver-

langt hatte, das niemand verlangen durfte. Niemand durfte aus Eigennutz töten und niemand durfte *nam mandra bhaile da'o* erzwingen. Solche Übergriffe zerstörten das Netz des Lebens, sie zerstörten den zarten Kristall, zu dem seine Seelenkraft geronnen war – und die Kristalle anderer.

Es gab Dinge, die man vor dem Bösen beschützen mußte.

Ein gräßliches Lächeln verzog seine Lippen. Die Zähne blitzten auf wie die Reißzähne eines Wolfs. Ein grünlicher Funke glomm in den Augen auf.

Der Geweihte würde nicht ungestraft davonkommen. Er war bereits ein toter Mann, obwohl er noch nicht wußte, welcher Hexenfluch auf ihm lastete. Er hatte sich darauf verlassen, daß Ofrims Zauberkraft durch das Halseisen und die Ketten gebrochen war ... aber eine zornige Hexe bringt mehr zustande, als man glauben möchte.

Und Ofrim war wirklich sehr zornig gewesen.

Die rote Sänfte des Schatzmeisters rief immer noch einiges Aufsehen hervor, wenn sie durch die Straßen von Fasar schwankte. Passanten blieben stehen und blickten ihr neugierig nach, Kinder klatschten in die Hände, und die Hunde, die überall herumliefen, kläfften sie an. Rufus Bela Crontz-Fornsay achtete längst nicht mehr auf diese Geräusche. Seine Gedan-

ken waren bei dem Gottesdienst im Tempel. Er würde ihn mit reinem Gewissen feiern: Was er getan hatte, hatte nur dazu gedient, den Unzüchtigen zu strafen, dort zu strafen, wo er gesündigt hatte. Vielleicht erleuchteten Strafe und Buße sein Herz, so daß er sich im letzten Augenblick noch zerknirscht zeigte – wovon bis jetzt nur wenig zu bemerken gewesen war.

Der Schatzmeister wäre beinahe eingeschlummert, wachte aber mit einem Ruck wieder auf, als ein paar Köter ein kläffendes Konzert anstimmten. Elendes Viehzeug! Seit Jahren sahen sie seine Sänfte, aber jedesmal bellten sie sich wieder heiser vor Aufregung. Er sollte einmal ein paar Soldaten mitnehmen und die Bestien zu Tode knüppeln lassen. Er sollte –

Das Bellen ging in ein wütendes Knurren über.

Rufus fühlte, wie die Sänfte mit einem Ruck stehenblieb. Dann wurde sie auf dem Boden abgesetzt. Ärgerlich zog er den Vorhang hoch, um den Utus zuzurufen, er würde sie blutig peitschen lassen, wenn sie nicht rasch weitermachten ... da sah er die Hunde von Fasar.

Sie hatten den Utus den Weg versperrt, so daß sie sich angesichts bleckender Zähne und hochgezogener Lefzen nicht weiter wagten, und nun saßen sie in einem Halbkreis um ihn herum und glotzten ihn mit blutunterlaufenen Augen an ...

Die Leute waren stehengeblieben und staunten,

aber nicht lange. »Dschinsaj!« kreischte eine entsetzte Stimme. »Ein Zauber der bösen Geister!« Und augenblicklich floh das abergläubische Volk nach allen Seiten auseinander. Händler ließen ihre Körbe stehen und rannten davon, Frauen flüchteten mit schrillen Schreien. Kinder kreischten. Sogar die Soldaten an der Straßenecke waren verschwunden.

Nur die Hunde waren noch da.

Chadim war vom Wagentritt gesprungen und sah sich hilfesuchend nach seinem Herrn um. Aber noch bevor Rufus ein Wort sagen oder eine Geste machen konnte, war ein hagerer gelber Straßenköter auf den Diener losgesprungen und hatte ihn an der Kehle gepackt. Als Chadim aufbrüllend stürzte, hatte der Hund etwas Langes, Weißes im Maul, an dem er knurrend zerrte. Sofort sprangen die anderen herbei, und starr vor Entsetzen sah der Schatzmeister, wie sie sich in den schwächlich zappelnden Chadim verbissen und blutige Brocken aus seinem Leib rissen.

»Bewahre mich vor den Hexenkünsten, oh Praios!« schrie Rufus entsetzt, aber der Himmel blieb stumm. Wie Blei lasteten die schweren Regenwolken auf Fasar.

Praios erhörte den Frevler nicht.

Rufus schrie nach seinen Sklaven, sie sollten ihm die Hunde vom Leibe halten, aber er wußte bereits, daß er verloren war. Sein fatter Körper begann zu zit-

tern. Die Augen glotzten rund aus dem käsebleichen Gesicht. Da sprang einer der Hunde wild knurrend auf ihn zu und riß den Vorhang der Sänfte aus seiner Halterung, und gleich darauf setzten sie alle zum Sprung an ...

Makaika, einer der vier Utusklaven, stand von Schreck gelähmt wie eine Statue da und gaffte die Hunde an, die knurrend und zähnefletschend den Weg versperrten. Er wußte augenblicklich, daß er es hier nicht mit gewöhnlichen bissigen Kötern zu tun hatte. Jemand hatte einen Fluch auf den Schatzmeister gelegt, und es war ein fürchterlicher Fluch, viel schlimmer als alles, was Makaika auf seiner Insel je gesehen hatte. Die Augen der Hunde glühten stumpfrot in den blutunterlaufenen Höhlen. Ihre Fänge blitzten wie Messer. Dann sprangen sie los ...

Makaika hatte seinen Herrn nie sehr geschätzt und so dachte er nicht im Traum daran, ihm zu Hilfe zu eilen, als die verhexten Straßenköter in die Sänfte sprangen und ihn mit vereinten Kräften herauszerrten. Rufus Bela Crontz-Fornsay brüllte in Todesangst, er beschwor die Sklaven mit Flüchen und Bitten, aber die vier Utus rührten sich nicht. Die Augen so weit aufgerissen, daß sie weiß in den bläulichschwarzen Gesichtern leuchteten, sahen sie zu, wie einer der Hunde Rufus zwischen den Beinen packte und wütend an etwas zerrte, das er fest zwischen den Zähnen

hielt ... und nun bissen auch die anderen zu, hingen heulend und knurrend an seinen Händen und Füßen, wühlten blutige Schnauzen in seinen Bauch ...

Makaika sah, daß sie nicht die Kehle ansprangen; zweifellos hatte der Hexer – wer sonst sollte diesen Fluch gewirkt haben? – den Wunsch gehabt, Rufus einen langen und gräßlichen Tod zu bereiten. Der Wunsch wurde ihm erfüllt. Eine gute halbe Stunde zuckte und zappelte der Schatzmeister noch auf der Marktstraße, während entsetzte Zuschauer aus der Entfernung gafften. Erst dann verröchelte er. Die Hunde jagten mit blutigen Schnauzen davon und verschwanden. Auf dem Marktplatz blieb ein formloser Haufen Fleisch und Kleider zurück, aus dem Blutlachen rannen. Ein Fuß, der einem der Hunde aus dem Maul gefallen war, lag abgetrennt daneben. Er steckte noch in dem silbernen Pantoffel.

Die vier Utus standen verschreckt, aber unbeschadet neben der umgestürzten Sänfte.

Kunrad von Marmelund erfuhr die schreckliche Botschaft als einer der ersten, und sein erster Gedanke war: Praios strafe den Frevler! Ich wußte, daß er es tun würde; ich las es in seinen lüstern glitzernden Augen ...

Er rief Zachaban zu sich, um sich mit ihm zu beraten. »Was sollen wir dem Wahrer der Ordnung vor-

schlagen? Es ist unser Hexer, der dieses Unheil gewirkt hat; der Erhabene Lazlo Fitz Stratzburg wird einen Rat von uns verlangen.«

Zachaban war, wie immer, nicht um eine Antwort verlegen. »Vor allem darf niemand erfahren, was der Schatzmeister getan hat«, bemerkte er. »Ich rate euch, den Hexer und seine Schwester rasch hinrichten zu lassen, damit nichts unter die Leute kommt. Das Hexenpack hat ein loses Maul, und wenn er erst Gelegenheit hat, es aufzureißen, wird ganz Fasar erfahren, was ihm geschehen ist.« Er schüttelte sich vor Abscheu. »Wie konnte ein Geweihter so tief sinken, sich an dieser Kreatur zu verunreinigen!«

Kunrad zuckte die Achseln. »Jetzt ist vor allem wichtig, was wir der Öffentlichkeit sagen. Es darf nichts herauskommen, das ist dir zweifellos klar.«

Zachaban fuhr sich über den dünnen Oberlippenbart. »Wir sollten erst gar nicht bekannt werden lassen, daß der Hexer diesen Fluch gewirkt hat.«

»Und was willst du statt dessen bekannt werden lassen?«

Mit schmalem Lächeln antwortete Zachaban: »Daß ein Trupp fanatischer Rastullah-Ketzer mit scharf abgerichteten Hunden diesen feigen Mord begangen hat. Es ist ohnehin an der Zeit, daß wir diesen Götzenanbetern aus der Wüste wieder einmal die gepanzerte Faust zeigen. Laßt Ofrim und das Weib so rasch

wie möglich hinrichten und seht zu, daß ihnen bis dahin nichts über die Lippen kommt. Dann kümmern wir uns um die Rastullahni.«

»Das wäre eine Lüge«, antwortete Kunrad zögernd. »Und ich habe den Eid geschworen, immer die Wahrheit zu sagen.«

»Euer Eminenz«, antwortete Zachaban aus dem Schatten seiner Kapuze heraus, »es gibt ein höheres und ein geringeres Gut, und in diesem Falle ist Praios' unangetastete Ehre das höhere. Was würde geschehen, wenn die Wahrheit herauskäme? Würde man dann den Schatzmeister schelten? Nein, die Heilige und Reichskirche würde man mit Dreck bewerfen, der Ruhm des Herrn Praios würde befleckt ... und das wollt Ihr sicherlich nicht.«

Kunrad zögerte. »Du hast recht, nur – ...«

»Hört, gnädiger Herr. Crontz-Fornsay ist tot, und dieser Hexer ist so gut wie tot. Wem schadet es, wenn wir sein Ende ein wenig beschleunigen?«

»Er hat mir noch nicht alles erzählt.«

»Ihr wißt genug, um einen anderen zu finden, der Euch mehr bekennt. Jetzt muß ihm als erstes das Maul gestopft werden – oder wollt Ihr, daß die Geschichte in ganz Fasar die Runde macht? Und nicht nur in Fasar, bis nach Aranien würde man davon hören und die Geweihten verfluchen ...«

Das gab den Ausschlag. »Du hast recht«, entschied

Kunrad. »Es gibt eine höhere und eine geringere Wahrheit. Sieh zu, daß man ihn nicht mehr aus der Zelle läßt und bereite so rasch wie möglich die Hinrichtung vor. Es verlangt mich mehr denn je danach, ihn gepfählt zu sehen.«





13. Kapitel

Am Tag der Hinrichtung erhob sich Zachaban Malle in aller Morgenfrühe und ging hinaus auf den Tempelplatz, um die letzten Vorbereitungen für das Ereignis zu überwachen. Der Morgen dämmerte golden über den Horizont. Schon in den ersten Tagesstunden wurde es heiß, und die Menschenmenge, die sich auf dem Tempelplatz von Fasar versammelte, um der Verbrennung der beiden Hexen zuzusehen, suchte den Schatten der Türme.

Mitten auf dem Platz war ein mächtiges Blutgerüst errichtet worden. Dunkle Tücher und Draperien verhüllten die Pfosten. Ein paar Henkersknechte in roten Kapuzen waren dabei, das Glutbecken und die Zangen vorzubereiten. Neben dem Gerüst waren zwei Scheiterhaufen errichtet worden, beide aus Zedernholz, das mit heller, heißer Flamme brannte. Der eiserne Pfahl war noch nirgends zu sehen. Ihn würden die Geweihten erst im letzten Augenblick hereinbringen, wenn die Götterdienste abgehalten und die letzten feierlichen Mahnungen an die beiden Sünder, sich bußfertig zu zeigen, ungehört verhallt sein würden.

Über diesem grimmigen Instrumentarium der Gerechtigkeit flatterten fröhlich die Banner der Inquisi-

tion, prächtig bestickt mit den Bildern des Heiligen Gilborn von Punin in seinem Märtyrerglanz, der Heiligen Lechmin von Weiseprein und des Heiligen Arras de Mott, den die goldenen Strahlen der Erleuchtung umflamnten. Kunrad hatte alles aufgeboten, was der Tempel für einen solchen Anlaß bereithielt. Schon Stunden vor dem Ereignis standen nicht nur die Soldaten der Tempelgarde bereit, sondern auch Geweihte und Diener, die die Aufgabe hatten, das Volk einzustimmen. Ein paar Geweihte niederen Ranges hielten Predigten, um die Zuschauer nicht nur sinnvoll zu beschäftigen, sondern auch in die rechte Laune zu bringen.

Alles war gut gegangen – was immer der Gefangene zu fluchen und zu klagen hatte, war nicht über die Mauern seiner Zelle hinausgedrungen, und während der Hinrichtung würde er keine Gelegenheit mehr haben, viel zu schwatzen. Zachaban hatte den Knechten eingeschärft, ihn roh aufs Maul zu hauen, sobald er nur ein Wort über die Lippen zu bringen versuchte.

Der Hexer erhob sich am Morgen des Tages, der sein letzter sein sollte. Wie jeden Tag wusch er sich und aß – zum Erstaunen der Wachen – das Frühstück aus Brot und Milch, das man ihm hinstellte. Dann setzte er sich auf sein Strohlager und wartete auf den Henker.

Seine Finger spielten müßig in dem langen reichen Haar. Er kämmte es zum letzten Mal: Auf der Richtstätte würde man es ihm, ebenso wie Morla ihre nachtschwarzen Locken, bis auf die Kopfhaut abscheren. Die abgeschnittenen Flechten würde man mit ihm zusammen verbrennen, ebenso wie seine Kleider und Stiefel, den Napf, aus dem er gegessen, den Becher, aus dem er getrunken, und das Laken, auf dem er geschlafen hatte. Nichts, was er berührt hatte, sollte auf Dere zurückbleiben. Nur so konnte die Welt vom Fluch der Hexerei gereinigt werden.

Der Baron seufzte. Er fühlte Sulvos Gegenwart an seiner Seite. Ohne sie hätte ihn der Schatten des Todes erdrückt, der in einer Welle aus Furcht und Schmerz auf ihn zuraste. »Laßt mich nicht allein, Herrin«, flüsterte er. »Und steht Morla bei.«

Augenblicklich durchrann ihn ein wohliger Schauer, als hätten zarte Finger die seinen berührt.

Er blickte auf, als es vor der Türe laut wurde. Der Schlüssel knirschte im Schloß, ein Riegel wurde raselnd zurückgeschoben. Zachaban Malle trat ein und hinter ihm zwei Geweihte, die ein bedecktes Tablett trugen.

»Ich biete dir eine letzte Chance, Hexer, deine Seele zu retten«, lockte Zachaban. »Sieh her.« Die beiden Diener zogen das Tuch vom Tablett. Eine Opferschale stand darauf, und daneben lagen zwei Kerzen und

ein paar Stücke Gold. »Du hast eine letzte Gelegenheit, Praios zu opfern.«

Ofrim schüttelte entschieden den Kopf.

Noch einmal drang Zachaban in ihn. »Hüte dich! Jene, die rein im Geist und im Herzen sind, verzeichnet Praios im Goldenen Buch und er nimmt ihre Geister zu sich, damit sie den Glanz der Sonne vermehren. Doch wen Praios verstößt, der muß in Finsternis leben, voll Sehnsucht nach dem Licht der Sonne und zugleich voll Angst vor ihrem brennenden Anblick.«

»Nein«, erwiderte Ofrim fest. »Du hast mir viel von Gold und Glanz gesprochen, aber selbst wenn ich daran glaubte, so wollte ich doch nicht in Praios' Lichtpalast wohnen. Was soll mir das kalte Gold und der kalte Glanz! Gib mir ein Paradies mit Bäumen und Blumen, Früchten und Wein, dort will ich hingehen.«

»Lästerer!« knirschte Zachaban. »Ist deine Seele so niedrig, daß du das Licht nicht erkennst? Praios' Lichtpalast ist das Prächtigeste von allem: Ein Glanz ist da wie von tausend Sonnen. Und auch deine Seele würde ein Licht werden und strahlen wie eine Sonne und schweben und weben um das alleinige Licht, um dessen Glanz zu mehren, und das wird ihr lauter Glückseligkeit sein.«

Aber der Hexer lachte. »Wer kann vom Licht leben, Zachaban, und wer kann Gold essen? Lebte ich in ei-

nem goldenen Turm, mit allen Dingen um mich aus Gold, so müßte ich sterben und verderben, da ich nichts davon essen und gebrauchen kann. Nein, spare deine Worte. Wenn du mich töten mußt, so tue es bald, nur – halte mir keine vergeblichen Reden.«

»Daß deine Seele in die Niederhöllen hinausfahre!« murmelte der Inquisitor und versuchte es fortan nicht mehr, ihn zu bekehren.

Die beiden niederen Geweihten gingen hinaus. An ihrer Stelle kamen zwei Knechte, die Ofrim auskleideten und ihm ein knöchellanges rauhes Hemd aus grauem Linnen anzogen. Sie legten ihm eiserne Schellen an Hand- und Fußgelenke, mit einer langen Kette daran. Er mußte die Hände zur Brust heben, um beim Gehen nicht über die Kette zu stolpern. Zuletzt setzte man ihm – zum Zeichen, daß er unbußfertig geblieben war – eine schwefelgelbe Papiermütze auf den Kopf, die mit den Symbolen der Siebten Sphäre bemalt war. So führten die Knechte ihn hinaus in den Tempelhof.

»Laßt mich nicht allein, Herrin Sulvo«, flehte er stumm, während er mit vorsichtigen, unbeholfenen Schritten die Treppe hinabstieg. »Ich bin Erde, mein Herz ist wie Wasser in meiner Brust. Ohne Eure helfende Hand kann ich nicht bestehen.«

Da spannte es sich vor seiner Seele aus wie eine Regenbogenbrücke über einen Abgrund, er setzte den

Fuß darauf, und Freude erfüllte von neuem sein gemartertes Herz. Das Gold der Tempelmauern blendete seine Augen, so daß er blinzeln mußte, er fühlte die groben Stöße, mit denen die gepanzerten Fäuste der Soldaten ihn vorwärtstrieben, aber in Gedanken war er in Roswylde, wo man zur Zeit die erste Ernte einbrachte.

Im Hof wartete der Inquisitor in all seiner Pracht auf ihn.

Aus einem anderen Tor des Tempels führte man Morla, auch sie in einem groben Totenhemd, mit einer gelben Papiermütze auf dem Kopf. Die Blicke der Geschwister fanden sich, tauschten wortlose Botschaften aus.

Ist Sulvo bei dir, Schwester?

Ja. Ich fürchte nichts. Heute abend werden wir tanzen.

Mein Herz ist kraftlos, Schwester.

Vertraue und glaube. Ich bin sicher, daß die Holde Göttin ihre Hand ausstrecken wird.

Mit lauter Stimme bat er: »Laßt mich meine Schwester ein letztes Mal küssen.«

Aber Kunrad erlaubte es ihm nicht.

Unter den neugierig starrenden Augen der Menschenmenge wurden die beiden auf den Tempelplatz hinausgeführt. Die Sonne schien grell vom Himmel. Kein Windhauch regte sich. Der goldene Glanz am Horizont, in den sich bronzene Streifen mischten,

verriet, daß es vor Abend noch einen Sturm geben würde.

Ofrim nahm mit kristallener Deutlichkeit alles wahr, was um ihn herum geschah. Er fühlte jeden Schritt seiner nackten Füße auf dem Steinpflaster. Das Totenhemd rieb an seinen Schultern, und die Papiermütze rutschte ihm immer wieder über die Augen, so daß einer der Knechte zugriff und sie zurechtschob. Auf dem Pflaster lag Pferdemit; er tat einen Schritt beiseite, um nicht hineinzutreten. Die Trommeln rollten dumpf. Eine Pauke oder ein Becken antwortete mit einem dröhnenden Hall.

Dann sah er die schwarzverhangenen Stufen des Blutgerüsts vor sich. Er stieg mit behutsamen Schritten hinauf. Es wäre ihm peinlich gewesen, ausgerechnet jetzt, wo alle ihn sehen konnten, über die Kette zu stolpern und hinzufallen. Zwei Henkersknechte in roten Kapuzen ergriffen ihn, führten ihn zu einem Pfahl, an dem man ihn ankettete. Gleich darauf erging es Morla genauso. Er wünschte, er könnte sie berühren, aber ihr Pfosten stand gute fünf Schritte von dem seinen entfernt.

Der Schwarze Baron hatte gedacht, man würde ihn hinausführen und mit der schrecklichen Strafe beginnen, aber da kannte er die Praioskirche nicht. Er sollte noch stundenlang in der glühenden Morgensonne stehen, bis die vorbereitenden Feierlichkeiten ein En-

de hatten. Eine Zeremonie folgte der anderen, Predigten, Gesänge, ein langer Götterdienst.

Als Ofrim schon meinte, vor Durst und Hitze in Ohnmacht zu sinken, rollten wieder die Trommeln, das Becken ließ seinen dunklen, dröhnenden Schlag hören. Durch die Gasse, die die Soldaten in der Menge freihielten, kam ein Karren gefahren, gezogen von zwei prächtig mit schwarzen Federn und Decken geputzten Rappen. Auf dem Karren stand in seinem blutroten Mantel der Scharfrichter, und zu seinen Füßen lag, Übermannslang und in der Sonne wie Gold glitzernd, der eiserne Pfahl.

Einen Augenblick spürte Ofrim, wie ihn die Kraft verließ. Eisige Furcht krampfte seine Eingeweide zusammen, eine Qual durchfuhr seinen Unterleib, als hätte er grüne Pflaumen gegessen. Jeder Muskel in seinem Körper zog sich zusammen. Er stieß einen hohen, klagenden Schrei aus. Selbst Sulvos Hilfe reichte nicht mehr aus, um ihn zu trösten. Panik ergriff ihn, als der Pfahl vom Wagen gehoben und von den Knechten zum Scheiterhaufen getragen wurde. Die Welt verschwamm ihm vor den Augen, durch einen Schleier von Tränen sah er, wie der Pfahl auf seinem Dreibein vor dem Scheiterhaufen aufgestellt wurde. Wie aus weiter Ferne klang die getragene Stimme des Inquisitors an sein Ohr, die das Todesurteil verlas.

»... um der schlimmen Schande willen, die die bei-

den miteinander getrieben haben, soll dem Weib und dem Mann mit glühenden Zangen der Körperteil, den sie mit ihrer Lust besudelt haben, herausgerissen werden ... danach soll man erst das Weib auf den Pfahl speißen und verbrennen, und der Mann soll ihrem Tode zusehen. Sobald sie gestorben und ihre Seele ausgefahren ist, soll man ihm dasselbe tun. Praios strafe sie beide.«

Das Glutbecken rauchte und lohte.

Als ein Henkersknecht auf ihn zutrat, schüttelte der Hexer wild den Kopf und versuchte zurückzuweichen, aber die Ketten fesselten ihn allzu eng an den Pfahl. Er schrie auf ...

... und sein Schrei mischte sich in viele andere Stimmen.

»Ein Wunder!« schrie eine Frau gellend auf. »Ein Wunder!«

Kunrad stand auf dem Podium an der Seite des Blutgerüsts. Sein Blick hing fasziniert an Ofrims Gesicht. Er spürte, wie sich ein leiser Seufzer seiner Kehle entrang. Nichts befriedigte ihn mehr, als diesen Blick in den Augen eines Todgeweihten zu sehen, dieses großäugige Starren panischer Angst. In solchen Augenblicken erschauerte sein Leib, als streifte ihn ein kühler Windhauch, und sein innerstes Wesen drohte vor Entzücken zu schmelzen.

Sein Blick fiel auf den Pfahl, der eisig glänzend zwischen den beiden Scheiterhaufen wartete ... und seine Augen wurden groß. Er fuhr sich mit der Hand übers Gesicht, als wollte er Spinnweben wegwischen, aber der Anblick blieb.

Kunrad taumelte wie unter einem gewaltigen Schlag.

»Praios!« schrie er auf. »Praios, oh erhabener Herr ...« Seine Stimme hob sich zu einem gellenden Kreischen. »Hexenkunst und Dämonenwerk! List der Finsternis! Zerfleischt sie mit glühenden Zangen, ich befehle es euch, zerfleischt sie ...«

Aber die Henkersknechte standen nur da, die erkaltenden Zangen in Händen, und gafften wie alle anderen mit offenem Mund und weit aufgerissenen Augen das Wunder an.

Der Geißler Zachaban Malle hatte mit gleichmütigem Interesse die Feierlichkeiten beobachtet. Als die Pauke erdröhnte, beugte er sich ein wenig vor und schob seine Kapuze zurück, um besser sehen zu können. Er genoß den Gedanken, daß der Hexer für seinen Trotz und sein Widerstreben bestraft werden sollte.

Der Barbier, der ihm und seiner Schwester das Haar abscheren sollte, stand schon zwischen den Knechten bereit – ein kleiner, mausgrauer Bursche, der sich mehr fürchtete als der Delinquent selber. Er

hatte sein Becken mit Wasser und Seife bereitgestellt und hielt die frisch geschliffene Schere in der Hand, um zuerst die Haarflechten abzuschneiden, ehe er die Stoppeln rasierte. Danach würden die Knechte dem Delinquenten das Hemd hochheben und die glühenden Zangen in seine Levthansfrüchte bohren, um sie ihm zischend und schmorend vom Leibe zu reißen. Wahrscheinlich würde er dabei in Ohnmacht fallen, aber der Schmerz würde ihn rasch wieder aufwecken. Immerhin würde er wach genug sein, um mitanzusehen, was seiner Schwester geschah.

Sobald man auch der Frau die Quelle ihrer bösen Lust ausgebrannt hatte, würde man beide wieder bekleiden, um der Sittsamkeit Genüge zu tun. Dann –

Zachaban blickte auf, von einer jähen Unruhe aufgestört.

Sein Blick glitt zu Ofrim. Gut, dachte er befriedigt, als er das kalkbleiche Gesicht und die wild aufgerissenen Augen des Delinquenten sah. Jetzt überkam den Lästler die Angst. Zachaban hörte ihn einen schrillen Schrei ausstoßen, wie eine Taube, die der Habicht packt. Sein Blick hing wild an dem eisernen Pfahl –

Nur – was war das?

Ein heftiger Ruck ging durch das tödliche Instrument, das Übermannslang, schlank und im Sonnenschein gleißend zwischen den beiden Scheiterhaufen

stand. Seine drei Standbeine krümmten sich, schlängelten sich, als wäre das Eisen bis zur Weißglut erhitzt worden – und dann bohrten sie sich, Wurzeln gleich, durch die Steinplatten in den Boden. Den leuchtenden Schaft entlang fuhren Lichtspeere auf – nein, keine Lichtspeere, Zweige waren es – funkelnde Blätterbündel – das Sonnenlicht glitzerte auf schmalen, federförmigen roten Blättern, und nun rauschten Zweige im Wind ... rosafarbene Blüten, die die Form von Kelchen und Trompeten hatten ...

»Ein Wunder!« schrie eine Frauenstimme grell auf.
»Ein Wunder!«

Zachaban stieß die Geweihten links und rechts beiseite und sprang vor. Fassungslos hing sein Blick an der Erscheinung. Er zwinkerte, fuhr sich über die Augen ... umsonst, das ungeheuerliche Bild blieb bestehen. Wo eben noch der eiserne Pfahl aufragte, schwankte ein schlanker Baum mit weißem Stamm und leuchtendroten Blättern im Wind.

Der Scharfrichter, der fassungslos zugesehen hatte, trat vor und berührte den Baum – da fuhr ein Blitz auf, und der Mann stürzte bewußtlos zu Boden.

Die Knechte flohen schreiend in alle Richtungen.

Und über dem Richtplatz brach Rahjas Zorn los.

Ein furchtbarer Windstoß fuhr aus dem bronzefarben verdunkelten Himmel und riß in den Parks der Umgebung die Rosen und Palmblätter ab, die er wie

die Blumen einer rasenden Prozession über die Menge streute. Ein Rausch überkam die Zuschauer. Zachaban Malle sah mit entsetzten Augen, wie sie durcheinandertorkelten, wild mit den Armen fuchtelten und nach allen Richtungen irrten, die Hände zum Himmel erhoben, Ekstase in den weit geöffneten Augen.

Die Hinrichtung war vergessen. Zachaban sah einen Henkersknecht, die Zange noch in der Hand, in selbstvergessenem Entzücken tanzen. Andere warfen sich zuckend zu Boden und hoben die Arme zum Himmel, als regnete Nektar auf sie herab. Völlige Verwirrung brach aus, und nur Rahjas Milde war es zu danken, daß die Berauschten einander nicht zu Tode trampelten, sondern wie Traumwandler einer dem anderen auswichen. Donnerschläge hallten über Fasar, Blitze zuckten auf die Kuppeln der Gebäude herab. Tanzend und singend, seufzend und lachend zerstreute sich die Menge der Gaffer, um in Parks und Gärten erschöpft hinzusinken und im Rausch zu verweilen. Manche hoben die Kleider auf und tanzten halbnackt, andere fielen einander um den Hals und küßten sich ab. Hand in Hand rannten Männer und Frauen wie von Sinnen über den Rasen der Parks, sprangen in die Brunnen, liebkosten einander im Wasser und sprangen wieder heraus, um anderen Platz zu machen.

Zachaban Malle spürte entsetzt, wie der Rausch ihn ergriff. Noch wollte er fliehen, ein Stoßgebet sprechen – da kam es über ihn wie eine rote, rosenduftende Welle, er hob den Saum seiner Robe hoch und begann wider Willen zu tanzen ...

Kunrad von Marmelund hatte sich geistesgegenwärtig an sein Sonnenzepter geklammert und war wie ein Fels in der Brandung als einziger in dem tollen Trubel nüchtern geblieben. Sein Blick war klar, seine Stirn ernst. Aber er konnte nicht verhindern, daß alle anderen dem Rausch verfielen und unter Blitzgefunkel und Donnerschlägen lachend und jauchzend herumtanzten wie die Narren. Er versank in der Menge, die in alle Richtungen strömte und stolperte. Sie schoben und drängten ihn mit, fort von dem Blutgerüst; er sah nicht einmal mehr, was mit den beiden Gefangenen geschah.





14. Kapitel

»Komm zu dir, mein Freund.«

Der Baron Roswylde spürte, wie eine weiche Hand über seine Stirn strich. Er wollte die Augen aufschlagen, aber ihm war, als liege er in einem mit Samt ausgeschlagenen Sarg begraben. Ein muffig-süßer Geruch drang in seine Nase. Er nieste und versuchte sich zu bewegen, doch sein Körper war schwer. Seine Lider klebten zusammen; nur mit Mühe gelang es ihm, sie aufzuschlagen.

Sein trüber Blick wanderte über ein üppig eingerichtetes Gemach, das in samtenem Halbdunkel lag. Dichte Vorhänge waren vor den Fenstern zugezogen, die Läden geschlossen. Kerzen brannten in einem Leuchter neben dem Tisch. Eine dunkle Hand hielt ihm ein Fläschchen mit scharfriechem Inhalt unter die Nase. Ofrim nieste, stierte verwirrt ins Leere. Dann sprang er mit einem Aufschrei vom Bett auf, raffte seine Kleider hoch und fuhr sich mit der Hand zwischen die Beine. Eine Welle der Erleichterung durchströmte ihn, als er seine Levthansfrüchte in alter Pracht zwischen den Fingern fühlte. Schwindlig sank er auf das Lager zurück.

Ein gedämpftes Frauenlachen drang an sein Ohr.

Jetzt erst sah er, daß zwei Personen mit ihm im Raum waren. Auf einem Lederkissen im Hintergrund hockte eine dunkelhäutige Mhanadierin mit rotgefärbten Zähnen und Handflächen, die einen groben braunen Schleier um den Kopf gewickelt trug. Sie rauchte Tabak aus einer Kalkpfeife. Die Schwaden dieses parfümerten Tabaks waren es, die ihm so süßlich in die Nase gestiegen waren. Neben seinem Bett stand ein schöner brauner Mann in aprikosenfarbenen Kleidern und mit schwerem Goldschmuck um Hals und Handgelenke. Sein Haar war so sorgfältig frisiert wie das einer Frau.

»Da, riech noch einmal. Das wird dich aufwecken.« Der Mann hielt ihm von neuem das Riechfläschchen hin.

Ofrim schob es mit einer Handbewegung beiseite. »Wer bist du?«, fragte er argwöhnisch.

»Celendorm, der Geweihte des Khabla-Tempels zu Fasar«, antwortete der Mhanadier mit einer angedeuteten Verbeugung. »Du bist in meinem Haus und in Sicherheit. Die Wachen des Inquisitors suchen dich, aber hier werden sie dich nicht finden.«

Ofrim fuhr sich mit beiden Händen übers Gesicht. »Wo ist meine Schwester?«

»Nicht ferne von dir«, antwortete die Mhanadierin, erhob sich von ihrem Kissen und kam, von schweren Kleidern umwölkt, auf ihn zu. Ihre rotgefärbten Zähne lächelten ihn an.

Ofrim staunte sie verständnislos an. Dann sah er ihr in die Augen und begriff. »Morla!« rief er aus. »Schwester! Ich habe dich nicht erkannt!«

»Du wirst dich selbst nicht wiedererkennen, wenn du in den Spiegel schaust«, erwiderte sie, streckte ihm die Hand hin, um ihn hochzuziehen, und führte ihn zu einem mannshohen Spiegel, wie es deren viele im Tempel des Khabla gab. »Sieh nur, was Celen-dorms Kunst vermag!«

Der Baron blickte in den Spiegel und sah sich einem völlig fremden – und abstoßend häßlichen – Menschen gegenüber.

Ein dunkelhäutiges Gesicht glotzte ihn an, Stirn und Wangen von den schuppenähnlichen, hellen Flecken gezeichnet, die die Zorganpocken auf der Haut hinterließen. Struppige kohlschwarze Brauen überwölbten die Augen. Die löchrigen Zähne waren schmutzig rot gefärbt, ein Zeichen für das typisch mhanadische Laster, die rote Rauschnuß zu kauen. Das Haar war mit einer stinkenden Schmiere glattgekämmt und auf dem Hinterkopf zu einem Knoten gedreht. Er trug einen zerlumpten Kaftan mit grauen Streifen.

Der Hexer zuckte zurück. »Was habt ihr mit mir gemacht?« rief er entsetzt.

Celendorm lachte. »Hab keine Angst. Ein heißes Bad und du bist wieder, der du vordem warst. Aber fürs erste mußt du der Eseltreiber Mezzek bleiben, bis

wir euch sicher aus der Stadt gebracht haben.« Er machte eine bedauernde Geste. »Du mußt im Stall schlafen, so lange du hier wohnst, und deine Schwester in der Ofenasche in der Küche, sonst könnte jemand mißtrauisch werden. Aber ich werde dafür sorgen, daß es euch an nichts fehlt.«

Als er merkte, daß Ofrim ihn nicht ohne Argwohn betrachtete, erklärte er: »Ich habe euch beide vom Richtplatz geholt. Ich wartete bereits mit meinem Diener und meinem Gespann auf euch. Das Orakel des Khabla hatte mir den Befehl überbracht, euch zu Hilfe zu eilen, euch zu verbergen und sicher außer Landes zu bringen.«

Drei Tage lang wohnten Ofrim und Morla im Haus des Priesters, dann brachen sie auf. Celendorm wünschte ihnen Glück auf den Weg und dankte im voraus, als sie ihm versprochen, Khablas Tempel ein Geschenk zu senden, sobald sie wieder sicher zuhause wären.

Ein Esel, vollbeladen mit Körben und Säcken, trotete durch die Altstadt von Fasar. Neben ihm schlurfte ein zerlumpter Eselstreiber, der sich alle paar Schritte weit geräuschvoll räusperte und im Bogen in den Straßenstaub spuckte. So schwer beladen wie der Esel folgte ihm ein Weib, das völlig in den Falten des bauschigen Umhangs verschwand. Die Passanten wi-

chen ihnen aus, um nicht an sie anzustreifen und sich Läuse zu holen.

Niemand kümmerte sich um die beiden.

Die Sonne stand bereits knapp über dem Horizont, als der Eseltreiber und seine Begleiterin jenseits der Stadtgrenze von Fasar einen Zedernhain erreichten, auf dem ein hübsches Haus stand. Man sah, daß wohlhabende Leute hier wohnten. Der Garten quoll über von Blumen und fruchttragenden Bäumchen. In den Zedern rauschte der Abendwind. Ein Mann in tulamidischer Tracht war eben dabei, an der Hecke Rosen abzuschneiden.

»Ah hoal!« rief der Eseltreiber laut und hielt sein Lasttier an. Die Frau blieb zwei Schritt hinter ihm stehen, ein gesichtsloser schwarzer Kegel.

»Was willst du?« fragte der Tulamide mißtrauisch. »Hast du den Weg verfehlt?«

Der Eseltreiber schwieg still und blickte ihn an.

Der Mann trat neugierig näher. »Was willst du?« wiederholte er barsch. Da traf sein Blick auf die Augen des Fremden und er sah, wie sie sich purpurn färbten.

»Bruder!« flüsterte er betroffen. Gastfreundschaft ist den meisten Hexen heilig, und der Tulamide hätte auch einen Eseltreiber mit Läusen beherbergt, wenn er sich als einer der Bruder- und Schwesternschaft

auswies, aber er war sichtlich erleichtert, als Ofrim rasch erwiderte: »Wir sind nicht, was wir scheinen. Führe uns in dein Haus.«

Saiman, der Tulamide, führte sie herein. Er bewohnte ein schönes Haus mit eingelegten Zedernfußböden und Mauern aus glattgehauenem Stein. »Nun, wer seid ihr?« fragte er, nachdem er den beiden einen Willkommenstrunk gereicht hatte.

»Aranische Hexen auf der Flucht vor dem Inquisitor in Fasar«, erwiderte Morla, während sie sich aus ihrem Umhang schälte. »Celendorm, der Geweihte des Khabla-Tempels, hat uns zu dir gesandt. Wir brauchen deine Hilfe. Du mußt uns helfen, nach Hause zu gelangen. Dafür soll der Esel dir gehören, den wir jetzt nicht mehr brauchen.«

»Laßt mich ein wenig nachdenken, wie ich das am besten bewerkstellige. Mittlerweile werden meine Frauen euch ein heißes Bad richten, und dann wollen wir essen.«

Der Baron genoß es sehr, als in Saimans Badezimmer mit dem im Boden eingelassenen Badebecken die Maske des lausigen Eselstreibers sich allmählich auflöste. Noch mehr freilich genossen es Saimans Nebenfrauen. Sie zwitscherten wie Vögel und kamen aus den erstaunten Ausrufen nicht heraus, als der abstoßende Bursche sich unter ihren Händen in einen schönen Mann in den besten Jahren verwandelte.

Ofrim verstand kein Mhanadi, aber ihr Trillern und Jauchzen, Händezusammenschlagen und Augenaufreißen sprach für sich selbst.

Bald darauf geleitete man ihn in einem sauberen Gewand in das Empfangszimmer. Morla, ebenfalls frisch gewaschen, war bereits da. Auf niedrigen Tischen waren Platten mit gebratenem Geflügel, Reis, Gemüse und Früchten angerichtet. Saiman lud sie beide zum Essen und erbot sich dann, ihnen seine zwei besten Besen zu leihen. »Sie sind schnell und stark, ihr könnt viele Meilen hinter euch bringen, ehe es wieder Tag wird. Die Besen werden euch zum Haus einer Schwester bringen, die euch weiterhelfen wird.«

Ofrim und Morla waren müde von dem langen und heißen Fußmarsch, aber Saiman ließ sie nur ein paar Stunden schlafen, ehe er sie wieder weckte. Er reichte jedem von ihnen einen warmen Umhang und ein Körbchen mit Proviant. »Glück auf den Weg«, sagte er. »Ihr braucht den Besen nichts zu befehlen, sie wissen, wohin sie sollen.«

Er führte sie aufs flache Dach seines Hauses, und wenig später flogen zwei Schatten über das nächtliche Hochland davon.

In den nächsten Tagen entdeckten die Geschwister erst, wie gut die geheimen Verbindungen der Hexen waren. Man reichte sie von einem Haus zum anderen

weiter, seien es Hütten oder Paläste. Jede Nacht flogen sie durch die Dunkelheit, landeten bei ihren Gastgebern, schliefen ein paar Stunden und aßen ein wenig, um mit Einbruch der Dunkelheit wieder davonzureiten. Auf Besen und Zaunstecken, in Wäschekörben und Fässern jagten sie durch die Nacht, die hellen Sterne über sich und das dunkle Land zu Füßen. Von vielen freundlichen Händen geschützt und gefördert, kehrten sie schließlich nach Roswylde zurück.

Ein schlankes Boot flog mit schnellen Ruderschlägen über das Perlenmeer, die Küste entlang. An der Reling standen, in ihre prächtigen weißgoldenen Roben gekleidet, zwei geistliche Herren – Zachaban Malle und Kunrad von Marmelund.

»Ich kann es kaum erwarten, die gesegnete Stadt des Lichtes wiederzusehen«, bemerkte Kunrad, während er die Hand über die Augen hielt und in das sommerliche Blau des Himmels spähte. »Es wird meiner Seele guttun, unter frommen und gerechten Männern zu sein, nach all dem Dämonenwerk, das ich erlitten habe.«

Die beiden hatten ihren Abschied von Fasar genommen und waren unterwegs nach Gareth, um sich in der Stadt des Lichtes zu erholen. Kunrad war zu dem Schluß gekommen, daß Praios ihnen im Zorn seinen Beistand verweigert hatte, weil der Schatzmei-

ster Rufus Crontz-Fornsay in seiner Göttervergessenheit ein so abscheuliches und fluchwürdiges Verbrechen begangen hatte, sich an einem Hexer zu verunreinigen. Allein deshalb waren die beiden Delinquenten entkommen.

»Ich habe kein Vertrauen mehr zu den Geweihten in Fasar«, wandte er sich an Zachaban. »Die Stadt ist verderbt, und es werden immer verderbte Geweihte sein, die dort sitzen. In der Stadt des Lichts, Praios beschütze sie, will ich meinen inneren Frieden wiederfinden. Und dann werde ich mich an mein großes Werk machen.«

Der Garetier blickte seinen Herrn aufmerksam an. Er fand, daß Kunrad sich verändert hatte, seit der harte Schlag ihn getroffen hatte. Seine Schönheit war verblaßt, die Wangen hohl, die blonden Brauen silbrig ergraut. Aber seine Augen leuchteten wie Karfunkelsteine.

»Ich bin nicht gänzlich geschlagen«, fuhr der Inquisitor mit frisch auflebender Stimme fort. »Habe ich nicht die Aussagen, die dieser Sohn der Siebten Sphäre vor mir gemacht hat? Ich bin tiefer in die Geheimnisse der Echten eingedrungen als je ein anderer zuvor und ich werde sie gänzlich aufdecken. Praios hat mir seine Zusage gegeben, daß ich das Echtenwerk ausrotten werde – und bei Seiner Ehre, ich werde es tun!«

Er hob die Faust hoch und schüttelte sie, und in seinen blauen Augen glomm ein harter, Verderben drohender Glanz auf.

In seinem Herzen hallte noch immer die Stimme des Orakelpriesters nach, als habe er sie soeben mit Ohren gehört: »Geh nach Aranien und entzünde im Land der Dunkelheit die Flamme meines Lichtes. Ich gebe dir einen großen und geheimen Auftrag: Du wirst die Wurzeln der götterlästerlichen Hexerei erkennen und sie aus dem Boden Araniens ausreißen, das Echsenwerk, das die Luft und die Erde verpestet. Du wirst den Urvater des Bösen vernichten, dessen giftiger Hauch dieses Land verwüstet ...«

Kunrad seufzte tief und beseligt auf. Er hatte eine Schlacht verloren, nur – was war das gegen den überwältigenden Sieg, den der Göttervater selbst ihm zugesagt hatte!





15. Kapitel

Kaum waren die Geschwister sicher heimgekehrt und hatten in Roswylde alles wohlauf gefunden (außer der Sorge, die die Bauern um sie ausgestanden hatten), da begannen sie, Rahja nach Kräften zu ehren. Der erste Dienst, den sie ihr taten, war von sehr persönlicher Art – sie hatten nachzuholen, was sie während der langen Trennung versäumt hatten. Danach machten sie sich ans Werk.

Sie sandten augenblicklich ein Geschenk an den Khabla-Tempel in Fasar – eine Truhe voll Silber, um damit die armen Verwachsenen und Häßlichen zu beköstigen, die bei dem Heiligen Hilfe suchten. Dann wurde in jedem Dorf ein Haus erbaut, das rosa getüncht und mit Heckenrosen oder wildem Wein bepflanzt wurde. Darin wohnten ein Jüngling und eine Maid, die beide keinen Griff Fronarbeit taten und keinen Zehnten bezahlten. Die Herrschaften selbst lehrten sie die feinen und köstlichen Künste der Liebe, und sie bezahlten auch den Raschtulswaller Wein, den Zuckerrohrschnaps und die Rauschkräuter, die Rahjas Knechte und Mägde zu ihrem Dienst brauchten. Den Bauern gefiel der neue Gottesdienst überaus gut, denn der Besuch des Rahja-Tempelchens war das Feinste

und Schönste, das sie in ihrem schlichten Leben je kennengelernt hatten – beinahe so schön wie das Kürbisfest!

Im Efferd – den man in Roswylde Erntemond nennt – kam zum Erstaunen der beiden Geschwister eine Rahja-Priesterin in ihr Haus. »Ich bringe euch ein Geschenk«, sagte sie. Dabei hielt sie ihnen ein kleines, mit Silber eingelegtes Kästchen hin. »Darin sind die Samen des Rahjabaumes, der in Fasar auf der Richtstätte aufblühte. Pflanz sie, wo es euch gefällt, und gebt jedem Mädchen des Dorfes davon, wenn es mannbar wird. Diese Samen und die Bäume, die daraus erwachsen, haben eine besondere Kraft. Ihr braucht weder Borbarad noch die Inquisition mehr zu fürchten. Jeder, der sich in böser Absicht Roswylde nähert, wird seine Strafe erhalten, und sei es Borbarad selbst, denn Rahja steht hoch über ihm.«

Obwohl es spät im Jahr war, säten die Geschwister einige der Samen an der Burgmauer aus und sahen erstaunt, wie schnell sie wuchsen. Schon nach wenigen Tagen durchbrach ein spitzer Schößling die aufgeworfene Erde, und Wochen später war die junge Pflanze so lang wie ein Arm.

Nun pflanzten sie bei jedem der Rahjahäuschen und entlang der Grenzen des Gutes Schößlinge. Die Bäumchen waren hübsch anzusehen, sie hatten zart gefiederte rote Blätter und schlanke Zweige und duf-

teten, wenn man die Hand an ihnen rieb, stärker als Rosen.

Von der geheimnisvollen beschützenden Kraft aber, die in ihnen steckte, erfuhren die Geschwister erst später.

Omsi, die Tochter einer Bäuerin aus Olabith, saß auf dem schönsten Esel ihrer Mutter und wurde von dem Tier gemächlichen Schrittes nach Roswylde hinaufgetragen. Ihr Herz klopfte heftig. Sie war so gründlich gebadet worden, daß ihre Haut brannte und juckte, und danach hatten die Eltern sie gesalbt und parfümiert und ihr die schönsten Kleider angezogen. Omsi – ein rundliches und nur mäßig hübsches Mädchen – trug einen roten Schleier, der ihre Gestalt vom Scheitel bis zu den Knöcheln umhüllte. Um ihren Hals und ihre Handgelenke klapperten Ketten aus Beeren, Muscheln und Rohr. Ihre Stirn schmückte ein Kranz aus Rosen, die in der Hitze des späten Efferd schon ein wenig verwelkt waren.

Ihr Vater begleitete sie. Auch er trug seine besten Kleider und war gewaschen und geschmückt.

Omsi merkte, wie ihr das Blut in den Ohren rauschte, als sie durch den schmalen Bogengang die geschwungene Treppe hinauf in die Halle von Roswylde geführt wurden. Sie hatte den Herrn nur selten gesehen, und da war er ihr düster und streng erschienen, ein großer

Mann mit gefährlich funkelnden Augen und Katzenkrallen an den Fingerspitzen. Sie fürchtete sehr, er würde ihr wehtun oder hart zu ihr sein.

Als er quer durch die dunkle Halle auf sie zuschritt, warf sie sich rasch zu Boden, um ihn nicht ansehen zu müssen. Ihr Vater tat desgleichen. Aber der Herr war nicht grimmig; er streckte die Hand aus und half ihr aufstehen, während er ihrem Vater bedeutete, dasselbe zu tun.

»Wie heißt sie?« fragte er mit einer dunklen, angenehm klingenden Stimme, die an ein Holzblasinstrument erinnerte.

»Omsi, gnädiger Herr, und sie hatte vor zehn Tagen ihren ersten Blutmond. Ich habe sie zu Euch gebracht, wie Ihr befohlen habt.«

Der Hexer nickte und streckte seine schmale Hand aus, um Omsi unter dem Kinn zu fassen. »Gut, Alrik«, erwiderte er. »Geh in die Küche, man wird dir zu essen geben und dir eine Kammer anweisen, und auch für deinen Esel wird gesorgt sein. Und du, Omsi, komm mit.«

Sie zitterte am ganzen Körper, als er sie einen Flur entlangführte – einen dunklen Flur mit gemeißelten Pfeilern, auf denen fantastische Ungeheuer hockten. Sie wünschte, sie hätte noch lange keinen Blutmond gehabt. Die Mutter hatte ihr zwar erklärt, was geschehen würde, aber sie konnte sich nichts Rechtes

darunter vorstellen und fürchtete, es würde sehr weh tun. Und wenn sie Herrn Ofrim nicht gefiel, würde er sie dann nicht am Ende verhexen, so daß sie krumm und schieläugig wie Nurhabad wurde?

Omsi weinte. Mit nassen Augen stolperte sie neben dem Hexer her und betrat schließlich ein großes Gemach. Es war dämmrig darin, denn hohe Zedern wuchsen vor den Butzenglasfenstern. Ofrim zündete eine Kerze an, und Omsi sah, daß ein breites, mit schönen Decken und Teppichen bedecktes Bett an der Hinterwand stand. Sie holte tief Luft und hielt den Atem an. Das Zimmer war prachtvoll eingerichtet, an einer Wand stand ein Schrank aus Ebenholz, Gold und Perlmutter. Es duftete so süß, daß ihr ein wenig schwindlig wurde.

»Komm und setz dich auf meinen Schoß«, befahl der Herr.

Eine Magd kam und brachte heißen, gewürzten Wein und Früchtebrot. Von beidem gab er ihr zu essen und zu trinken, während Omsi auf dem Schenkel des Schloßherrn saß und sich angstvoll fragte, wie es weitergehen sollte. Ihre Mutter hatte ihr gesagt, daß die Herrschaften von einer fremden Göttin aus großer Not errettet worden waren und seither diese Göttin inbrünstig verehrten, deshalb baten sie auch alle Mädchen, die ihren ersten Blutmond hatten, in ihr Schloß und machten ihnen Geschenke. Sie baten sie

freilich auch in ihr Bett, und dieser Teil des Besuchs machte Omsi Sorgen.

Der Hexer hob ihr rundliches Kinn mit dem Zeigefinger hoch. »Hast du Angst vor mir?«

»Ein wenig, Herr«, gab sie zu. Zu ihrer Erleichterung lächelte er, als er das hörte, und streichelte ihre Wange.

»Ich will dir etwas erzählen«, sagte er, »und danach werde ich dich ein wenig verzaubern ... mit einem sehr angenehmen Zauber, der dir gut gefallen wird. Aber erst hör mir zu.«

Er erzählte Omsi, wie der Inquisitor gekommen war, um ihn und Morla zu töten, wie er sie erst nach Zorgan und dann nach Fasar geschleppt hatte, und daß sie beide einen schändlichen und schrecklichen Tod gestorben wären, hätte Rahja sich nicht ihrer erbarmt. »Wenn du morgen von hier fortgehst, werde ich dir Samen dieses wunderbaren Baumes mitgeben. Die pflanzt du vor der Hütte deiner Eltern, und sie werden dir Glück und Segen bringen. Und vergiß niemals, neben Satuaria auch Rahja zu ehren, denn sie ist eine sehr mächtige und gewaltige Göttin, die große Wunder tun kann. Ehre auch Peraine, denn sie gibt den Ackersegen, und ich bin überzeugt, daß sie an unserer Errettung nicht unbeteiligt war. Hast du alles verstanden?«

»Ja, Herr«, stammelte Omsi.

»Dann lehn deinen Kopf an meine Schulter, und ich werde einen angenehmen Zauber auf dich legen.«

Sie gehorchte ängstlich. Beend spürte sie, wie sein Bart ihre Wange streifte; sie roch den Duft seiner schimmernden Haare. Zeige- und Mittelfinger seiner Rechten berührten mit sanften Druck ihre Brust. Sein dunkler Blick senkte sich tief in den ihren. Und unvermittelt durchglühte sie Levthans Feuer.

Mit einem jauchzenden Aufschrei drängte sie sich an ihn, schlang die Hände um seinen Nacken und bot ihm den offenen Mund zum Kuß. Er suchte mit der Zungenspitze die ihre, dann hob er Omsi auf und trug sie, die ihn selig umklammerte, zum Bett hinüber.

In einer dunklen, stürmischen Boronnacht brach Meister Bunsegur zu einem wichtigen Unternehmen auf. Eine Zusammenkunft stand bevor, bei der verderbte Hexen und gewisse unaussprechliche andere Wesen sich zu einem götterlosen Fest versammelten. Eines der Dinge, die für dieses Treffen unabdingbar notwendig waren, war ein neugeborenes Kind, und Bunsegur hatte gehört, daß die Bäuerin Ferushan in Olabith vor zwei Tagen niedergekommen war.

Er grinste schiefmäulig vor sich hin, während er den Pfad durch die Hügel entlangtapfte. Wolken jagten über den Mond und tauchten die Landschaft in schnell wechselndes Hell und Dunkel. Schon sah er

die Hecke vor sich, die die Grenze von Roswylde kennzeichnete. Die Hecke diente nicht zur Verteidigung, sondern nur zur Markierung, und Bunsegur stieg mühelos über das kaum kniehohes Grün.

Da fragte plötzlich eine zarte Stimme: »Wer da? Freund oder Feind?«

Bunsegur schreckte so heftig zusammen, daß er um ein Haar das Gleichgewicht verloren hätte. Einen Augenblick dachte er, Ofrim hätte von seinem Vorhaben Wind bekommen und Wächter aufgestellt, die ihm auflauern sollten. Dann faßte er sich wieder. Das war nicht die Stimme eines Soldaten gewesen. Sie hatte dünn und schwach geklungen, fast wie ein Kinderstimmchen. Er sah sich um, konnte aber nichts weiter erkennen als die Hecke und eines der rotblättrigen Rahjabäumchen, das daneben gepflanzt war.

»Freund«, erwiderte er vorsichtig, alle Sinne angespannt, um einen Beobachter zu entdecken.

»Oh-oh!« widersprach das Stimmchen. »Kein Freund!«

Und dann fuhr es Meister Bunsegur wie ein Blitzschlag in die Beine. Er mochte wollen oder nicht, er mußte sie heben und tanzen und gleich darauf sprang er wie ein toll gewordener Bock auf der nächtlichen Wiese herum. Sein Bauch wackelte, sein Doppelkinn schwappte. Die Augen weit aufgerissen, puterrot angelaufen von der Anstrengung des Tanzes,

hüpfte er gurgelnd und röchelnd im Kreis. Er heulte um Erbarmen, aber der Fluch ließ nicht nach. Immer höher mußte er springen, immer wilder wurden seine Verrenkungen, bis es ihm endlich gelang, mit einem verzweifelten Hechtsprung über die Hecke zu setzen.

Keuchend und schweißtriefend saß er, die Beine von sich gestreckt, im taufeuchten Gras, und sobald er etwas zu Atem gekommen war, sprang er auf und entfloh. Er rannte ohne Rast und Ruhe, bis er die Küste erreichte und ein Boot fand, das ihn nach Maraskan brachte, und man hörte in Roswylde nie wieder von ihm.

Und so erging es in Zukunft allen, die ungebeten in Roswylde eindrangen. Ob Raubweiber oder vagabundierende Maraskaner, sie mußten tanzen, bis sie bewußtlos umfielen oder es ihnen gelang – wenn sie Glück hatten –, sich mit einem verzweifelten Sprung über die Hecke zu retten. Selbst Borbarads Boten, die grauenhaften Chimären, waren nicht gefeit gegen Rahjas Macht. Sie sprangen und tanzten auf ihren Spindelbeinen, schnatterten und flatterten mit den Flügeln, um schließlich zischend die Flucht zu ergreifen.

In Roswylde aber herrschten seither Ruhe, Sicherheit und süßer Friede.





Erklärung aventurischer Begriffe

Die Götter und Monate

1. Praios = Gott der Sonne und des Gesetzes – entspricht Juli
2. Rondra = Göttin des Krieges und des Sturmes – entspricht August
3. Efferd = Gott des Wassers, des Windes und der Seefahrt – entspricht September
4. Travia = Göttin des Herdfeuers, der Gastfreundschaft und der ehelichen Liebe – entspricht Oktober
5. Boron = Gott des Todes und des Schlafes – entspricht November
6. Hesinde = Göttin der Gelehrsamkeit, der Künste und der Magie – entspricht Dezember
7. Firun = Gott des Winters und der Jagd – entspricht Januar
8. Tsa = Göttin der Geburt und der Erneuerung – entspricht Februar

9. Phex = Gott der Diebe und Händler – entspricht März
10. Peraine = Göttin des Ackerbaus und der Heilkunde – entspricht April
11. Ingerimm = Gott des Feuers und des Handwerks – entspricht Mai
12. Rahja = Göttin des Weines, des Rausches und der Liebe – entspricht Juni

Maße und Gewichte

Meile = 1 km

Schritt = 1 m

Spann = 20 cm

Finger = 2 cm

Halbfinger = 1 cm

Dukat (Goldstück) = 50 DM

Silbertaler (Taler, Silberstück) = 5 DM

Heller = 0,5 DM

Kreuzer = 0,05 DM

Unze = 25 g

Stein = 1 kg

Quader = 1 t

Begriffe, Namen

Achaz: das bedeutendste Echsenvolk Aventuriens

Isdira: die Sprache der Elfen

Madamal: das derische Gegenstück des irdischen Mondes

Rssahh: die Sprache der Echsenvölker

Sikaryan: elfisch ›Lebenskraft‹

Sumu: die (Göttin der) Erde

Taubra: elfisch, (schwarze) Magie

Thargunithot: eine Dämonenfürstin, Herrin der Untoten

Ulikkaneel: ein zimtähnliches Gewürz

